

Zeitschrift: Beiträge zur nordischen Philologie
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Skandinavische Studien
Band: 24 (1995)

Artikel: Halldór Laxness : die Romane : eine Einführung
Autor: Friese, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-858273>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

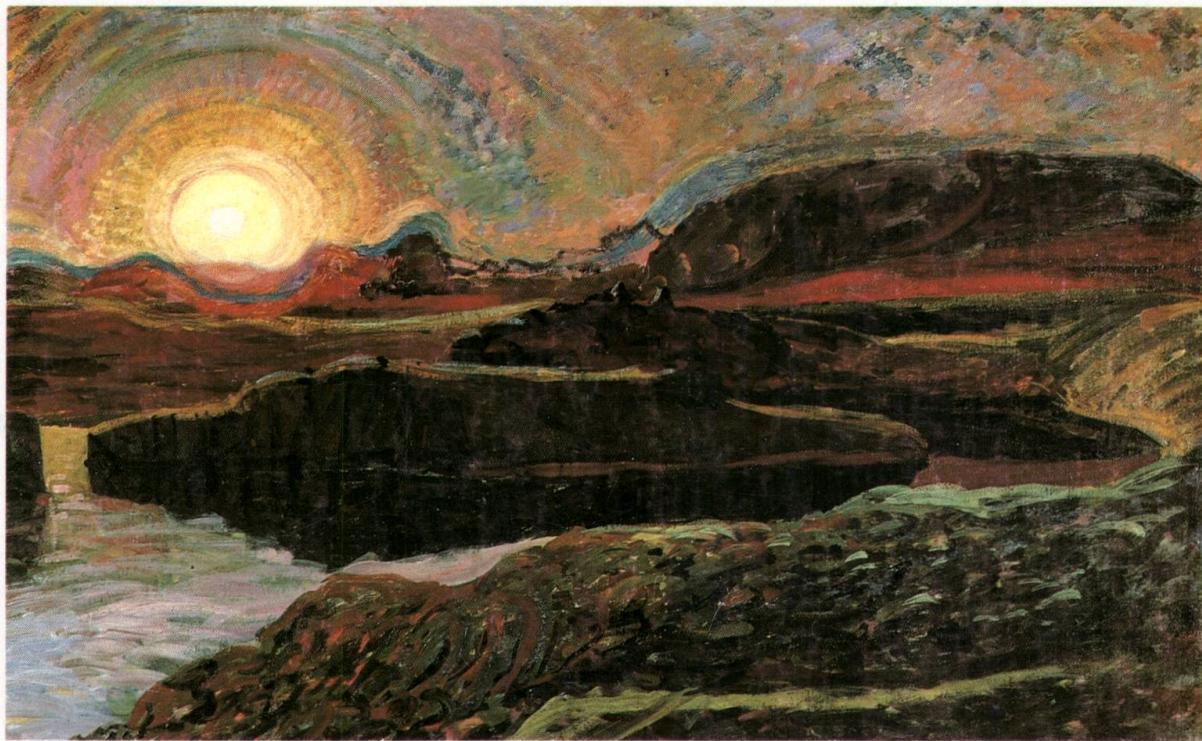
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wilhelm Friese

Halldór Laxness
Die Romane
Eine Einführung



Wilhelm Friese

Halldór Laxness
Die Romane
Eine Einführung

Beiträge zur nordischen Philologie

Herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft
für skandinavische Studien

24. Band
Wilhelm Friese

Halldór Laxness
Die Romane
Eine Einführung



**HELBBING & LICHTENHAHN VERLAG AG
BASEL UND FRANKFURT AM MAIN**

Wilhelm Friese

Halldór Laxness Die Romane

Eine Einführung



HELBING & LICHTENHAHN VERLAG AG
BASEL UND FRANKFURT AM MAIN
1995

Gedruckt mit Unterstützung
der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften

© Copyright by
Helbing & Lichtenhahn Verlag AG
Basel 1995

Satz: Helbing & Lichtenhahn
Druck und Einband:
Stückle Druck

ISBN 3 7190 1376 6
Bestellnummer 21 01376

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf deshalb der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Die Deutsche Bibliothek - CIP - Einheitsaufnahme

Friese, Wilhelm:

Halldór Laxness, die Romane : eine Einführung / Wilhelm Friese. –
Basel ; Frankfurt am Main : Helbing und Lichtenhahn, 1995

(Beiträge zur nordischen Philologie ; Bd. 24)

ISBN 3-7190-1376-6

Ne: GT

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	VII
Die Romane	IX
Die Welt der Romane	1
«Von daheim ging ich fort»: Frühe Prosa	5
Drei Heldenepen	23
Historie und Gegenwart	53
Suche nach Sinn	93
Bemerkungen zu Sprache und Stil	143
Die Romane in Deutschland.....	149
Kurzbiographie: Halldór Laxness.....	157
Laxness-Bibliographie	158
Deutsche Übersetzungen und Übersetzer.....	160
Literaturhinweise.....	161
Romanverzeichnis	162

Vorwort

Imponierend umfangreich und vielfältig zugleich ist das Œuvre von Halldór Laxness. Äußerungen und Überlegungen zur Literatur, Reflexionen über die eigene schriftstellerische Tätigkeit, Redetexte und Zeitungsbeiträge zu gesellschaftlichen Problemen unserer Zeit füllen eine stattliche Anzahl Bände. Hinzu kommen acht Schauspiele, ein Gedichtband und einige Bände Erzählungen.

Bekannt und berühmt außerhalb Islands ist allein der Romanautor Halldór Laxness. In viele Sprachen sind seine Romane übersetzt, und für sie, «für sein lebendiges episches Werk, das die große isländische Erzählkunst erneuert hat», sprach ihm 1955 die Schwedische Akademie den Literatur-Nobelpreis zu. Von diesen Romanen wird in dieser Einführung die Rede sein. Da sie vorrangig für deutschsprachige Leserinnen und Leser gedacht ist, sind die isländischen Texte ins Deutsche übertragen. Die Auszüge aus den Romanen folgen den in deutscher Sprache vorliegenden Werken, alle anderen Übersetzungen stammen vom Verfasser.

Die Einführung möchte neugierig machen auf die Romane von Halldór Laxness, sie möchte zu ihnen hinführen, die eigene Lektüre der Romane will und kann sie nicht ersetzen.

Den Anstoß zur Publikation dieses Buches gab der 90. Geburtstag des Autors, den die literarische Welt und insbesondere Island 1992 feierte. Um ein an Literatur allgemein interessiertes Publikum und nicht nur Fachnordisten zu erreichen, wurde ganz bewußt die populärwissenschaftliche Darstellungsweise gewählt. Wenn nun gleichwohl die Einführung in den «Beiträgen zur nordischen Philologie» vorliegt, so darf ich mich bei den Herausgebern dieser renommierten wissenschaftlichen Reihe für ihr großzügiges und wohlwollendes Entgegenkommen sehr herzlich bedanken.

Tübingen, am 50. Geburtstag der Republik Island.

Wilhelm Friese

Die Romane

1919	Barn náttúrunnar	Das Naturkind
1924	Undir Helgahnúk	Am heiligen Berg
1927	Vefarinn mikli frá Kasmír	Der große Weber von Kaschmir, 1988
1931	Þú vínviður hreini	Salka Valka, 1951; 1957
1932	Fuglinn í fjörunni	
1934	Sjálfstætt fólk I	Der Freisasse, 1936 Unabhängige Menschen, 1962 Sein eigener Herr, 1968
1935	Sjálfstætt fólk II	
1937	Ljós heimsins	
1938	Höll sumarlandsins	Weltlicht, 1955
1939	Hús skáldsins	
1940	Fegurð himinsins	Islandglocke, 1951 Die Islandglocke, 1993
1943	Íslandsklukkan	
1944	Hið ljósa man	
1946	Eldur í Kaupinhafn	
1948	Atómstöðin	Atomstation, 1955; 1989
1952	Gerpla	Gerpla, 1977; u.d.T. Die glücklichen Krieger, 1991
1952	Heiman eg fór	Von daheim ging ich fort
1957	Brekukotsannáll	Das Fischkonzert, 1961

X

1960	Paradísarheimt	Das wiedergefundene Paradies, 1971
1968	Kristnihald undir Jökli	Seelsorge am Gletscher, 1974; u.d.T. Am Gletscher, 1989
1970	Innansveitarkronika	Kirchspielchronik, 1976
1972	Guðsgjafaþulan	Die Litanei von den Gottes- gaben, 1979
1975	Í túninu heima	Auf der Hauswiese, 1978
1976	Úngur eg var	Jung war ich
1978	Sjömeistarasaragan	Die Siebenmeistergeschichte
1980	Grikklandsárið	Das Griechenlandjahr

Die Welt der Romane

Ein vielgereister und weltkundiger Schriftsteller ist Halldór Laxness, nicht fremd sind ihm die Religionen, Weltanschauungen und Ideologien, aber auch die Zweifel und die Skepsis unseres von Kriegen und Grausamkeiten heimgesuchten Zeitalters: Ein Weltbürger par excellence, doch zuerst und vor allem ein Isländer: «Ich bin ein Isländer, der wahre Isländer», diese Worte des jungen Halldór Laxness stehen über seinem Leben und prägen sein gesamtes Werk.

Die herbe Landschaft der Insel am Rande des Polarkreises verleiht den Romanen von Laxness ein unverwechselbares Fluidum: Der weite Horizont, die steinig-felsige Hochebene, die weißkalte Pracht der Gletscher, die schmalen Küstenstreifen mit den kleinen Ortschaften, die einfachen und schllichten Torf- und Grassoden-Katen, die stattlichen Häuser aus Holz und Stein, die Straßen und Plätze Reykjaviks, der Hauptstadt des Landes – dies sind die Schauplätze seiner Romane. Unverwechselbar ist auch die Natur: lange und dunkle Winter, eisige Schneestürme, helle Sommernächte. Selbst die Tierwelt spielt mit: der Fisch, das Schaf, die Vielfalt der Vogelarten zu Land, zur See und an den steil ins Meer stürzenden Felsklippen. Schließlich die Menschen, die diese Welt bevölkern: Rauhbeinige Fischer und knorrig-eigensinnige Bauern, wohl situierte Bürger und machtbesessene Politiker, selbstbewußte und stolze Frauen, aber auch absonderliche und eigenartige Käuze.

Noch immer ist Island ein Land der Weite und Leere, so wie es sich vor über Tausend Jahren den ersten Besiedlern gezeigt haben mag, besteht doch die Insel im Nordmeer zum weitaus größten Teil (76%) aus Steinwüste und Lavagebiet, aus felsiger Hochebene und aus Gletschern, etwa ein Viertel (23%) ist mageres Wiesen- und Weideland, nur 1% des Landes wird von Menschen bewohnt. Zu Beginn unseres Jahrhunderts zählt Island ca. 78 500 Einwohner, davon leben 4/5 auf verstreut liegenden Höfen, der Rest wohnt in Orten mit mehr als 300 Einwohnern, Reykjavik ist eine kleine, unscheinbare Stadt mit 6700 Bewohnern. Zur Mitte des Jahrhunderts lebt bereits 3/4 der Bevölkerung in größeren Gemeinden und Städten, in den achtziger Jahren wächst die Zahl auf etwa 90%. Am Ende des Jahrhunderts lebt weit über die Hälfte der rund 250 000 Bewohner der Insel im Großraum der Hauptstadt Reykjavik.

In den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts leben die meisten Isländer noch unter Bedingungen, die sich nur geringfügig von denen ihrer Vorfahren im Mittelalter unterscheiden. Die wirtschaftliche Basis des Inselvolkes, fast durchweg Bauern, ist die Vieh- und Weidewirtschaft – vor allem die Schafzucht –, und wird das Futter einmal knapp, was häufig genug geschieht, so ist nicht nur das Leben der Tiere in Gefahr, sondern auch das der Menschen. Die Küstenbewohner fahren bis zur Jahrhundertwende auf offenen Booten zum Fischfang für den täglichen Bedarf, erst mit dem Einsatz von Trawlern, der erste wird 1904 in Betrieb genommen, entwickelt sich eine moderne Fischereiwirtschaft, die dann zum ökonomischen Grundpfiler des Landes in den folgenden Jahrzehnten werden soll. Das Fortbleiben oder gar das Verschwinden des Herings – und anderer Fischarten – würde das Land in eine Wirtschaftskatastrophe stürzen, es hätte zur Folge, daß es für die Menschen um das nackte Überleben ginge.

Ein wichtiges Datum in der jüngeren Geschichte des Landes ist das Jahr 1904, wird doch in jenem Jahr durch ein Tiefseekabel die telegraphische Verbindung zwischen Reykjavík und Kopenhagen hergestellt; damit, so hat man gesagt, habe das Mittelalter endgültig auf Island sein Ende gefunden. Was immer an dieser Feststellung daran sein mag, so stimmt es doch, daß wir seit dieser Zeit auch auf anderen Gebieten den Einzug einer neuen Zeit beobachten können. Werden doch in den Jahren nach der Jahrhundertwende die bis dahin üblichen Torf- und Grassoden-Häuser weniger – heute sind sie nur noch in Freilichtmuseen zu besichtigen –, seit den zwanziger Jahren treten mehr und mehr Holz- und Steinhäuser an ihre Stelle. Benutzt wird auch kaum mehr das Verkehrsmittel des Landes all die Jahrhunderte hindurch, das Islandpony. Straßen werden gebaut, bis zur Jahrhundertmitte sind es ca. 5000 km; die «Ringstraße» (Nationalstraße 1), auf der man die Insel umfahren kann, wird 1974 eröffnet; freilich ist eine Fahrt noch immer von den jahreszeitlichen Wettergegebenheiten abhängig, ist doch die Straße nur teilweise asphaltiert. Für lange Zeit waren die einsamen Küstenorte am besten mit dem Küstendampfer zu erreichen, gab und gibt es doch, da die geographischen Verhältnisse des Landes den Bau von Bahnstrecken nicht zulassen, keine Eisenbahnverbindungen. Das Flugzeug – gegen Ende der zwanziger Jahre wird die erste Luftfahrtgesellschaft gegründet, die sich aber nur wenige Jahre halten kann – revolutioniert das Verkehrswesen des Landes nach dem Zweiten Weltkrieg. Heute gibt es nur noch wenige Distrikte im Land, die nicht täglich auf dem Luftweg zu erreichen sind. Wie im Verkehrswesen, beginnt die Modernisierung in anderen Bereichen des wirtschaftlichen Lebens erst eigentlich nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs; seit den fünfziger

Jahren ist der Lebensstandard der Isländer durchaus mit dem der skandinavischen Länder vergleichbar.

Das Jahr 1904 ist auch für die Politik des Landes, insbesondere die Innenpolitik, von einschneidender Bedeutung, bringt es doch die seit 100 Jahren währenden Bemühungen um die Unabhängigkeit des Landes mit der Ernennung des ersten isländischen Ministers (Hannes Hafstein, 1861–1922), der dem Althing verantwortlich ist, einen ganz entscheidenden Schritt voran, wenn auch die Außenpolitik weiterhin in Kopenhagen gemacht wird. 1918 erhält Island seine Selbständigkeit, doch bleibt es vorläufig noch in Personalunion mit Dänemark verbunden. Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs, am 17. Juni 1944, wird dann die Republik Island auf Thingvellir, der über tausendjährigen Versammlungsstätte der Bewohner des Landes, ausgerufen. Ein wahrhaft historisches Datum in der Geschichte Islands, haben doch damit endlich die «sieben dunklen Jahrhunderte» des Landes – 1264 kam es unter die Herrschaft der norwegischen Könige, mit Norwegen kam es 1388 an die Krone Dänemarks – ihr Ende gefunden.

Die Ernennung des ersten isländischen Ministers wertete auch die Arbeit des Althings (dieser traditionsreiche Name wurde für das Parlament übernommen) auf und trug zur Herausbildung einer parlamentarischen Demokratie nicht wenig bei. Ging es den politisch handelnden Kräften bis zum Ersten Weltkrieg vordringlich um das Erringen der Unabhängigkeit des Landes, so bilden sich seit den zwanziger Jahren Parteien heraus: die konservativ-liberale Unabhängigkeitspartei (Sjálfstæðisflokkur), die Fortschrittspartei (Framsóknarflokkur), für viele Jahre Interessenvertreterin der Bauern und eng mit der Cooperativ-Bewegung verbunden, als Koalitionspartner bei der Regierungsbildung fast immer dabei; die Sozialdemokratische Partei (Alþýðuflokkur); die Einheitspartei des Volkes-Sozialistische Partei (Sameiningarflokkur-alþýðusósíalistaflokkur), von linken Sozialdemokraten und Kommunisten 1938 gegründet, sie war pro-sowjetisch und profilierte sich nach dem Zweiten Weltkrieg durch einen betonten Anti-Amerikanismus. In Laxness, der sich für die Volksfront einsetzte, fand sie einen starken Befürworter, noch in seinen biographischen Aufzeichnungen «Zeit zu schreiben» (Skáldatími, 1963) schreibt er: «Ich [...] ließ mich als einen der Gründer dieser neuen Partei einschreiben. Obwohl ich nie wirklich an der Parteiarbeit teilgenommen habe, bin ich immer den Grundsätzen treu geblieben, auf denen diese Partei basierte – auch wenn ich manchmal sehr unzufrieden über ihre Entwicklung war, besonders als bei ihr gelegentlich Neigungen auftauchten, die aus der Kominternzeit herrührten» (Kap.«Progressiver» und «Gumanist»). Seit den

siebziger Jahren nennt sich die Partei Volksunion (Alþýðubandalag), sie verfolgt eine sozialistisch-demokratische Politik und hat ihre prosowjetische Haltung aufgegeben.

Für Jahrzehnte bestimmen diese Parteien die Politik des Landes, selbst dann noch, als in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts durch Neu gründungen das Parteienspektrum – so finden sich z.B. eine Frauen- und auch eine Bürgerpartei – erweitert wird. Gewiß führt die Zersplitterung der Parteienlandschaft dazu, daß häufig, man könnte auch sagen fast immer, die Kommunen und das Land nur durch Koalitionen regierbar sind, doch da sich in der politischen Praxis alle Parteien höchst pragmatisch ver halten und da sich vielfach politische und persönliche Interessen im Kampf um die Macht vermengen, finden sich nicht wenige Male einander widersprechende Kräfte zu einer Koalition zusammen. Dies ist sogar ein auffälliger Wesenszug isländischer Politik.

Dieses Island ist für den Schriftsteller Halldór Laxness die Welt, die Bühne der Welt, auf der er seine Romanfiguren auftreten und agieren lässt. Sie leben in einem vormodernen Land, das noch bis in die frühen Jahre des 20. Jahrhunderts mittelalterliche Wirtschafts- und Gesellschaftsstrukturen aufweist, sie sind aber auch in dem modernen Island daheim, das sich mit Macht nach dem Zweiten Weltkrieg herausbildet. Diese beiden so unterschiedlichen Welten bilden den realen Hintergrund der Romane, sie sind der Stoff, aus dem die schöpferische Phantasie und die sprachliche Gestaltungskraft des Autors seine Romanwelt schafft, denn der Wert einer Dichtung – so Halldór Laxness in seinem Essay «Notizen zu den Sagas» (Minnisgreinar um fornsögur, in Sjálfssagðir hlutir, 1946, 9–66, hier: 45) – hängt nicht zuletzt davon ab, «in wieweit sie eine vollkommene, unabhängige und eigenständige Welt darstellt.»

«Von daheim ging ich fort»: Frühe Prosa

Gerade zwei Jahre alt ist das 20. Jahrhundert, als in der isländischen Hauptstadt, dem nur wenige Tausend Einwohner zählenden Reykjavik, Halldór Guðjónsson am 23. April geboren wird. Dreijährig zieht er mit seinen Eltern, dem Straßenbaumeister Guðjón Helgi Helgason und dessen Frau Sigríður Halldórsdóttir, auf den Bauernhof Laxnes, wenige Kilometer östlich von Reykjavik: «Ein Pferdezug braucht von der Hauptstadt für diese Strecke vier Stunden. Damals wurden Entfernungen danach gemessen, wieviel Zeit es braucht, ein Lastpferd von einem Ort zu einem anderen im Schlepptau zu führen. Heute benötigt ein Auto eine Viertelstunde für diese Strecke.» Der Laxnes-Hof wird in der Rückerinnerung des siebzigjährigen Halldór Laxness, nun der weltberühmte Nobelpreisträger, zu einer Art Paradies: «Manchmal bilde ich mir ein: dies war die Wiese der Völuspá, der Idarvöllur, wo die Götter nach Ragnarök wieder zum Leben erwachen. Es war eine isländische Hauswiese, ein Tun.» Im Titel des Buches, in dem wir diese Sätze lesen, tauchen die Worte wieder auf: «Auf der Hauswiese» (Í túninu heima, 1975, dt. 1978). Halldór Laxness lässt in diesem schmalen Band seine Kindheit und Jugend lebendig werden, Dichtung und Wahrheit lassen sich nicht immer leicht ausmachen, doch bieten die Erinnerungen ein amüsantes Lesevergnügen, wirkt doch alles, wenn auch bisweilen ein wenig kunterbunt, durch den Vortrag, eine lässige Trockenheit und einen Humor, der keine Miene verzieht.

Auf dem Laxnes-Hof, in dieser kleinen und kargen Welt, «die für einige Zeit mein Himmel und meine Erde werden sollte», wird in dem jungen Halldór beim «ausgiebigen Bücherlesen» sehr früh das Verlangen übermächtig, selbst Bücher schreiben zu wollen. Mit sieben Jahren schon beginnt er, «Geschichten aus mir selbst» auf alles ihm in die Hände fallende Papier niederzukritzeln, und als er mit zwölf Jahren das elterliche Haus verlässt, um die Schule in Reykjavik zu besuchen, ist er eben dabei, einen «der längsten Romane, die jemals in isländischer Sprache geschrieben wurden», zu schreiben. Gleich so manchem Manuskript dieser frühen Jahre ging auch dieses verloren, sicher kein großer Verlust für die isländische Literatur.

Die erste Prosaarbeit, die die Bezeichnung Roman verdient, erscheint 1927, sie trägt den märchenhaften und zugleich geheimnisvollen Titel

«Der große Weber von Kaschmir». Voraus gehen zwei andere Veröffentlichungen: «Das Naturkind» und «Am heiligen Berg»; die erstgenannte Publikation ist ein schmales Stück Prosa, eher eine Novelle als ein Roman, die zweite ist nicht mehr als das Bruchstück eines geplanten größeren Vorhabens, beide Publikationen sind Schreibversuche eines jungen Autors, kaum mehr.

«Auf Kosten des Verfassers» – heißt es auf dem Titelblatt – Halldór frá Laxnesi, seinem Vornamen setzt er den Herkunftsname hinzu, erscheint 1919 «Barn náttúrunnar» («Das Naturkind»), eine «Liebesgeschichte». Wir erfahren von einem jungen Isländer, der aus Amerika nach Island zurückgekehrt ist; jenseits des Atlantiks hat er es zu einigem Reichtum gebracht, doch nun plagt ihn sein Gewissen, hat er doch sein Geld ohne Rücksicht auf die Mitmenschen und häufig mit unredlichen Mitteln erworben. Seinen Kinderglauben hat er dort drüben gleichfalls verloren, auch hat ihn eine Enttäuschung in der Liebe zu einem Frauenfeind werden lassen. Randver Olafsson, so heißt die männliche Hauptfigur, erweckt den Eindruck eines sehr erfolgreichen Mannes, doch das wahre Lebensglück hat ihm das Geld nicht gebracht: «Denn was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, doch dabei seine Seele Schaden nimmt» (Kap. 3). Von einem alten Bauern erfährt er, was ihm allein die wahre Lebensfreude bescheren könnte: die Mühen selbständiger Arbeit auf eigenem Grund und Boden.

In Hulda begegnet der vom Leben enttäuschte Islandheimkehrer der Tochter eines verwitweten Bauern, die in völliger Freiheit aufgewachsen ist. «Sie ist weder getauft noch konfirmiert, sie hat nicht an der Katechese teilgenommen und hat kein Gebet gelernt», lässt der Bauer Randver wissen, «allein die Natur hat sie erzogen» (Kap. 4). Das Mädchen folgt allein ihrem Instinkt, Moralvorstellungen sind ihr völlig unbekannt, selbstsüchtig ist das «Naturkind» und trägt ein «kaltes Herz» in ihrer Brust (ebd.), sie besitzt keine Seele und unterscheidet sich auf keine Weise von Randver.

In Huldas Nähe vergibt Randver all seinen Haß auf die Frauen; sie lernen einander schätzen und lieben und beschließen schließlich, ihre Zukunft gemeinsam zu gestalten. Sie hofft, mit ihm die herrliche Welt des Südens erleben zu können, doch als Randver ihr vorschlägt, gemeinsam mit ihm ein einfaches Leben auf dem Lande zu beginnen, schleudert sie ihm erbost ein «Nie» (Kapitelüberschrift des Kap. 13) entgegen. Zutiefst enttäuscht trennt er sich von ihr, lässt sich immer mehr gehen und verfällt dem Alkohol, es geht rapide bergab mit ihm: ein Bild des Jammers. Sie tröstet sich mit einem anderen Mann, doch als sie mit ihm das Land verlassen will,

begegnet sie Randver, das Bild des Elends erweckt ihre Liebe zu ihm aufs neue, und so beschließt sie, bei ihm zu bleiben und mit ihm ein gemeinsames Leben zu führen. Im letzten (25.) Kapitel lesen wir, daß sie – so die Überschrift des Kapitels – einem «ewigen Frühling» entgegen gehen, haben sie sich doch für das wahre Leben entschieden und sind auf dem Weg zu Gott. Ein dankbarer Blick zum Himmel und ein gemeinsames Gebet beschließen den schmalen Roman. In Randvers «Himmlischer Vater! Gib uns heute unser tägliches Brot!» stimmt Hulda bewegt mit den Worten ein: «Und vergib uns unsere tägliche Schuld!» Das sind die letzten Worte des Romans.

Im Sommer 1918 beginnt Halldór Laxness – er ist also nicht älter als 16 – mit der Arbeit an dem Manuskript, im Oktober 1919 erscheint «Das Naturkind» auf dem Buchmarkt. Der jugendliche Debütant weilt zu diesem Zeitpunkt nicht mehr in Island, hatte er doch wenige Monate zuvor die heimatliche Insel verlassen, seine erste Reise in die große Welt führte ihn nach Kopenhagen. Zur Korrektur der Druckfahnen hatte er keine Zeit, ihm lag einzig daran, daß ein Prosastück von ihm gedruckt wurde. Das Manuskript landete nicht im Papierkorb, wie so viele Tausende von Seiten zuvor. Der selbstbewußte und von seinem schriftstellerischen Können überzeugte junge Autor sah endlich seine Bemühungen zwischen zwei Buchdeckeln.

Viele Worte über dieses Stück Prosa zu verlieren, lohnt sich wohl nicht. Was den schmalen Band noch heute interessant macht, ist allein der Umstand, daß sich in diesem so bemühten und letztlich doch dilettantischen Roman Motive ausmachen lassen, die in späteren Werken des Autors erneut und verstärkt auftreten werden. Für Kenner der neueren skandinavischen Literatur ist auch leicht auszumachen, welche Lektüre den sechzehnjährigen Laxness besonders stark beeindruckt hat: Das sind zum einen die Bauernerzählungen des Norwegers Björnstjerne Björnson, zum anderen Selma Lagerlöfs Geschichten von schwedischen Bauern; einmal läßt der Erzähler sogar seinen männlichen Protagonisten in dem 1901 erschienenen Roman «Jerusalem» lesen, jenes Werk, in dem die Natur Dalarne und der Alltag des bäuerlichen Daseins das Lebensglück bringen, nicht aber jene religiöse Schwärmerei, die das Paradies auf Erden im Heiligen Land zu finden hofft (Kap. VI). Die Botschaft von der Glück und Zufriedenheit bringenden Arbeit auf der heimatlichen Scholle hat Laxness in die isländische Umwelt übertragen, aber auch das bei ihm zu findende ethisch-religiöse Pathos dürfen wir auf den norwegischen Nobelpreisträger und die schwedische Nobelpreisträgerin zurückführen. Die Figuren des Romans bleiben merkwürdig blaß und zeigen kein Profil, dies

gilt für die Nebenfiguren – die Bauern –, aber auch für Hulda und Randver. Sie sind keine Menschen, sie sind Typen und stehen für Lebenshaltungen: für Zivilisation und Natur, für Intellekt und Gefühl. Die Charakterchwächen der beiden Hauptfiguren werden durch den Glauben an die heilbringende Kraft körperlicher Arbeit auf eigenem Grund und Boden überwunden, den Weg der beiden markiert der Erzähler durch Verwendung leicht verständlicher Symbole und Zeichen: Bergbesteigung, Kreuzweg, Nebel, Tauwetter, Gewitter u.ä. Auch die Struktur des Romans folgt einem einfachen Schema: exakt in der Mitte des Romans, der 25 Kapitel zählt, im 13. Kapitel («Nie»), stehen Hulda und Randver am Scheideweg – er will das Glück des Lebens auf eigenem Boden finden, sie aber möchte es in der Welt suchen.

Stilistisch steht der junge Autor ganz in der Schuld seiner großen skandinavischen Vorbilder. Er bemüht sich um eine realistische Schreibweise, doch kommt in den Dialogen und den Monologen der Hauptfiguren der Überschwang der Gefühle immer wieder zum Durchbruch, und auch die Botschaft trägt der Autor mit allzuviel Pathos vor.

Sprachlich-literarisch besitzt «Das Naturkind» sicher keinen besonderen Wert, doch entdecken wir in dem Debüt des Sechzehnjährigen Spuren seines späteren Werks: Die Frage nach dem Sinn menschlicher Existenz wird Laxness nie verlassen, und das Religiöse spielt in den späteren Romanen – so in «Das wiedergefundene Paradies» oder in «Seelsorge am Gletscher» – eine gewichtige Rolle, auch das Moment der durch eigenhändige Arbeit gewonnenen Lebensfreude taucht immer wieder auf.

Fünf Jahre sollten dahingehen, bis der Autor sein nächstes Stück Prosa veröffentlicht, ein Werk, das auf den ersten Blick einen eigenartigen Eindruck macht. Das 1924 publizierte «Undir Helgahnúk» (Am heiligen Berg) besteht nämlich aus zwei unterschiedlich langen Abschnitten, sie wirken provisorisch, halbfertig und bruchstückhaft – sie sind auch nur Teile eines geplanten größeren Romanprojekts.

Das Unausgegorene kommt schon im Druckbild der zwei Abschnitte zum Ausdruck; die beiden ersten Kapitel, die die «Einleitung» bilden, sind mit kleineren Schrifttypen gesetzt, ehe dann im Normaldruck die Kapitel eins bis sieben folgen, die wiederum in 55 Unterabschnitte aufgeteilt sind. Wie wir vom Autor wissen, macht diese gedruckte Fassung aber nur etwa ein Drittel seines Manuskripts aus, die restlichen zwei Drittel blieben ungedruckt. Die Gründe dafür werden später aufgezeigt werden.

In der «Einleitung» lesen wir von zwei isländischen Freunden, die gemeinsam in Kopenhagen studieren; ihre Namen Snjolfur Asgrimsson und Kjartan Einarsson stehen jeweils über dem Kapitel, das von ihnen erzählt.

Snjolfur heiratet eine dänisch-amerikanische Witwe, da er sich verpflichtet fühlt, eine Frau, die sich ihm einmal hingegeben hat, zu heiraten, will er doch «keine Frau zur Hure» machen. Kjartan gibt seine Studien auf und geht nach Rom, um Bildhauer zu werden, er wird im Lauf der Zeit ein «Original». Mit Hilfe seiner Mutter setzt er das Theologiestudium fort, macht sein Examen, lernt Johanne, seine spätere Frau, kennen.

Dieser «Vorgeschichte» folgt das Prosastück «Am heiligen Berg». Am Fuße dieses Berges, in Stadur im nördlichen Island, liegt nämlich das Haus, das der Pastor Kjartan mit seiner Frau Johanne bezogen hat. Jedoch handelt das Erzählte nicht von ihnen, oder doch nur sehr am Rand, sondern von ihrem Sohn Atli Kjartansson, von seinem Wachsen und Reifen berichtet der Erzähler: von seiner Geburt, von den Jahren der Kindheit und der frühen Jugend bis hin zu jenem Tag, da er das elterliche Heim verläßt und nach Reykjavik zieht. Atlis Erlebnisse, weit mehr jedoch seine inneren Erfahrungen machen den Schwerpunkt der Geschichte aus. Atli ist ein Grübler, voller Phantasie, ein Knabe, der sich selbst und seine Umwelt vergißt, wenn er in einem seiner ihn häufig überfallenden Tagträume versinkt. In einem der Träume findet er sich versetzt in die Welt der Unterirdischen, der Elfen und Trolle, und der Herrscher dieser Welt tauscht bei dieser Gelegenheit sein Herz gegen den «Stein der Macht» aus. Erwachend aus seinem Traum, entdeckt er in seiner Brusttasche einen kleinen herzförmigen Stein, dies bestärkt ihn in seinem Glauben, daß in der Welt allein die Macht herrscht; er ist nun fest entschlossen, ein großer Mann in dieser Welt zu werden, und dabei sollen ihm Härte und Ehrgeiz – so nimmt er sich vor – helfen.

Die Lektüre der Schriften von Ibsen, Strindberg, Björnson, Jacobsen und Darwin läßt ihn den Glauben, in dem ihn seine Eltern erzogen haben, in neuem Licht sehen: «Er verachtete die Kirche, die Konfirmation, seinen Vater und alles andere [...] wenn es etwas in der Welt gab, das er nicht verachtete, so war dies Aslaug Snjolfsdottir» (Abschnitt 44). Aslaug ist die gleichaltrige Spielkameradin Atlis, sie ist die Tochter des aus Amerika zurückgekehrten Studienfreundes des Vaters, der die Verwaltung des Pastorenhofes übernommen hat. Sie werden zusammen groß und gehen gemeinsam zur Konfirmation, sie bewahrt ihren Glauben und wird Atlis guter Geist. Aslaug steht ihm nicht nur im Traum bei, sie steht ihm auch in der Wirklichkeit des Tages bei: Am Abend vor seiner Abreise nach Reykjavik zum Studium begegnen die beiden einander, er erzählt ihr, einmal in der Welt aus eigener Kraft ein großer Mann werden zu wollen, und dann zeigt er ihr das kleine rote Steinherz. Aslaug nimmt den Stein und ritzt mit ihrem Halsschmuck, einem Silberkreuz, den Namen Jesu darauf.

Zornig versucht er mit einem Messer, die Buchstaben zu entfernen, doch verletzt er sich dabei. Während sie ihm hilft, das Blut zu stillen, geraten sie in ein längeres Gespräch und schließlich stimmen sie ein altes isländisches Volkslied an und singen sich, so der Erzähler, mit jeder Strophe «tiefer und tiefer in die Dichtung – in das Fest jenseits des Tages». Atli stirbt nicht wie der Held des Liedes durch seine Begegnung mit den Elfen, Christus und Sancta Maria erweisen sich stärker als die Macht des Bösen – so sagen die letzten Verse des Liedes, mit denen das Buch endet.

Unübersehbar ist es Atli Kjartansson, der im Mittelpunkt der Handlung steht, sein Vater und auch die Mutter sind wenig bedeutsame Nebenfiguren, sie dienen nur zur Beschreibung seines Heranreifens; allein Aslaug Snjolfsdottir, die gleichaltrige Spielgefährtin, zeigt ein gewisses Profil. Den Erzähler interessiert nur die geistige Entwicklung seines männlichen Protagonisten: die schon sehr früh einsetzenden Fragen nach den religiösen und kirchlichen Geheimnissen, die Begegnung mit dem Tod, die aus der Lektüre moderner Autoren gewonnene Erkenntnis, Religion sei nichts als «Hirngespinst und Unsinn», Christus sei kein Gott, das Neue Testament nichts anderes als ein Roman (Kap. 43). Was für ihn zählt, was ihm allein erstrebenswert erscheint, ist Macht und Größe.

Etwas allzu plötzlich und abrupt läßt Atli im letzten Kapitel von all dem ab. Eben noch bringt er im Gespräch mit Aslaug seine tiefe Verachtung für das Christentum zum Ausdruck, dann schließt er sich nach seiner Verletzung der Meinung des Mädchens an, stimmt mit ihr in das Lied ein, das von der Schönheit jenseits des Tages, von Maria und Christus handelt. Warum dieser Schluß, fragt sich der Leser unwillkürlich. Die Frage muß auch dem jungen Autor gekommen sein, stellt er doch dem Buch ein Vorwort voran: «Der einleitende Abschnitt ist ein Auszug aus einem ganzen Buch über Snjolfur Asgrimsson und Kjartan Einarsson. Das Buch ist im Stadium der Vorarbeit steckengeblieben und wird in seiner Gesamtheit der Allgemeinheit nicht präsentiert.

Als eine Art Fortsetzung dieser Erzählung liegt als Vorarbeit ein weiterer Roman über Atli Kjartansson vor, etwa doppelt so lang wie der jetzt publizierte. Ob diese Arbeit jemals vollendet wird, ist jedoch nicht sicher – in jedem Fall aber nicht in den nächsten sieben Jahren. Das Buch ist in Saint Maurice de Clervaux im Winterhalbjahr 1922-23 geschrieben.»

Im Sommer 1923 schickt Laxness das Manuskript nach Reykjavik, dort erscheint es fast ein Jahr später, im Mai 1924. Was aber besagt das Versprechen des Autors im Vorwort, möglicherweise ein umfangreicheres Manuskript über Atli Kjartansson noch zu Ende zu schreiben, – «in jedem Fall aber nicht in den nächsten sieben Jahren»? Was verbirgt sich hinter



Halldór Laxness im Dezember 1921 in Innsbruck, aus: *Heiman eg fór*, 1952.

diesem Vorbehalt? Dieser wird verständlich, wenn wir uns Laxness' Biographie vor Augen halten, spielt er doch mit dem Gedanken, in den nächsten sieben Jahren Theologie zu studieren. Davon wird ausführlicher die Rede sein im Zusammenhang mit dem Roman «Der große Weber von Kaschmir».

Aus Bruchstücken, skizzenhaft hingeworfen und wenig durchdacht, setzt sich der schmale Band «Am heiligen Berg» zusammen; Fragment sollte auch das nächste Prosastück des Autors bleiben. Die Worte «Von daheim ging ich fort» (Heiman eg fór) setzt er auf das Titelblatt, sie sind einem der Rätsel von Gestr dem Blinden aus der «Saga von Hervör und König Heidrek» (Hervarar saga ok Heiðreks konungs) entnommen. Das Frontispiz zeigt einen feschen Jüngling mit Hut, fesch hier im österreichischen Sprachgebrauch als «nett, freundlich» gemeint, ist doch das Foto im Dezember 1921 in Innsbruck gemacht: der 19jährige Halldór Laxness. Fast 30 Jahre sollte das Manuskript im Kloster Saint Maurice de Clervaux in Luxemburg liegen bleiben, ehe es Professor Stefán Einarsson dort entdeckte; der junge Schriftsteller hatte es im Herbst 1924, als er das Kloster verließ, vergessen. Offensichtlich hielt er es zu jener Zeit für nicht wichtig. Erst 1952 bringt Laxness «Von daheim ging ich fort» zum Druck; «ein Selbstporträt aus der Jugend» sei es, schreibt er in einem knappen Vorwort, «eines Jünglings Dichtung und Wahrheit (im Original deutsch) über die Übergangszeit bis zum Alter von 17 Jahren». In den beiden ersten Kapiteln erinnert sich der Erzähler an Ereignisse, die sich vor drei Jahren zutragen, als er in Tirol viele Blätter beschrieb, denen er einen deutschen Titel, «Das rote Büchlein», voransetzte. Von seiner Herkunft und Kindheit lesen wir in den Kapiteln 3 bis 10; von Vater und Mutter und dem Familieneleben auf dem Land, von den ersten Lektüreeindrücken, von der ersten großen Erzählung, die er schrieb. Die Kapitel 11 bis 23 erzählen von Erlebnissen in Reykjavík vom November 1918 bis zum April 1919; dort beggegnet der Erzähler Stein Ellidi, einem jungen Dichter wie er. In einem literarischen Zirkel provoziert er seine Zuhörer mit einer Vorlesung, «wie sie auf Island noch nicht gehalten wurde» (Kap. 13); mit bitterbösen und kritischen Worten setzt er sich mit der so hochgeschätzten Kultur Islands auseinander: «ein Land des Alters» sei es, nichts langweiligeres als Snorri Sturlusons «Heimskringla» habe er gelesen, menschliche Gefühle und Seelenleben könnten die Sagas nicht gestalten, hingegen Autoren wie J.P. Jacobsen und H. Bang; auch die Sprache der Saga sei nicht zu vergleichen mit dem Dänischen von Björnstjerne Björnson oder dem Englischen von G.B. Shaw (Kap. 14). In dem «Meister» Asgrímur findet er seinen geistigen Führer, und in Frau Svala die Frau, die ihn seinen Haß auf die Frau

vergessen läßt, sie wird ihm «lebendiges Sinnbild» für das «ewig Weibliche» (im Original deutsch), «eine heilige Frau» (Kap. 18). In ihrer Nähe verliert der Erzähler seine innere Unsicherheit: «Es war, als wäre die Frau zu dieser Stunde geschaffen worden, wenigstens habe ich die Frau nicht zuvor gesehen» (Kap. 25), heißt es gegen Schluß des Buches, bevor es unvermittelt schließt.

«Spreche ich von Begebenheiten und Ereignissen, so meine ich damit etwas, was meiner Seele widerfahren ist,» beginnt das zweite Kapitel des Buches, und in der Tat spielen die äußeren Vorgänge des Erzählten keine wesentliche Rolle, im Zentrum steht die geistige Entwicklung des Ich-Erzählers, der viel mit dem jungen Laxness gemein hat, zumindest die Lebensdaten entsprechen den seinen.

Der Entwurf ist nicht geglückt, dies spürt wohl auch der Autor, so läßt er das Manuskript im Kloster liegen, es ist ein erneut mißlungener Versuch, seine Erfahrungen in einem Roman zu gestalten, nicht mehr. Doch sollte ein Wort, das das Erzähler-Ich am Schluß des ersten Kapitels spricht – «Jetzt bin ich bald 22 und sollte ich gefragt werden, was ich tue, so sage ich, am liebsten nenne ich mich einen Pilger», – nicht nur so dahingesagt sein. Dieses Wort paßt sehr gut auf den gleichaltrigen Autor; er fühlt sich als Pilger auf dieser Erde. Doch wohin wird ihn die Wanderung führen?

Schon beim Schreiben des Manuskripts, das dann für Jahrzehnte in dem luxemburgischen Kloster liegen gelassen und vergessen werden sollte, gehen Laxness Gedanken und Pläne für das nächste Prosawerk durch den Kopf. Klar ist ihm geworden, daß für sein neues Vorhaben ein Protagonist genügt: Stein Ellidi wird der Ich-Erzähler heißen.

In einem Interview mit der Zeitung «Morgunblaðið» im Dezember 1924 teilt der junge Autor der isländischen Öffentlichkeit mit, daß er vorhabe, das Land für immer zu verlassen, ihm passe «das Polarklima» nicht so recht, und so wolle er nach dem Süden ziehen. Bevor Laxness nun Island – wie er wähnt – endgültig verläßt, sei ein kurzer Blick auf sein Leben seit seiner ersten Ausfahrt von der heimatlichen Insel gestattet.

Als Siebzehnjähriger fährt der junge angehende Schriftsteller im Sommer 1919 nach Dänemark, Schweden und Norwegen, seinen Lebensunterhalt verdient er sich durch Erzählungen, die in dänischen Zeitungen erscheinen. Gewiß trifft er mit allen möglichen Menschen zusammen, doch die meiste Zeit verbringt er beim Bücherlesen, mit wahrem Heißhunger verschlingt er August Strindbergs Prosa mit ihren gesellschaftskritischen Ausbrüchen und dem immer wieder durchbrechenden Frauenhaß. Im Sommer 1920 ist er zurück in Island, im Herbst 1921 geht es erneut hinaus in «die große Welt», dieses Mal nach Deutschland und Österreich; er

macht Bekanntschaft mit den politischen, philosophischen und literarischen Ismen der Nachkriegszeit, einen sehr nachhaltigen Eindruck sollte insbesondere die Lektüre von Otto Weiningers «Geschlecht und Charakter» hinterlassen, bestärkte es ihn doch in seinem Frauenhaß und seiner Abscheu vor allem Sexuellen, die er bereits bei Strindberg gefunden hatte. Im Winter 1921/22 schreibt er in Tirol ein Stück Prosa, «Das rote Büchlein» nennt er es, weil es, wie er schreibt, «mit meinem Herzblut geschrieben ist». Das Manuskript bleibt liegen, es ist ein weiterer Vorentwurf für seinen großen Roman. Im April 1922 fährt er nach Amerika, doch muß er mit dem selben Schiff, mit dem er gekommen ist, zurückkreisen, da ihm das Geld ausgegangen ist, – weiter als nach Ellis Island sollte er nicht gelangen. Im Sommer finden wir ihn auf Bornholm, wo er durch einige Gläubige und Geistliche die katholische Kirche kennenlernen; ein Empfehlungsschreiben des dänischen Schriftstellers Johannes Jørgensen (1866–1956) öffnet ihm die Tür zu dem Benediktinerkloster St. Maurice de Clervaux in Luxemburg, wo er im Dezember 1922 von den Mönchen freundlich aufgenommen wird. Im Zusammenleben mit den Mönchen, durch die Teilnahme an der täglichen Messe und den anderen Gebetsübungen findet er Zugang zu den Riten der Kirche, die Unterweisung im katholischen Glauben schließt mit der Tauffeier am Heiligen Dreikönigstag, am 6. Januar 1923. Die Taufe nimmt der Bischof von Luxemburg vor, und der Täufling wählt sich den Namen des irischen Märtyrers Kilian, fortan wird er sich Halldór Kiljan Laxness nennen. Im Oktober wird er oblatus saecularis, er besucht in Paris den Jesuitenpater Jon Steinsson – ein viel gelesener Jugendschriftsteller (Nonni-Bücher) in katholischen Kreisen –, erlebt Lourdes und besucht dann eine Schule der Jesuiten in Middlesex, wo er sich mit der lateinischen Sprache, der Kirchengeschichte und Büchern katholischer Autoren intensiv beschäftigt. Weihnachten verbringt er bei Kartäusern, einem Orden strengster Observanz, im März 1924 trifft er auf Island ein, und hier macht er sich als ein engagierter Verteidiger seines neugewonnenen Glaubens einen Namen. Gegen die gehässigen Vorwürfe des Schriftstellers Þórbergur Þórðarson verteidigt er die Kirche in der Schrift «Katholische Standpunkte» (Kaþólsk viðhorf, 1925). Laxness setzt sich insbesondere mit der angeblichen Kulturfeindlichkeit der Kirche auseinander, ausdrücklich verweist er auf die bedeutsame Rolle der Kirche als Kulturbringerin all die Jahrhunderte hindurch.

Für die verschwindend geringe Zahl der Katholiken im protestantischen Island ist Laxness ein Gewinn, gibt er doch nicht nur offen eine «Antwort auf Angriffe» (Svar gegn árásum), so lautet der Untertitel seiner apologetischen Schrift, er tritt auch als Taufpate eines der angesehen-

sten Lyriker Islands, Stefán frá Hvítadal, auf. Der Zweiundzwanzigjährige zeigt sich als übereifriger und streitbarer Konvertit, er brennt darauf, Theologie zu studieren und Priester zu werden, um dann seiner Kirche in der nordischen Mission dienen zu können.

Von der Zeit bei den Benediktinern berichtet ein Tagebuch, das Laxness 1987, also 65 Jahre nach seinem Aufenthalt im Kloster St. Maurice de Clervaux, veröffentlicht. «Tage bei den Mönchen» (Dagar hjá Munkum) überschreibt er seine Notizen und Aufzeichnungen, die mit dem Aschermittwoch (14. Februar) beginnen und mit dem 8. Sonntag nach Pfingsten (24. Juli 1923) schließen; sie vermitteln ein bewegendes Bild von den inneren Kämpfen des jungen Konvertiten, von seinem Denken und Fühlen, seinen Ängsten und Freuden: wir lesen von seinen Gebeten in der Gemeinschaft der Mönche, vom täglichen frühmorgendlichen Besuch der Messe – die Liturgie der Karwoche und der gregorianische Gesang machen einen tiefen Eindruck auf ihn –, wir erfahren aber auch von den Anfechtungen und Versuchungen (insbesondere durch weibliche Kirchenbesucher), von dem Bekennen seiner Sünden in der Beichte, von der Kommunion, weniger von seinen Studien und der französischen Lektüre, nur marginal verweist er auf seine Arbeit an «Atli» – erschienen unter dem Titel «Am Heiligen Berg» –, so notiert er am 8. April: «Ich habe einen Teil geschrieben und Gott gebeten, mir bei der Arbeit beizustehen, die wahrscheinlich meine letzte Dichtung sein wird». All seine Erfahrungen vertraut der Schreiber mit tiefem Ernst und heiligem Eifer den Tagebuchblättern an; allein die ihn für längere Zeit heftig plagenden Zahnschmerzen (vom 7.–15. März) bringen einen etwas erheiternden Akzent in die Notizen – warum, fragt man sich, sucht er denn nicht endlich den Zahnarzt auf?

Das 1987 publizierte Tagebuch hat Laxness mit Erläuterungen und Anmerkungen eingerahmmt, der Fünfundachtzigjährige blickt zurück auf jene Zeit, die er im Kloster verbrachte, gern erinnert er sich an das Zusammenleben mit den Benediktinern, für sein Leben haben «der Katholizismus und das Christentum an jenem Platz» nicht wenig bedeutet, waren sie doch auch die inspirierende Quelle für den Roman «Der große Weber von Kaschmir».

«Man darf sagen, daß der Weber der erste meiner Romane ist, der diese Bezeichnung verdient, geschrieben wurde er unter dem Stern des Katholizismus. Der Weber ist ein großer Versuch, und die Erzählung spielt in einer sehr alltäglichen Atmosphäre, außer wenn der Erzähler vom philosophischen Eifer ergriffen wird. In dem Buch versuchte ich, mehrere der Probleme, die meiner Meinung nach die Gedanken der Menschen im

Chaos der Nachkriegsjahre beschäftigten, zu untersuchen. Die Hauptperson Stein Ellidi eignet sich einen Großteil der Lebensanschauungen und Lehren, die damals umgingen, neue Ismen und Strömungen an, prüft deren Gültigkeit und versucht, alle Bande zu seiner Vergangenheit abzuschneiden». So also sieht Laxness, nun über 80 Jahre alt, den Roman, der sechs Jahrzehnte zuvor veröffentlicht wurde. Wie war die Situation damals?

Im Mai 1925 verläßt Laxness Island, nach dem Süden Europas führt ihn die Reise, weil ihm das «Polarklima» daheim nicht behagt (davon war bereits die Rede); über Rom, wo er die Feiern des Heiligen Jahrs miterlebt, geht es nach Sizilien. In Taormina schreibt er dann bis Ende September das Manuskript des Romans, der ihm schon seit einiger Zeit durch den Kopf geht; bei Tag und Nacht schreibt er, in einer Art Rausch – «nachts splitternackt», erinnert er sich später. Im Oktober ist er im Kloster St. Maurice de Clervaux, legt dort am 15. Januar 1926 die Professus oblatus ab und kehrt «im Frühling 1926 mit dem «Großen Weber von Kaschmir» unter dem Arm» («Zeit zu schreiben») nach Reykjavík zurück.

Die Weihnachtsnummer der Zeitung «Morgunblaðið» (24.12.1925) bringt bereits eine zentrale Passage des Romans unter dem Titel «Stein Ellidi spricht mit dem Herrn vor dem Kreuz» (Stein Ellíði talar við Drottin frammá fyrir krossin), der ganze Roman wird aber erst in den frühen Monaten des Jahres 1927 heftweise herauskommen. 502 Seiten zählt die erste Auflage; die zweite (1948) wird etwas gestrafft, die dänische Übersetzung (1975), die der dritten Auflage (1957) folgt, wird vom Autor nochmals korrigiert, diese Textänderungen berücksichtigt die deutsche Übersetzung von Hubert Seelow (1988), nach der in der Folge zitiert wird.

«Der große Weber von Kaschmir» besteht aus – wie der Autor dies nennt – acht Büchern. Ein jedes Buch wiederum setzt sich zusammen aus einer kleineren oder größeren Zahl Kapitel oder Abschnitte.

Was wird erzählt? – Das Erste Buch, Kapitel 1–10, versetzt uns nach Thingvellir und macht uns mit den Angehörigen einer wohlhabenden Reederfamilie bekannt: mit Frau Valgerdur und ihren Söhnen Grimulf und Örnulf, Direktoren der Ylfingur-Reederei, deren Leben durch die Arbeit für das Unternehmen bestimmt wird. Grimulfs Frau, Jofrid, leidet an Schwindsucht, sie ist eine leidenschaftliche und zugleich schwermütige Frau, «sie war immer ängstlich, immer ratlos» (16). Ihr Sohn, Stein Ellidi, «etwas über achtzehn Jahre alt» (14), ist die Hauptfigur, «er besaß ein zweites Ich, das jenseits des Alltagslebens beheimatet war» (ebd.), von ihm heißt es, er sei ein Genie und inspirationsreicher Dichter; er hat vor, Island zu verlassen: «Ich will fahren, Dilja, ich will sehen. Ich bin zum Se-

hen geboren für eine weite Welt, eine große, weite Welt mit vielen Ländern und Städten [...]» (21f.). Die Angesprochene, die nur um ein Jahr jüngere Dilja, weiht er in seine Zukunftspläne ein, er fühle sich als «der große Weber von Kaschmir» (29), die Dichtkunst sei seine Geliebte (40), er werde eine «neue Epoche der Weltliteratur herbeidichten, wie Dante Alighieri» (ebd.), er ist sich gewiß, «eine für die Schönheit empfängliche Seele bekommen [zu] haben, die Fähigkeit, die Herrlichkeit im Anblick der Dinge preisen zu können.» (41). Ihr Gespräch auf Thingvellir – bei dem eigentlich nur er das Wort führt – vor seiner Abreise in die Welt schließt mit dem feierlichen Gelöbnis, «daß wir unsere Seele und unseren Körper der Wirklichkeit opfern, die hinter dem Schöpfungsakt steht und im Anblick der Dinge leuchtet» (43).

Das Zweite Buch, Kapitel 11–29, bringt in den Kapiteln 11–19 einen Brief von Dilja an Stein, der nie abgeschickt werden wird: «Fürchte nicht, daß ich Dir diesen Brief jemals schicken werde.» (48). Sie erzählt von ihrer Kindheit, von ihren Erlebnissen mit ihm, von ihrer Bewunderung für den nur ein Jahr älteren Spielkameraden; sie berichtet von ihrer Sehnsucht, wenn er mit seinen Eltern Reisen in der Welt unternahm, wie er ihr von den neuesten Werken der modernen Meister vorschwärzte, vom Dadaismus und Expressionismus, wie er Wortspiele von Max Jacob, Majakowski und Marinetti vortrug, von André Breton, Soupault und Ehrenburg wie über himmlische Offenbarungen sprach und an die erlösende Kraft der russischen Revolution glaubte. Dann bringt sie sogar einige dadaistische Verse von ihm (61ff.) und sechs Geschichten für Kinder (Kap. 19), die sie einmal für ihn geschrieben hat.

Die Kapitel 20–27 enthalten einen Brief von Jofridur, Steins Mutter, an Dilja, geschrieben im Januar 1922 in einem Hotel in Neapel. Sie erzählt von ihrem Leben, von ihrer unglücklichen Ehe, der mangelnden Liebe, von ihrer Enttäuschung, als der Sohn sich von ihr abwandte; in leidenschaftlich-dunklen Farben berichtet sie von einem Liebesabenteuer in Spanien, bei dem sie im entscheidenden Augenblick von Gewissensbissen gequält wurde und den Liebhaber fortschickte. Von dieser «schmutzigen» Seite der Liebe will Dilja nichts wissen, für sie ist «die Liebe, die Liebe, das Göttlichste im Leben» (87). Im letzten Kapitel des Buches wandern dann ihre Gedanken zurück in jene Zeit, da sie Stein am Klavier zu Liedern von Grieg, Schubert und seiner Übersetzung von Heinrich Heines «Der Doppelgänger» begleitete: «Die Lieder werden nie mehr gesungen», lautet der letzte Satz.

Im Dritten Buch, Kapitel 30–46, sitzt Stein im Abteil des Expresszuges Rom-Paris, es ist der Herbst 1921, ihm gegenüber – zum ersten Mal in sei-

nem Leben – ein Mönch. Während der Zug «westwärts durch Frankreich» rast, geraten sie in ein Gespräch, das freilich recht einseitig ist, überschüttet doch Stein den Benediktiner mit einem unaufhörlichen Redestrom. Er kommt auf die katholische Kirche zu sprechen, bezeichnet den Katholizismus als die Wahrheit, den Protestantismus hingegen als mißlungenen Liberalismus; das Christentum hat versagt, stellt er fest, war es doch nicht stark genug, den Krieg zu verhindern, nur ein Blinder vermag nicht zu sehen, daß das kommunistische System das Gesellschaftssystem der Zukunft sei – so redet er auf den Mönch ein –, Benedikt von Nursia gilt ihm mehr als Alexander Borgia. Vom Politischen wechselt er dann zum Persönlichen, er sucht nach der Vollkommenheit, nach Gott, doch auch die Kunst fordere große Opfer, mehr Selbstverleugnung als das Mönchtum.

In einem Brief aus Sussex vom Sommer 1924 an seinen Gesprächspartner kommt Stein dann erneut auf diese Themen zurück: Was ist Gott? Was ist der Mensch? Wofür lebt er? Ideale benötigt der Mensch, er will «einer dieser großen Männer» sein, «die die Welt braucht, um den schonungslosen Kampf gegen die Feinde der Menschheit zu führen» (119), dann wieder schreibt er: «Ich bin der Barbar des zwanzigsten Jahrhunderts» (ebd.), nur wenig später: «Ich singe das Loblied der Keuschheit» (120), ist doch der Keusche mit seinem Ideal verheiratet, er liebt nur die Menschheit (121). Nichts ist ihm verhaßter als die Frau, die Nebenbuhlerin und Konkurrentin Gottes, wenn es um die Seele des Mannes geht (124), und dann zitiert er sogar Dr. Weininger und verwendet dessen Vokabular über das Wesen der Frau.

Neujahr 1925 schreibt er an seinem Brief weiter, dieses Mal in London. Selbstquälerisch stellt er seine Fragen nach dem Sinn des menschlichen Daseins, nichts als eine Illusion sei es: «Der Mensch ist nur Eitelkeit» (137). Was ist der Sinn des Lebens?

«Was wird aus mir?
und bald verlischt die Sonne
und Erdenstaub vergeht.
Und alles wird zunichte
und keine Welt besteht –»

zitiert er Soupault (138). Wo kann ich meine Seele erquicken? «Vielleicht ist kein Paradies, weder im Diesseits noch im Jenseits, einem isländischen Tal vorzuziehen [...]. Hier ist alles, was ich liebe. Hier ist meine Kirche. Hier will ich wachen und schlafen, leben und sterben». Am Schluß des Briefes gerät er in Ekstase: «Die isländische Gebirgsnatur ist meine Ge-

liebte und meine Frau, laß mich in ihren Armen sterben. Laß meine Seele mit ihr eins werden im Tod.»

Im Vierten Buch, Kapitel 47–52, tritt Stein nicht auf, sein Name fällt nur im Gespräch zwischen Dilja und Örnulf; die Szene ist Reykjavik, 1924, sie lebt in ihren Träumen, er ist eine der wichtigsten Stützen der Gesellschaft. Der um vieles ältere Örnulf bemüht sich um Dilja, die sich «nach der Erfüllung des Lebens» (152) sehnt, schließlich erklärt er ihr, daß er sie schon immer geliebt habe, all seine Arbeit, um der mächtigste Mann des Landes zu werden, habe er nur getan, um in ihren Augen bestehen zu können. Was sei denn Stein? Nichts als ein Gaukler, ein Dichter, ein gewissenloser Geist, seine Seele ist ein durch und durch verlogenes Ungeheuer (167).

Das Fünfte Buch, Kapitel 53–61, bringt erneuten Szenenwechsel: Stein ist im Frühjahr 1925 nach Taormina auf Sizilien gereist, um das Grab seiner Mutter aufzusuchen. Er lernt den letzten Freund seiner Mutter kennen, Bambara Salvatore, Millionär, Faschist und Verächter der Menschheit – «Zwei Europäer des zwanzigsten Jahrhunderts, zwei maskierte Seelen, zwei Schauspieler» (180), heißt es von ihm und Stein. Stein will schließlich seiner Eitelkeit ein Ende machen, er will Zyankali einnehmen, doch beim Schreiben des Abschiedsbriefes an Salvatore grinst der Mond über dem Ätna durch das Fenster, und er wirft «sich wie ein Akrobat über den Balkon hinunter und machte zwölf Saltos, ehe er unten ankam». Das ist der letzte Satz des Kapitels 58. Die restlichen Kapitel des Buches, 59–61, zeigen Stein im Zentrum grell-phantastischer Traumbilder: Auf einem rauschenden Fest unter den Frauen des Sultans von Kairo; als sich die Türen öffnen, trifft er den Benediktinermönch aus dem Rom-Paris-Express, der ihn auf den Leicester Square führt, wo Jesus, gekleidet nach der neuesten Mode, gekreuzigt wird. Stein drängt sich durch das Gewühl der Menschen, «lauter Huren», alle Menschen sind Huren (198), und dann merkt er plötzlich, daß auch er dazu gehört.

Zu Beginn des Sechsten Buches, Kapitel 62–74, kämpft sich Stein in Luxemburg in einer stockfinsternen, regnerischen Nacht durch Dornengestrüpp einen Berg hinauf, schmutzig und zerlumpt steht er schließlich vor der Pforte eines Klosters. Mit leeren Händen steht der große Weber von Kaschmir da: «Was soll ich tun? Meine Leiden haben alle Grenzen überschritten.» (208). Pater Alban, sein Reisebegleiter aus dem Rom–Paris-Express, nimmt ihn freundlich auf, als Gast des Hauses lernt er das Leben der Mönche kennen, ihre Gebete und die Messe bilden anfangs eine eigenartige Welt für Stein, bis sein stolzes Ich sich demütig vor dem Kreuz niederwirft: «Im Kreuz ist Heil, sagt der große Meister der Imitatio; im Kreuz ist Leben [...]. Es gibt keinen Seelenfrieden und keine Hoffnung auf

ewiges Leben, außer im Kreuz. O crux, ave, spes unica!» (221). Sein geistlicher Mentor, Pater Alban, führt ihn ein in die christliche Askese, in Pascals «Pensées», die «Exercitia spiritualia» des Hl. Ignatius, in Thomas von Aquin und in die «kostbarste Perle von allen», Thomas von Kempens «Imitatio Jesu Christi». Vor dem Hochaltar schwört er «dem lutherischen Irrglauben ab, in dem er erzogen war» (237), der große Weber von Kaschmir war abgetan, Stein will in den Orden eintreten; er wird benediktinischer oblatus secularis, opfert Leib und Seele Gott, bevor er sich noch einmal vor der endgültigen Absage an die Welt nach Island aufmacht.

Im Siebenten Buch, Kapitel 75–89, erleben wir Stein im Sommer 1926 auf Island. Seinen Verwandten und auch anderen Menschen gegenüber tritt er abweisend, hochfahrend, ja, rücksichtslos auf, selten läßt er sich in Reykjavík sehen, meist unternimmt er tagelange Reisen im Ostland: «Die Wahrheit ist in der Kjos» (265). Er hört von Diljas Ehe und dem Tod ihres Kindes; und wenn er sich auch bemüht, ihr aus dem Weg zu gehen, – er liest zur Abwehr der fleischlichen Anfechtungen in der «Imitatio» –, so lassen sich doch Begegnungen mit ihr nicht vermeiden. Er macht ihr klar, daß es seine Berufung sei, der Welt im Namen Jesu Christi zu entsagen, ihre Antwort ist: «Nimm die Maske ab, Stein.» (291). Bei einem Ritt über das Land müssen sie in einer dunklen und regnerischen Nacht um Unterkunft in einem Bauernhof in der Nähe von Thingvellir bitten; dort finden sie zueinander: «Denn du bist das einzige, was ich liebe. Die Liebe des Mannes zur Frau ist das einzige Wahre im Leben. Alles in meinem Leben ist Lüge, außer dir.» (300). Als er am nächsten Morgen – Dilja ist bereits davongeritten – «seinen Blick über den Kranz von Bergen schweifen ließ, der die Ebene von Thingvellir umgibt und dem sich seine Vorfäder seit tausend Jahren an diesem geheiligten Ort gegenübergesehen hatten, da war er davon überzeugt, daß es von größter Wichtigkeit sei, eine Heimat zu haben, die mit der Majestät des Unaussprechlichen gesegnet war. Er fand, nichts sei wesentlicher, als die Eigenschaften zu besitzen, die man braucht, um ein guter Isländer zu sein.» So endet das Buch.

Das Achte Buch, Kapitel 90–100, beginnt mit einem Brief Steins aus Ostende an Pater Alban, datiert vom 10. September 1926. Er kündet seinem «liebsten Freund und Vater» seine Ankunft im Kloster Sept Fontaines an, eröffnet ihm, daß sein Denken von einem schaudererregenden Expressionismus und von einer surrealistischen geistigen Umnachtung beherrscht werde, er sei aber nach wie vor «erzkatholisch» (305ff). Bei der Ankunft im Kloster hört er, Pater Alban sei zu den Kartäusern gegangen, zu jenen Mönchen, die für die Welt gestorben und begraben seien. Bei einem Besuch in Pater Albans neuem Kloster verbreitet sich Stein über die

kulturelle Krise der Gegenwart, die seine Heimat sei, und daß die Kirche den modernen Menschen nicht verstehe: in der anschließenden Beichte klagt er über die Verderbtheit der Seele; seine Sünden in Gedanken, Wörtern und Werken bekennt er in tiefster Zerknirschung – der Beichtvater aber weist ihn darauf hin, daß Gott dem, der seine Schwäche eingestehst, nie seine Gnade versagt.

In Rom, in einem Konvent der Salesianer, wo sich Stein auf das Theologiestudium vorbereitet, erreicht ihn aus Kopenhagen ein Brief Diljas, in dem sie ihm mitteilt, daß Gott ihn nicht so liebe, wie sie ihn, seine Antwort lautet: «Alles außer Gott ist eitel. Nur Gott ist Wahrheit. Mein Geist sehnt sich nach der ewigen Wirklichkeit hinter der Schöpfung» (325). Und auf ähnliche Weise antwortet er ihr, gekleidet in eine schwarze Soutane, als sie ihn im März 1927 im Konvent anfleht, sie doch nicht zu verlassen: «Geh und suche Gott, deinen Schöpfer, denn alles außer ihm ist Täuschung!» (333). Im letzten, dem 100. Kapitel, sehen wir Dilja durch das nächtliche Rom wanken, in der Morgendämmerung steht sie ermattet vor der «Fassade von San Pietro: Sie sah dem Katholizismus ins Gesicht. Und dort steht mit großen Buchstaben geschrieben: TU ES PETRUS ET SUPER HANC PETRAM AEDIFICABO ECCLESIAM MEAM. Das bedeutet: Du bist Stein, und auf diesen Stein will ich meine Kirche bauen.» (334).

«Der große Weber von Kaschmir» – Welche Assoziationen erweckt der Titel des Romans? Wohin führt er unsere Gedanken? Unvermeidlich werden sie nach dem Orient gelenkt, zu «Tausendundeiner Nacht», der arabischen Erzählksammlung mit ihren Märchen, Abenteuern und Legenden, oder noch weiter, nach dem fernen Osten, zum sogenannten «glücklichen Tal», dem von der Himalayakette umschlossenen Bergland, von dem kostbare Teppiche und Gewebe kommen: «Der große Weber von Kaschmir» mag so etwas wie «Der Weltenweber» bedeuten. Dem Roman setzt der Autor ein Motto in italienischer Sprache voran, Worte aus Dante Alighieris «Divina Commedia»; aus dem «Paradiso», XVII. Gesang, Vers 127–132:

Doch soll dich das nicht hindern, ungeschminkt
vollständig dein Gesicht zu offenbaren,
und wer dann sündig ist, den laß sich kratzen,
wird deines Worts anfänglicher Geschmack
auch lästig sein, so wird es, verdaut,
dem Hörer Lebensnahrung hinterlassen. (Übers. K. Witte)

Aufschlußreich genug sind die Worte, der Bekenntnischarakter und das autobiographische Moment des Romans werden mehr als deutlich her-

ausgestellt. Doch lässt es Laxness nicht bei dieser Anleihe bei dem am Beginn der italienischen Literatur stehenden Dichter, – gleich Dante, der die «Divina commedia» in 100 Gesänge gliederte, unterteilt er seinen Roman in 100 Kapitel oder Abschnitte.

Laxness ist wahrscheinlich durch Giovanni Papinis «Un uomo finito» (1912, dt. Ein fertiger Mensch, 1925) auf Dante gestoßen, hat doch der italienische Autor sein autobiographisches Buch mit einem Motto von Dante versehen und in 50 Kapitel und sechs Bücher untergliedert – der von seiner schriftstellerischen Begabung überzeugte junge Laxness macht daraus 100 Kapitel und acht Bücher. Papini erzählt die Geschichte eines jungen Menschen, der rastlos die Wahrheit und das Vollkommene sucht, es ist «nicht meine Biographie, aber der exakte Verlauf von dem, was in meinem Inneren geschah», die Geschichte seiner Seele erzählt er, es ist eine Beichte, ein ungestümer Monolog, ein Kampf wider Tradition und Konvention. Papini fand in seiner seelischen Verzweiflung zum katholischen Glauben, der junge Laxness mag in ihm, dessen «Storia di Cristo» (1921; dt. 1924) und «Un uomo finito» er im Original gelesen und in der isländischen Presse vorgestellt hat, gewiß einen Geistesverwandten gesehen haben (vgl. Kap. 31). Auch er schreibt nicht seine Biographie, aber den «exakten Verlauf» von dem, was in seinem Inneren geschehen ist.

«Die Welt ist wie eine Bühne, auf der alles für eine große Oper hergerichtet ist», lautet der zweite Satz des Romans, auch wenn der Er-Erzähler dann mit einer Beschreibung von Thingvellir fortfährt, so nimmt dieser Satz doch ein traditionsreiches Motiv der Weltliteratur auf: Shakespeares «All the world's a stage and we are the players» und das *Theatrum mundi* des Barock. Alle Personen, die in dieser «Großen Oper» auftreten, sind nichts als Figuren in der Hand des Spielleiters und Autors, selbst wenn sie sich, wie die Hauptfigur Stein, hochmütig-trotzig und widerstrebend gebärden. Neben Stein verblassen die übrigen Figuren: seine Mutter, Örnulf, Salvatore, Pater Alban und selbst Dilja, die Spielkameradin der Kindheit und die Geliebte, sie sind nur «Ausstrahlungen des Ich» – wie einmal im Zusammenhang mit dem expressionistischen Drama gesagt worden ist –, sie liefern nur Stichworte für Stein, erläutern und illustrieren seine Auftritte und Monologe.

Stein Ellidi erfährt und durchleidet das Chaos der geistigen und literarischen Ismen des frühen 20. Jahrhunderts; seine Suche nach dem Sinn menschlicher Existenz treibt ihn an den Rand des Wahnsinns, bis er die Wahrheit in der katholischen Kirche findet. Diesen Weg beschreitet auch der junge Autor, er findet die Wahrheit im Glauben der katholischen Kirche – für einige Zeit zumindest.

Drei Heldenepen

Mit einer gehörigen Portion Ironie und dem bei ihm nicht ungewohnten understatement nennt Halldór Laxness in seinen biographischen Aufzeichnungen «Zeit zu schreiben» (Skáldatími, 1963, dt. 1976) die zwei in den frühen dreißiger Jahren veröffentlichten Romane «Salka Valka» und «Sein eigener Herr» Heldenepen, die über den Fisch und über das Schaf handeln. Als dritten Roman dürfen wir diesen beiden Heldenepen die breit angelegte Tetralogie «Weltlicht» hinzufügen, die von einem Versemacher oder Reimschmied handelt, um bei des Autors burschikos-salopper Sprache zu bleiben.

In diesen drei mächtigen Romanwerken der dreißiger Jahre geht es Laxness nicht länger mehr um das eigene Ich, im Zentrum steht nicht mehr – oder weniger offen – das Ego, hat er doch die isländische Natur, die Tiere und Menschen seiner Heimat entdeckt, oder besser, wiederentdeckt: Die Frauen und Männer, die Fischer und Kärtner bei ihrer täglichen Arbeit in den dürftigen Wohnstätten abgelegener Bergtäler. Nach dem «Großen Weber von Kaschmir» war dies nicht unbedingt zu erwarten gewesen. Doch liefert uns die Biographie des Autors vielleicht eine Erklärung für diese Entwicklung in seinem Romanschaffen.

Im Herbst 1925 sucht Laxness, von Sizilien mit dem Manuskript des «Großen Webers» kommend, das Kloster St. Maurice de Clervaux in Luxemburg auf, im Frühjahr 1926 fährt er heim nach Island (davon war ausführlich im vorangehenden Kapitel die Rede). Im Jahr darauf, im Mai 1927, bricht er erneut zu einer Reise in die große Welt auf, dieses Mal ist Nordamerika (Kanada und die USA) das Ziel. In der Zeit zwischen seiner Rückkehr vom europäischen Festland und der Fahrt über den Atlantik ist Laxness für einige Monate auf der Insel unterwegs, allein 4 1/2 Monate, von August bis zum Jahresende 1926, hält er sich im Osten des Landes auf; manch unscheinbaren Marktflecken an den Fjorden und kleine Bauernhöfe in abgelegenen Distrikten lernt er auf seinen Fußwanderungen kennen, er lernt aber auch seine Heimat mit anderen Augen sehen: «Man gewinnt am besten über eine Sache Klarheit, wenn man sie mit anderen vergleicht. Denken ist Vergleichen. Aus diesem Grund soll man andere Völker besuchen, um so sein Vermögen zu entwickeln, sein eigenes Volk zu verstehen», heißt es in dem «Reisebericht aus dem Ostland» (Ferðasagan að austan), den das Blatt «Vörður» im Oktober bringt. Von

seinen Erlebnissen und Eindrücken im Ostland berichtet er mit heißem Herzen: «Ich habe viel von den Menschen gelernt, ich weiß, es ist der Hering, der dieses Land und das Schicksal der Menschen bestimmt, dieses wunderliche und launenhafte Geschöpf aus dem Meer ist es, das das Land regiert.» Kritisch setzt er sich mit den sozialen Bedingungen, unter denen die Menschen leben müssen, auseinander, macht aber auch als einen wesentlichen Grund für die Situation der Menschen den ausgeprägten Individualismus seiner Landsleute aus, ihr stures Beharren auf «selbständigen Ansichten». Alle Facetten des Lebens dieser Menschen interessieren ihn, sogar zur «Elektrifizierung des Landes» äußert er sich (1927) ausführlich. Nicht nur in diesem Beitrag in der sozialdemokratischen Zeitung «Alþýðublaðið» (zuvor hatte er in konservativen Zeitungen publiziert) beruft sich Laxness in seiner Argumentation auf das Christentum: dessen vornehmste Aufgabe müsse es sein, diesen armen Menschen zu helfen.

Im Frühjahr 1927 geht die Reise westwärts über den Atlantik – den Weg, den so viele seiner Landsleute vor und nach der Jahrhundertwende aus wirtschaftlicher Not gehen mußten. In Kanada hält er sich für einige Zeit unter isländischen Emigranten auf, ehe es über Salt Lake City nach Kalifornien weitergeht. Hier versucht er sich – erfolglos – als Filmmanuskriptschreiber, er sieht in den Städten die Armut vieler Menschen, liest die sozialkritischen Romane von Theodore Dreiser, Sinclair Lewis und Upton Sinclair; den letzteren lernt er sogar persönlich kennen, und Upton Sinclair ist es, der ihn in seinem sozialen Engagement bestärkt. Im Sommer und Herbst 1928 schreibt er in Los Angeles jene Essays, die ein Jahr später, kurz vor seiner Rückkehr nach Island, in einem Buch veröffentlicht werden, das den Titel «Das Volksbuch» (Alþýðubókin) trägt. So verschiedenartig die Themen auch sind, zu denen sich Laxness äußert, so haben sie doch alle nur ein Ziel: sie wollen zur Aufklärung und Erziehung des Volkes beitragen. So finden wir in den 15 Aufsätzen Worte zur Hygiene und zur Ehe, zur Nationalität – nicht länger mehr betont er sein Weltbürgertum, sondern bekennt sich als Isländer –, er verbreitet sich über Kunst und Film, über «Bücher», so der Titel des ersten Beitrags, über die nationale Tradition der isländischen Literatur und über den «Glauben». Die sozialistische Position des Verfassers meldet sich in allen Beiträgen zu Wort, wenn sie auch mehr emotional als rational begründet ist. So widmet er denn die Essaysammlung – die erste Auflage von 1929 – auch der sozialdemokratischen Partei (Alþýðuflokkurin); denn «dem Volk gehört alles. Niemand besitzt etwas, nur die Allgemeinheit hat das Recht, Besitz zu haben» (in: Über die Landwirtschaft in Island: Um Búskap á Íslandi). Die Beschäftigung mit dem Sozialismus läßt ihn die Welt neu se-

hen; angesicht des sozialen Elends vieler Menschen werden ihm theologische Probleme zweitrangig, und so lesen wir auf der letzten Seite des Buches (im Essay «Glaube»):

«Der Mensch ist das Evangelium der neuen Kultur, der Mensch als gesellschaftliches Wesen, der Mensch als das Symbol des Lebens und als Idee, der eine wahrhafte Mensch – Du! Deshalb sollst du nicht glauben, was in christlichen Büchern steht: Wird der Schwache niedergetreten, dann geschieht deinem Bruder Unrecht, nein, in Wirklichkeit ist es so: das bist du! Dort, wo die Kinder des Proletariats zum Profit für die Wölfe des Kapitalismus ausgesaugt werden, da ist man dabei, dich selbst in den Schmutz zu treten, dich, den einzigen wahren Menschen, die höchste Offenbarung des Lebens, Dich.»

Die glühende Begeisterung, mit der der Erzieher seines Volkes – wie er sich verstehen mag – das Evangelium vom Menschen verkündet, kommt einem nicht unbekannt vor, hat doch Laxness vor wenigen Jahren noch die Botschaft des Christentums auf ähnliche Weise verkündet. Damals wie jetzt wird er mehr vom Überschwang der Gefühle als von der nüchternen Klarheit der Vernunft gelenkt. Er selbst bestätigt dies im Vorwort «Nach siebzehn Jahren» (Eftir sautján ár) zur zweiten Auflage des «Volksbuches», 1947, schreibt er doch: «Als ich 1927, nach der Veröffentlichung des «Großen Webers von Kaschmir» nach Amerika fuhr, war ich bestimmt kein Sozialist, jedoch war ein Abschnitt meines Lebens zu Ende. Als ich um die Jahreswende 1930 wieder heimkam, war ich Sozialist. Ich begreife nicht, wie jemand mit durchschnittlicher Intelligenz etwas anderes als Sozialist werden kann, wenn er sich mit den Widersprüchen der amerikanischen Gesellschaft durch eigene Anschauung bekannt gemacht hat [...]. Es ist offensichtlich, daß ich in Amerika nicht durch das Lesen sozialistischer Schriften zum Sozialisten wurde, sondern durch den Anblick der hungernden Arbeitslosen in den Parks [...].»

Das Mitleid mit den Menschen – in den Küstenorten und Katen Islands und in den Großstädten Amerikas – hat Laxness zum Sozialismus finden lassen, nicht die Lektüre der Klassiker des Marxismus; wie so mancher bürgerlicher Intellektueller in jener Zeit entdeckt und glaubt er an die Utopie vom Sozialismus und schwärmt von einem romantischen Kommunismus. Aber noch weiteres ist Laxness widerfahren: Er mußte erst seine Heimat verlassen, um in der Welt zu sich selbst und zu seinem Volk zu finden.

Von Menschen seines Volks handelt Laxness' erste größere Prosaarbeit nach der Rückkehr von Amerika. Fern der Heimat reift jener Stoff, dem er nach mehrfacher Überarbeitung in der zweiten Hälfte des Jahres 1930

die endgültige Form gibt. Ende März 1931 erscheint «Pú vínviður hreini» («Du Rebstock, du reiner»), ein eigenartiger Titel, der ebenso befremdlich wie der Titel des Fortsetzungsbandes wirkt, der am 30. Geburtstag des Autors, am 23. April 1932, auf dem Buchmarkt erscheint: «Fuglinn í fjörunni» («Vogel auf dem Strand»). Was sagen derartige Buchtitel schon? Kein Wunder, daß die zweite Auflage der beiden Bände, die 1951 in einem Buch herauskommt, den Namen der weiblichen Hauptfigur «Salka Valka» auf dem Titelblatt zeigt, übernommen von der dänischen Übersetzung des Romans aus dem Jahr 1934, die von Gunnar Gunnarsson stammt, dem zu jener Zeit in der Welt bekanntesten Schriftsteller Islands, der aber in dänischer Sprache schrieb; dieser war sich keinesfalls zu schade, seinem jungen schreibenden Landsmann den Zugang zum Buchmarkt der Welt zu öffnen.

«Du Rebstock, du reiner», der erste Teil des Romans, besteht aus zwei Büchern: «Die Liebe», Kap. 1–13, und «Der Tod», Kap. 14–23. Schon im ersten Kapitel lernen wir die Hauptfiguren kennen: eine Mutter und ihre Tochter, die unverheiratete Sigurlina Jonsdottir und deren elfjährige Tochter Salvör Valgerdur, genannt Salka Valka. Auf ihrer Fahrt nach dem Süden des Landes – auf Island ist mit dem Süden stets Reykjavík gemeint – müssen die beiden in einem Ort, der sich an die Berge eines Fjordes schmiegt, den Küstendampfer verlassen, weil ihr Reisegeld nicht weiter reicht.

«Wenn man in solch schaurigem Mittwinter diese Küste entlangfährt, hat man das Gefühl, daß es in der ganzen Welt kaum etwas Armseligeres und Bedeutungsloseres als so ein kleines Dorf unter so übermächtigen Bergen geben kann. Wie mag man an so einem Ort nur leben? Wie sterben? Was reden die Leute miteinander, wenn sie morgens aufwachen? [...]. Ja, was für Freuden und Leiden können überhaupt um diese matten, kleinen Petroleumsfunzeln reifen? An solch einem Platz muß es nicht selten vorkommen, daß einer in den Augen des andern die Überzeugung widergespiegelt sieht, wie wertlos das Dasein ist. Denn es muß doch jeder zugeben, daß es völlig sinnlos ist, an so einem Ort zu leben [...]. Von einem Ort, der keine Möglichkeit bietet, daß man von ihm fortkommt, und wo man nie hoffen kann, einem Fremden zu begegnen, von solchem Ort ist auch sonst nichts zu erwarten». So wundert sich ein gut gekleideter Reisender im Rauchsalon Erster Klasse beim Anblick des Orts.

Das Leben der beiden Frauen, die in Oseyri am Axlarfjord an Land gesetzt werden, gibt Antworten auf diese Fragen, spielt doch die Handlung des Romans (Erster und Zweiter Teil) allein in diesem unscheinbaren Fischerdorf, «in dem das Menschenleben aus Fisch» besteht, die Menschen

sind «gewissermaßen nur eine Abart, die der liebe Gott aus gekochtem Fisch, vielleicht einer Handvoll verdorbener Kartoffeln und einem Klecks Hafergrütze gemacht hat» (Die Liebe, Kap. 14). Bei der Heilsarmee finden Mutter und Tochter Zuflucht und Unterstützung, doch auch der Seemann und Fischer Steinþor nimmt sich ihrer, insbesondere der Mutter, an: in der Torf- und Sodenhütte seiner alten Eltern werden sie fortan wohnen. Salka Valka, diese «Tochter einer Hure», blickt mit erstaunten Augen auf die Welt um sie herum, hilflos steht sie den Menschen gegenüber. Nach einem Vergewaltigungsversuch Steinþors an dem jungen Mädchen – ihre erste Begegnung mit der Liebe! – verschwindet er für einige Zeit aus Oseyri; zurückgekehrt, setzt er dort fort, wo er aufgehört hat, und bald erwartet Sigurlina ein Kind. In der Versammlung der Heilsarmee spricht sie von seiner Besserung, doch kurz vor der «Halleluja-Hochzeit» der beiden verläßt Steinþor sie erneut und macht sich auf eine Weltreise. In der Karwoche, am Sonnabend vor Ostern, dem Hochzeitstag, kommt Sigurlina nicht vom Melken zurück, am nächsten Tag, am «gesegneten Oster-tag», diesem Siegestag des «reinen Rebstocks», finden die Suchenden ihre Leiche am Strand, die Schwester Sigurlina, so der Leutnant der Heilsarmee, die «im Leben ein wahrer Zweig des <reinen Rebstocks> an Jesu laub-grünen Stamm» gewesen ist (Schlußkap.: Der Tod).

Sigurlinas Liebes- und Leidensgeschichte erlebt Salka Valka Tag für Tag und Nacht für Nacht hautnah mit, und sie macht auch selbst ihre ersten bitteren Erfahrungen mit der Liebe in der Begegnung mit Steinþor, dem Liebhaber ihrer Mutter. Doch verspürt sie auch die «ewige Anzie-hung und Abstoßung des männlichen und weiblichen Elements» (Kap. 20) bei ihrem Zusammensein mit dem nur wenig älteren Arnaldur Björnsson, der sie nicht nur das Lesen lehrt, sondern der in ihr auch mit seinen wundersamen Geschichten und noch wundersameren Träumen die Sehn-sucht nach einer anderen und schöneren Welt weckt. Am Schluß des er-sten Buches (Die Liebe) reist er auf jenem Küstendampfer nach dem Sü-den, auf dem im Eröffnungskapitel des Buches Mutter und Tochter in Oseyri angekommen sind. Salka Valka ist 13, Arnaldur 15, als sie sich tren-nen; nichts als die Erinnerung an die Stunden mit ihm und ein Foto, das er ihr aus dem Süden schickt, bleiben ihr.

Der zweite Teil des Romans, «Vogel am Strand»¹, zählt 27 Kapitel, die Kapitel 1–12 bilden das Buch «Eine andere Welt», 13–27 «Der Wahltag des Lebens». Die erste isländische Auflage trug unter dem Titel die Klas-sifizierung: «Politischer Liebesroman»; die späteren Auflagen führen diese Bezeichnung nicht mehr, auch die Übersetzungen verzichten darauf.

¹ Vom Verf. verbessert für Harthersns «Vogel auf'm Strand»

Seit den Ereignissen, die im ersten Teil erzählt werden, sind etwa zehn Jahre dahingegangen; Oseyri in den frühen zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts hat sich nicht sehr verändert, zwar ist die Heilsarmee verschwunden, doch die neuen Ideen, die in der Welt aufgekommen sind, gelangen nur langsam in die abseits gelegene Fjordwelt. Salka Valkas Kindheit ist dahin; sie besitzt nun Marbud, die Hütte, in der sie mit ihrer Mutter gewohnt hat, Wiese und Garten, sie ist Miteignerin eines Motorboots und Sekretärin des Fischereiverbandes, der die Interessen der Fischer wahrnimmt. Kaufmann Johann Bogesen, seit Jahrzehnten in Oseyri der «Herr über Mensch und Fisch» (Eine andere Welt, Kap. 3) kann nicht mehr länger schalten und walten, wie er möchte. Neue Ideen bringt Arnaldur, der eines Tages aus dem Süden in den Ort zurückkommt: er hält zündende Reden gegen den Kapitalismus, der die Arbeiter aussaugt; die politischen und wirtschaftlichen Interessen vertrete allein der Sozialismus. Mit leuchtenden Augen spricht er zu den Arbeitern, die des Agitators «mit marxistischen Zitaten» durchsetzte Ansprache nur zum Teil verstehen (Kap. 11). Eine Gewerkschaft wird gegründet, später ein Konsumverein, und allmählich läßt sich auch Salka Valka von seinen politischen Ansichten überzeugen: nach langen Diskussionen mit Arnaldur über die Ideen, die er leidenschaftlich vorträgt, weiß sie, daß auch sie ein Proletarier ist und gemeinsame Sache mit den anderen machen muß, damit der Kommunismus siegt. Die junge Frau aber erfährt auch – lange wehrt sie sich dagegen – in Arnaldurs Armen das Glück der Liebe, und nicht nur sie vergißt in den hellen Sommernächten jene andere Welt, von der er schwärmt. Er ist für sie, die wider die Nöte des Alltags kämpft, bloß ein armer Grübler, der davon schwadroniert, daß es die Ideale seien, die die Menschheit regieren; und so läßt sie ihn schließlich nach Amerika ziehen, wo er seinen Träumen nachjagen kann. Arnaldur verläßt den Ort, sie bleibt zurück am Strand, wie der Vogel am Strand, von dem die jungen Mädchen auf der ersten Seite des Buches singen: «Letzten Frühling, um die Zeit, als die Wiesen grünen wollten – oder war es im vorjährigen Frühling? –, damals war es gewesen, als die Kinder hier standen und sangen:

Vogel auf dem Strand,
er ist dein Bruder
ich kann nicht tanzen mit dir,
kann nicht tanzen mit dir,
mit dir –

War es nicht sonderbar, daß die Kinder keine richtige Melodie zu dem Lied fanden?»
So endet der Roman.

Den Stoff für den Roman findet der Autor bei seiner Ostlandreise im Sommer und Herbst 1926, dort lernt er in den Fjorden die Welt jener Bewohner Islands kennen, die er mit journalistischer Feder in seinem «Reisebericht vom Ostland» porträtiert, zugleich aber auch in der Erzählung «Sildin» (Der Hering) in die Welt der Dichtung transponiert. Im Druck erscheint sie erstmals in einer dänischen Übersetzung von Gunnar Gunnarsson in der Sondernummer der «Berlingske Tidende» zur großen Islandfeier des Jahres 1930, hatte doch eine isländische Zeitung, der Laxness die Erzählung anbot, sich geweigert, sie zu drucken, mit der Begründung, eine derartige Schilderung aus dem Volksleben widerspräche allen Vorstellungen und allen traditionellen Maßstäben der isländischen Literatur – eine zynische Darstellung einer alten Frau sei dies, meinte der verantwortliche Redakteur. «Der Hering» erscheint erstmals in der Originalsprache in dem Erzählungsband «Fótataka manna» (1933, Fußspuren der Menschen), die Geschichte trägt nun den Titel «Saga úr sildini». Der Erzähler beginnt die Geschichte mit Überlegungen zum Hering und seiner Bedeutung für die Menschen in einem Fischerdorf: «Jetzt ist der Hering gekommen. Siebzehn Jahre lang war er fort gewesen, war so gut wie nicht gesehen worden seit 1903. Aber in diesem Gnadensommer lässt er seine Gnadensonnen wieder über dem Fischerdorf leuchten. Dieses wunderliche, launenhafte Geschöpf aus der Tiefe, dies Geschöpf, das gekommen ist, um das Schicksal der Menschen zu schmieden.

Es ist der Hering, der die Menschen reich oder arm macht, nach seinem Gutdünken [...].»

Die Beschreibung des Fischerdorfes, die der Erzähler diesen Sätzen folgen lässt – sogar das Jahr der Entstehung der Geschichte teilt er indirekt mit –, ist eine erste mit wenigen, doch genauen Strichen hingeworfene Skizze jenes Dorfes, dem wir in «Salka Valka» wieder begegnen. Das Dorf ist der isländischen Wirklichkeit entnommen, darauf weist der Autor eigens hin in seinem Vorwort zu dem Erzählungsband (vgl. Pættir, 1954, 91). Doch selbst wenn Laxness auf den realen Hintergrund seiner Erzählung ausdrücklich aufmerksam macht, so ist diese Geschichte von der neunzigjährigen Kata, die noch immer mit krummem und steifem Rücken die Heringe ausnimmt, sein erstes Stück Prosa, das alle jene Stilelemente zeigt, denen wir in seiner späteren Prosa begegnen: die direkte, nüchterne Beschreibung, Humor, Ironie, Sinn für das Bizarre und Phantastische, doch nicht auf Kosten der Schwachen und Benachteiligten, ihnen gehört immer seine Sympathie, wenn auch sein Mitgefühl zuweilen nicht ohne Pathos daherkommt.

Während seines Amerika-Aufenthalts versucht Laxness 1928 in Los Angeles in den Filmbetrieb mit einem Projekt einzusteigen: In englischer Sprache verfaßt er ein nur wenige (7) Seiten umfassendes Manuskript «Salka Valka» mit den alternativen Titeln «A woman in pants» und «The Icelandic whip». Ort der Handlung ist ein Dorf am Fjord, in dem alles Leben vom Dorsch bestimmt wird, «an atmosphere of hard struggle for life and misery» herrscht dort, und «the characters are rude, naive and primitive». Die Titelfigur kommt «in wide pants» und mit einer Pfeife im Mund – wie ein Fischer – daher, und ihr männlicher Widerpart, Arnold, ist ein recht grobschlächtiger junger Mann. Das Ganze setzt auf starke Effekte, auf Meeres- und Schneestürme, auf Schlägereien, Totschlag und Gefühlsausbrüche. Das Projekt wurde von Metro-Goldwyn-Mayer nicht verwirklicht, das Manuskript ist so nur eine höchst interessante Vorstufe zu dem Roman «Salka Valka», nicht mehr. Außer den Namen haben Salka Valka und Arnold kaum etwas gemein mit der Salka Valka und dem Arnaldur des Romans, vor allem aber fehlt dem Manuskript die gesellschaftliche und gesellschaftskritische Dimension.

Von Anfang an waren «Du Weinstock, du reiner» und «Vogel am Strand» von Laxness als eine Einheit konzipiert, eine Zeit lang schwebte ihm als Gesamttitel der beiden Teile «Plássið» (der Platz, Fischerdorf) vor, die zentrale Rolle wäre also dem Dorf zugekommen. Ein gefühlvolles Gedicht mit diesem Titel, im Herbst 1930 geschrieben, legt der Erzähler Steinþor in den Mund (I. Teil, Ende des Kap. 18), die deutschen Übersetzungen – es gibt zwei – bringen den Text nicht. Den Namen der Protagonistin setzt Laxness erst der zweiten Auflage (1951) voran, wie bereits erwähnt, auch läßt er die Bezeichnung «Politischer Liebesroman» für den zweiten Teil des Romans fort. Der «politische» Aspekt wird zurückgenommen, Salka Valka, die Frau, rückt in den Mittelpunkt.

Im ersten Teil des Romans steht aber nicht Salka Valka, sondern ihre Mutter im Zentrum des Geschehens, sie findet, geschunden und gedemütigt von den Menschen, eine Zuflucht bei der Heilsarmee: «Du Rebstock, du reiner», ein aus dem Norwegischen übersetztes Lied der Heilsarmee (vgl. «Auf der Hauswiese», Kap. 19), wird ihr Lieblingslied, sie weiß sich von dem herzliebsten Jesu umschlungen, ihr Leben ist bei ihm aufgehoben. Die Liebe, nach der sie sich ihr Leben lang sehnt, findet sie nicht, in tiefster Verzweiflung nimmt sie sich, als Steinþor sie verläßt, das Leben. Der Erzähler macht aus Sigurlinas Leben eine Leidensgeschichte, nicht ohne Absicht läßt er sie in der Karwoche sterben und am «gesegneten Ostertag» ihren übel zugerichteten Leichnam von Dorfbewohnern am Strand finden.

«Keinen Rebstock kann es je geben,
wie du, Herr Jesus, bist mir.
Ich laß dich nie mehr im Leben,
so verwachsen bin ich mit dir.»

Diese Lieblingsverse ihrer Mutter summt Salka Valka, als sie im grauen, trüben Osterwetter durch den Ort geht und dabei denkt, «daß es im Grund ein törichtes Lied war, und sie konnte es auch mit dem Ort, dem Strand, dem Meer und dem schneidend kalten Winternebeln, die über die Basaltgesichter der Berge hinwegeilen, nicht recht in Einklang bringen». Dieser Schluß des ersten Romanteils läßt uns ahnen, daß Salka Valka aus anderem Holz als ihre Mutter geschnitten ist. Sie ist fest entschlossen, ein anderes Leben zu leben; stets die Leidensgeschichte der Mutter vor Augen, wird sie sich nie auf die Liebe einlassen, sie wird ein eigenständiges Leben führen. Das junge Mädchen erklärt trotzig, sie wolle nie eine Frau werden, die junge Frau trägt ostentativ und selbstbewußt stets Hosen. Aber eines Tages steht auch sie vor dem Wahltag des Lebens: auf der einen Seite der starke, gewissenlose Kraftkerl Steinthor, auf der anderen Seite der Grübler Arnaldur, der seinen politischen Utopien nachträumt, doch im rauhen Kampf des Alltags versagt. Sie entscheidet sich für Arnaldur, geht gänzlich auf im Glück der Liebe und muß erfahren, daß letzten Endes der Mensch «allein, ganz allein» ist (Kap. 24).

«Salka Valka» handelt von der Liebe, von der ersehnten und mit dem Tode endenden Liebe Sigurlinas und von der verzichtenden Liebe Salka Valkas. «Salka Valka» ist aber auch ein «politischer Liebesroman», wie Laxness ursprünglich den zweiten Teil nannte. Weniger gilt dies für «Du Rebstock, du reiner»: Die Bewohner des Dorfes leben in patriarchalischen Verhältnissen, der Kaufmann Johan Bogesen ist der mächtigste Mann im Ort, mächtiger als der Pastor oder der Arzt; die Armen und Bedrängten finden Trost bei Versammlungen der Heilsarmee.

In «Vogel am Strand» beginnt die Macht des Kaufmanns Johann Bogensen zu bröckeln, auch die Heilsarmee hat ausgedient, mehr und mehr machen sich neue gesellschaftliche Kräfte im Dorf breit. Ein Fischerei- und ein Konsumverband werden gegründet, die Gewerkschaft tritt auf den Plan, schließlich kommen die Parteien. Um die Gunst der Wähler kämpfen die konservative Partei der Selbständigkeitsmänner, die Bauernpartei und die Sozialdemokraten, und vor allem sie, die «Bolschis», haben einen schweren Stand.

Der Agitator Arnaldur Björnsson zählt zu den radikalen Ideologen der sozialdemokratischen Partei, er weiß auf alle wirtschaftlichen Probleme des Ortes Antworten, sie kommen «wie aus dem Katechismus, fix und fertig und anscheinend unüberlegt» (Kap. 12), alle Wohlfahrt dieses Ortes

hängt, meint er, davon ab, «daß er in Übereinstimmung mit den marxistischen Lehren verwaltet wird.» Unbeirrbar glaubt er daran, «daß alles, was ihn früher gehemmt hat oder jetzt noch hindert, der Mangel an marxistischer Gesellschaftswissenschaft ist» (Kap. 18). Nur eine Revolution wird den Kapitalismus beseitigen können. Kristofer Torfdal, dieser «Bolschi aus dem Südland» – eine Figur, für die Laxness auf zwei isländische Politiker (einen Sozialdemokraten und einen Vertreter der Bauernpartei) zurückgriff – ist für Arnaldur ein Wegbereiter des Staatskapitalismus. Nur allzu verständlich, daß die Partei Arnaldur bei den Wahlen abzieht, denn einen kommunistischen Agitator kann sich die Partei nicht leisten. (Hier darf darauf hingewiesen werden, daß gegen Ende 1930 die radikalen Vertreter innerhalb der Sozialdemokratischen Partei sich abspalteten und die Kommunistische Partei Islands gründeten).

Gegen Schluß des Romans haben sich die gesellschaftlichen Verhältnisse in Oseyri verändert: An die Stelle des freien Unternehmertums, verkörpert durch Johan Bogesen, ist der staatliche Monopolkapitalismus – Sozialdemokraten und Bauernpartei – getreten. Damit ist jene Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung erreicht, die, nach den Lehren von Marx und Lenin, an die Arnaldur felsenfest glaubt, der sozialistischen Gesellschaftsordnung vorangeht. Mit leuchtenden Augen verkündet er diese Wahrheiten auf den Parteiversammlungen, die für den Er-Erzähler sich nur wenig von den Versammlungen der Heilsarmee unterscheiden. Arnaldur überzeugt mit seinen angelernten marxistischen Phrasen vom Kommen einer «Anderen Welt» auch Salka Valka, doch der Wirklichkeit des Lebens steht er recht hilflos gegenüber. Mehr noch, er, der vom Aufgehen des Einzelnen in der Masse des Volkes schwärmt, muß die Erfahrung machen, daß das Ich seine Ideale vergessen kann, da es für sich «allein liebt, für sich allein lebt, ja, Salka – und für sich allein sterben wird» (Kap. 24).

Arnaldur verläßt schließlich Oseyri und begleitet eine bourgeoise Kommunistin nach Amerika, dort wird er weiter seiner Utopie nachjagen. Salka Valka bleibt im Dorf zurück, für Arnaldur ist sie «das Sinnbild der Wirklichkeit, des Lebens selbst, wie es ist [...]. Ich bin nur ein armer Grübler, der sein ganzes Leben im Elend umhergestreift ist, jedesmal, wenn ich glaubte, daß ich jetzt im Begriff wäre, etwas Selbständiges auszuführen, griff das Schicksal ein und zeigte mir etwas anderes [...]» (Kap. 26).

Die Politik im allgemeinen und die isländische im besonderen kommen nicht zu kurz in «Salka Valka», und marxistisch-leninistische Lehrsätze wahrhaftig auch nicht (in der Übersetzung von E. Göhlsdorf, Berlin 1951, sind eine ganze Reihe solcher Passagen fortgelassen). Hat Halldór Lax-

ness den zweiten Teil des Romans benutzt, um seine neu gewonnenen marxistischen Einsichten seinen Leserinnen und Lesern zu vermitteln? Dies hieße, den zuweilen langen und auch langatmigen politischen Er-güssen zuviel Gewicht beizumessen, halten doch die von Arnaldur aus Büchern erlernten und vorgetragenen marxistischen Lehren über die zukünftige kommunistische Gesellschaftsform vom Weiterlesen eher ab: diese Dogmen einer weltlichen Religion tragen ja nicht einmal den Glau-ben des predigenden Agitators, der dem mühsamen Geschäft des politi-schen Alltags nicht gewachsen ist und lieber der Sehnsucht nach «dem schönsten Land der Welt» (II. Teil, Kap. 12) nachgibt.

Eine Äußerung von Halldór Laxness, gefallen in einem Gespräch mit Erik Sønderholm im April 1975, ist vielleicht in diesem Zusammenhang recht aufschlußreich: Als «*Salka Valka*» 1951 in der damaligen DDR ge-druckt werden sollte, war der Dietz-Verlag – der Verlag der SED – mit dem Schluß des Romans, der Salkas weiteres Schicksal offenläßt, nicht recht zufrieden. Wie es denn weitergehe, wurde Laxness gefragt; seine Antwort: Danach seien Hitler und der Nazismus gekommen, auf den Zu-sammenbruch der Weimarer Republik sei Hitler gefolgt, auf Arnaldurs Versagen Steinþor. *Salka Valka* werde sich schon zurechtfinden (Søn-derholm, Halldór Laxness, 1981, 158).

So Laxness 1975. Welche Antwort fiele ihm wohl heute, zwei Jahr-zehnte später, nach dem Zusammenbruch des realen Sozialismus, ein? Vielleicht diese: Arnaldur, der Grübler (Dichter und Intellektueller) und utopische Schwärmer mußte versagen, ging ihm doch der Sinn für die Wirklichkeit des Lebens ab. *Salka Valka* hingegen hat sich am «Wahltag des Lebens» offen gehalten für die Zukunft; die willensstarke und selbst-bewußte Frau wird ihren Weg gehen.

«*Salka Valka*» erzählt von einem kleinen Ort, von seinen Bewohnern und ihrem kümmerlichen Dasein; vom Fisch, «diesem wunderlichen und launenhaften Geschöpf», von dem Wohl und Weh der Menschen abhängt, ist nicht wenige Male die Rede, doch bleibt er eigenartig unwirklich in die-sem «Heldenepos über den Fisch».

Ganz anders das «Heldenepos über das Schaf», das nur zwei Jahre spä-ter erscheint und in der deutschen Übersetzung von Bruno Kress den Ti-tel «Sein eigener Herr» trägt. 1934 kommt der erste Band unter dem Titel «*Sjálfstætt fólk I*», in wörtlicher Übersetzung «Unabhängige Menschen», mit den Teilen «Besiedler Islands», Kap. 1–24, und «Schuldenfreie Wirt-schaft», Kap. 25–39, heraus; ein Jahr später folgt der zweite Band, unter-gliedert in «Schwere Zeiten», Kap. 40–59, und «Konjunktur», Kap. 60–73, angehängt ist ein «Schluß» (Kapitel 74–76). Warum der Autor diese drei

letzten Kapitel vom vorangehenden Abschnitt eigens abhebt, ist nicht recht einzusehen, bilden sie doch eine direkte Fortsetzung der Handlung in den vorangehenden Kapiteln. Wollte er auf diese Weise die Botschaft des Romans besonders herausstellen?

Laxness' Nachwort zur 2. Auflage des Romans (1952) bestätigt diese Vermutung, beschließt er es doch mit den Worten: «Man hat behauptet, «Sein eigener Herr» sei zum Teil Hamsuns «Segen der Erde» nachgebildet. Das ist insofern richtig, als hier die gleiche Frage gestellt wird, wie in «Segen der Erde» – wenn auch die Antwort Hamsuns direkt entgegengesetzt ist. Ich will nicht behaupten, daß alle gesellschaftlichen – und auch anderen – Schlußfolgerungen in «Sein eigener Herr» richtig sind, doch beim Schreiben des Buches spielte meine Gewißheit eine Rolle, daß die gesellschaftlichen Schlußfolgerungen Hamsuns in «Segen der Erde» im allgemeinen falsch sind. Beide Bücher haben das gemeinsam, daß sie Bauernfragen behandeln, wie tausend andere Bücher auch; doch sie haben offenkundig entgegengesetzte Vorzeichen.»

Die eigentliche Handlung des «Heldenromans», so der Untertitel des Prosaepos, beginnt mit dem Einzug Gudbjartur Jonssons auf dem Gehöft Ellenbogenstätte (Albogastadir) auf der Heide im zweiten Kapitel. Im ersten Kapitel ist von Kolumkilli und anderen Ungeheuern der Vorzeit die Rede, die im Lauf der Jahrhunderte immer wieder den Hof zerstört und seine Bewohner vertrieben haben. Gudbjartur oder Bjartur, wie er genannt wird, läßt sich von ihnen nicht einschüchtern, er trotzt diesen Unholden und Gespenstern; er, der achtzehn Jahre lang Knecht und Schafhirte beim Großbauern Jon auf Außen-Rotmoor (Utiraudsmyri) gewesen ist, nimmt das Grundstück in Besitz und gibt den verfallenen Winterhäusern (Veturhús) voller Optimismus den Namen «Sommerhausen» (Sumarhús). Er errichtet ein Wohnhaus aus Torf und Holz und bezieht es mit seiner Frau Rosa: «der jüngste Grundbesitzer, ein Besiedler Islands im dreißigsten Glied» (Kap. 2). Keiner mehr hat ihm noch etwas zu sagen, er ist «sein eigener Herr» – ein Mann, der seine Schafe durchbringt, wohnt in einem Schloß und ist ein König.

Die Heirat mit Rosa, die zwanzig Jahre lang auf Außen-Rotmoor Magd gewesen ist, hatte die Frau des Gemeindevorstehers arrangiert, um auf diese Weise zu vertuschen, daß ihr Sohn Rosa geschwängert hat. Bjartur, der dies allmählich entdeckt, möchte mit dem zu erwartenden Kind so nichts zu tun haben. Kurz vor Rosas Niederkunft läßt er sie allein im Haus zurück und macht sich auf die Suche nach dem Mutterschaf Goldbraue, allein seine Hündin läßt er bei ihr. Bei der «Nachlese» (Kap. 15) gerät er auf der Hochfläche in dichte Schneestürme und reitet auf einem Renbulle im

eisigen Wasser des Fernerbachs, nur mit knapper Not erreicht er völlig erschöpft eine Kate. Als er daheim ankommt, findet er seine Frau tot auf dem Boden liegend, im Bett wärmt die Hündin das Neugeborene, ein Mädchen, dem Bjartur den Namen Asta Sollilja gibt. Am Schluß des ersten Teils zieht eine neue Frau, Finna, die ihm der Gemeindepastor, berühmt wegen seiner Schafrasse, besorgt, auf Sommerhausen ein, mit ihr kommt ihre alte Mutter Hallbera.

«Schuldenfreie Wirtschaft» und «Schwere Zeiten» erzählen von Bjarturs täglichem Kampf um seine Selbständigkeit, bei dem er weder sich noch seine Familie schont; seine zweite Frau stirbt und vier von seinen sieben Kindern. Starrsinnig und stur ist er, hart gegen sich und die anderen, eine Schwäche zeigt er allein für Asta Sollilja, seine «Lebensblume», doch verbirgt er sie hinter einem barschen Wesen. Als er sich als Tagelöhner im Ort am Fjord verdingen muß, da Geld gebraucht wird, um die größte Not auf dem Hof zu lindern, muß Asta, nun ein fünfzehnjähriges Mädchen, für ihre drei Geschwister und die alte Großmutter sorgen. Um Asta auf die Konfirmation vorzubereiten und um die anderen Geschwister zu unterrichten, schickt Bjartur einen jungen, lungenkranken Mann nach Sommerhausen: Asta bekommt ein Kind von ihm, und Bjartur, zutiefst verletzt und erzürnt, jagt sie ohne Rücksicht auf ihren Zustand aus dem Haus. Bjarturs Kampf um die Selbständigkeit geht weiter. In den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg, eine Zeit zum Segen für Land und Leute, wie der Erzähler ironisch anmerkt, erreicht die «Konjunktur» auch diesen Landstrich, und Bjartur kann mit Hilfe der Handelsgenossenschaft ein Haus aus Stein und Beton bauen lassen. Doch noch ehe der Hausbau vollendet ist, ist die Konjunktur vorüber, Bjartur ist nicht imstande, seine Hypothek zurückzuzahlen, und so werden Haus und Hof auf einer Auktion versteigert. Von seinen Kindern ist ihm nur Gudmundur geblieben, der jüngste Sohn; mit ihm zieht er eines Tages, um Besorgungen zu machen, nach dem Marktflecken am Fjord, und dort geraten sie in einen Streik der Arbeiter (Kap. 74, Schluß). Am Abend sitzen Vater und Sohn unter ihnen und essen «anderer Leute Brot». Und was muß er – «ein unabhängiger Mensch» – von den Streikenden hören? In Rußland sei der Zar getötet worden, die russischen Arbeiter gingen daran, zusammen mit den Bauern, denen es ebenso schlecht ergangen sei wie den isländischen Kleinbauern, eine neue und gerechtere Gesellschaftsordnung zu errichten, «in der keiner an der Arbeit anderer verdienen kann. Das nennt man kollektive Gesellschaftsordnung». Sie fordern Bjartur auf, an ihrer Seite zu kämpfen, doch dies ist ein unbilliges Verlangen für ihn, seinen Sohn aber läßt er bei ihnen: «Hörst du, du bleibst bei diesen Jungens, Gvendur. Wer weiß, ob

sie dir nicht einmal das Amerika schenken, nach dem du dich damals gesehnt hast», er wird zurückgehen nach Sommerhausen: «Ich bin immer ein unabhängiger Mann gewesen. Ich will mein eigenes Land besitzen».

Die Welt steht auf dem Kopf für diesen Mann, dem seine Selbständigkeit alles im Leben bedeutet hat: Er hat mit Männern zusammengesessen, die gegen die Obrigkeit kämpfen, gestohlenes Brot hat er verzehrt, schließlich selbst den Sohn bei ihnen gelassen. Warum soll er dann nicht Asta Sollilja, die in einer erbärmlichen Erdhütte am Strand wohnt, aufsuchen? Er nimmt sie und ihre beiden Kinder mit nach Sommerhausen, macht sich dann mit Asta, den Kindern und der neunzigjährigen Schwiegermutter auf den Weg nach Steinhütten, dem bescheidenen Anliegen Hallberas:

«Als sie weit auf die Hänge hinaufgekommen waren, flüsterte sie: «Jetzt bin ich wieder bei dir».

Und er antwortete: «Halt dich gut an meinem Hals fest, meine Blume.» «Ja», flüsterte sie. «Immer – solange ich lebe. Deine einzige Blume. Deine Lebensblume. Und ich sterbe noch lange, lange nicht.»

Dann zogen sie weiter.»

So endet der «Heldenroman».

Die Vorarbeiten für dies Prosaepos reichen viele Jahre zurück. Nach der schon erwähnten Ostlandreise gegen Ende des Jahres 1926 meldet sich Laxness in einer sozialkritischen und ätzend-scharfen Reportage «Elektrifizierung des Landes» (Raflýsing sveitanna) im März 1927 in mehreren Folgen der Tageszeitung «Alþýðublaðið» zu Wort. Noch sieht er die kulturelle und soziale Situation auf dem Land aus christlicher Perspektive, nicht ohne Pathos, entrüstet er sich: «Das schönste Christentum in unseren Tagen ist, den Knecht (Sklaven) mit seinem Los unzufrieden zu machen, ihn lehren, Forderungen zu stellen, Revolution zu machen und ein Mensch zu werden [...]. Was ist schöner und größer, als Christus und seine Kirche? Nichts; das ist wahr. Aber primum vivere, deinde philosophiae, um lateinisch, wie ein alter Priester, zu reden [...]. Christus will, daß die Menschen es gut haben sollen [...]. Er will, daß sie in geräumigen und bequemen Wohnungen wohnen, und daß ihre Kinder gut erzogen werden [...]. Er will nicht, daß sie in Schneestürmen umkommen und in Motorbooten untergehen. Er will, daß sie in guten Verhältnissen leben sollen und die Mittel haben, eine Kultur zu schaffen». Sind das nicht die gleichen Worte, die wir von Vertretern der südamerikanischen Befreiungstheologie ein halbes Jahrhundert später hören?

Ein erschütterndes Beispiel vom Leben einfacher Bauern auf dem Lande bringt Laxness in seinem Bericht. Eines Nachts werden er und seine Begleiter durch einen Schneesturm gezwungen, in einer Kate zu übernachten: «Die kleine Stube war oben, darunter Heu und Stroh. Hier wohnte ein Mann und seine Frau, ihr Sohn und die Mutter des Bauern. Der Bauer besaß einige Schafe, doch hatte er die einzige Kuh geschlachtet, um genug Futter für die Schafe zu haben. Er sagte, es sei nicht so schlimm, daß die Leute ohne Milch auskommen müßten und weniger zu essen bekämen, die Hauptsache sei, die Schafe bekämen genug. Die Frau bat ständig um «einen kleinen Tropfen Milch», während der ganzen Zeit murmelte sie: «Ich möchte etwas Milch».»

Diese Kate auf der Jökulsheidi und ihre Bewohner finden wir dann wieder in einer Prosaskizze «Die Hochfläche» (Heiðin), die Laxness gegen Ende der zwanziger Jahre (1929) schreibt, die aber im Manuskript liegenbleibt, bis sie schließlich in überarbeiteter Form in den Abschnitt «Besiedler Islands» eingeht.

Für die Konzeption des Romans sollte eine Reise des Autors in die Sowjetunion gegen Ende des Jahres 1932 von entscheidender Bedeutung sein. Die Reise hatte eine Vorgeschichte: Zu Beginn der dreißiger Jahre gründeten Kommunisten, Sozialdemokraten und Linksliberale einen isländischen Zweig der von dem deutschen Kommunisten Willi Münzenberg organisierten Internationalen Arbeiterhilfe, 1932 erfolgt die Gründung einer «Gesellschaft der Freunde der Sowjetunion», der sich auch Laxness anschließt. Im August 1932 nimmt er als Präsident der isländischen Internationalen Arbeiterhilfe an einem von Münzenberg in Amsterdam geleiteten Welttreffen wider den imperialistischen Krieg teil, anschließend sucht er Münzenberg in Berlin auf und erhält von diesem ein Empfehlungsschreiben für einen zweimonatigen Besuch der Sowjetunion. Fast zwei Monate (Oktober-November) hält er sich dort auf, 1933 berichtet er in einem schmalen Band «Auf östlichem Weg» (Í Austurvegi), der im Verlag der «Isländischen Gesellschaft der Freunde der Sowjetunion» erscheint, von seinem Aufenthalt im Paradies der Werktätigen. Viel ist es nicht, was er mitteilt. Neben dem Bericht über die Reise und einer Rundfunkansprache zum Tag der Oktoberrevolution nehmen Überlegungen zur Landwirtschaft den weitaus größten Raum ein: Wohl hat er keine Kolchose besichtigt, doch hat er sich intensiv mit den marxistisch-leninistischen Theorien über die Bauern beschäftigt, mit Lenins «Die Agrarfrage in Rußland» und «Über die Bauernfrage» und Stalins «Probleme des Leninismus» und «Die Ergebnisse des Fünfjahresplans», die

ihm in deutscher Übersetzung zugänglich waren. Viele Seiten seines Buches sind dann auch nichts anderes als Übersetzungen aus diesen Werken.

Die «Klassiker des Marxismus» öffnen Laxness, wie er meint, die Augen über die Situation der Bauern im Kapitalismus: Sie unterscheiden Großbauern (Kapitalistenklasse), Kleinbauern (Landproletariat) und Mittelbauern (Kulaken). Diese Einteilung nach Klassen überträgt er auf die isländischen Verhältnisse, dieses ihm einleuchtende Schema bildet die «gesellschaftliche Grundlage» seines Romans, wie wir im Nachwort zur zweiten Auflage (1952) nachlesen können: «In der realistischen Betrachtungsweise, mit der die Sowjetmenschen an die Sache herangingen (wobei keine lyrischen Sonderlinge den Forscher verwirren), fielen mir gleich einige wesentliche Dinge auf; darunter war die einfache, aber einleuchtende Einteilung der Bauern nach Klassen: Großbauern, Mittelbauern, Kleinbauern. Diese Einteilung, die einem hinterher die selbstverständlichste Sache von der Welt zu sein scheint, machte mir das gesamte Problem deutlich und befähigte mich, es in voller Klarheit auf gesellschaftlicher Grundlage anzupacken». In der 3. Auflage des Romans (1961) finden wir diese Sätze nicht mehr.

Noch 1952 also wollte Laxness nicht wissen, was jeder wissen konnte, der es wissen wollte, daß nämlich während der Zwangskollektivierung allein sieben Millionen Menschen verhungerten und daß Stalin durch die Errichtung der Kolchose die Landwirtschaft für alle Zeiten ruiniert hatte. Laxness befand sich freilich in guter Gesellschaft, nannte doch auch ein Bert Brecht den Bauernmörder Stalin den «großen Ernteleiter».

Einige Jahre sollten noch dahingehen, ehe Laxness 1963 in seinen biographischen Aufzeichnungen «Zeit zu schreiben» (Skáldatími, dt. 1976) seine Erfahrungen und Erlebnisse der Reise in der Sowjetunion von 1932 (Kapitel: Wer weiß, vielleicht erholt sich der Patient noch?) vor dem Horizont der geschichtlichen Entwicklung der dreißiger Jahre neu sah und selbstkritisch über das damals von ihm Geschriebene bekannte: «[...] wo der Glaube im Spiel ist, schweigt die Vernunft».

Betrachten wir die Zeit, in die Laxness seinen Romanhelden hineinstellt. Bjarturs Einzug auf Sommerhausen und sein Kampf um Selbständigkeit beginnt kurz nach der Jahrhundertwende, in den frühen zwanziger Jahren (1921/22) sehen wir ihn mit Asta Sollilja, den Kindern und der alten Schwiegermutter den Hof verlassen. Vom ersten Weltkrieg profitiert nicht nur Bjartur durch die steigende Nachfrage nach Fisch und Tran, für wenige Jahre erleben die Bauern einen nie gekannten Wohlstand, um so schlimmer aber trifft sie die nachfolgende wirtschaftliche Krise. Unmittelbar und nachhaltiger als «das Gnadengeschenk» des Krieges – so die

ironische Anmerkung des Erzählers – erfahren sie die politischen Veränderungen auf Island; insbesondere das Aufkommen der Genossenschaftsbewegung und der 1916 gegründeten Fortschrittspartei (Framsóknarflokur), die die Interessen der Bauern gegenüber den Konservativen und Liberalen vertreten. Den Weg der Fortschrittspartei gestaltet Laxness in der Figur von Ingolfur Arnarson Jonsson, für die eine gewisse Ähnlichkeit mit Jónas Jónsson frá Hriflu (1885–1963), einem führenden Repäsentanten dieser Partei, nicht zu übersehen ist: Er steigt auf vom Althingsabgeordneten zum Bankdirektor und schließlich zum Ministerpräsidenten. Ohne auch nur eine Miene zu verziehen, zeichnet der Erzähler diese Figur: «Für sein eigenes Fortkommen hatte er keine Gedanken übrig. Er war, kurz gesagt, der wahre Ingolfur Arnarson der neuen Zeit». (Kap. 66, Politik). Zu seinen getreuen Wählern zählt auch Bjartur, weiß doch der Kleinbauer nicht – im Unterschied zu dem marxistisch-leninistisch aufgeklärten Autor –, daß Ingolfur Arnarson, Sohn des Großbauern Jon auf Außen-Rotmoor, allein die Interessen der Großbauern wahrnimmt. Die Mutter dieses Politikers, der «wachend und schlafend» die Landnahme-probleme der neuen Zeit unterstützt (Kap. 66) – nicht ohne Absicht trägt er den Namen des ersten Besiedlers Islands –, die Frau des Gemeindevorstehers, verkündet eine damals nicht nur auf Island verbreitete Bauernromantik: Für ihre Ansprache bei der Hochzeit von Bjartur und Rosa (Kap. 3, Hochzeit) braucht Laxness nur auf einen Beitrag des Jahrbuchs der «Vereinigung nordländischer Frauen» (Hlín, Jg. 1929) zurückzugreifen, fast wörtlich kann er ihn der Rednerin in den Mund legen. Diese Bauernromantik hat auch der Romantitel – im Original «Unabhängige Menschen» – im Visier, von dekuvierender Ironie ist das Epitheton; das nationale Klischee vom «unabhängigen», freien Menschen will der Autor entlarven. Wie aber steht es mit der Klassifizierung «Heldenroman»? Ist Bjartur «ein Held wie im Roman», wie Asta Solliljas Lehrer einmal meint (Kap. 51, Gott), ein Held aus einem Schundroman (isl. reyfaramaður)? Entstammt er nicht eher der Welt der mittelalterlichen Saga? «Hetjusaga», der Untertitel des Romans (nicht mehr in der 3. Auflage), lässt an Helden der frühen isländischen Prosa denken: an Grettir oder an Gisli; wie sie ist Bjartur von Sommerhausen wortkarg, bar jeder Gefühlsbewegung, hart und starrsinnig, ein Querkopf und Dickschädel, ein Versemaucher. Oder ist er nur, wie die Mutter seiner zweiten Frau Finna murmelt, ein «Sonderling»? (Kap. 46, Die Justizbehörde). Stolz und trotzig besteht er auf seiner Unabhängigkeit: «Meine Schafe haben mich zum unabhängigen Menschen gemacht». Doch «ist er nicht frei», wie Gvendur gegen-

über Asta richtig bemerkt (Kap. 64, Gespräch über das Traumland), seine Existenz ist gänzlich vom Schaf abhängig.

Ein Schaf, das wertvolle Goldauge, zwingt ihn zur «Nachlese» (Kap. 15) auf der Hochfläche; er stampft durch den Schnee, kämpft gegen den Sturm, bezieht schließlich bei einbrechender Dunkelheit sein Nachtquartier in einer Felsenhöhle: «Dort hatte man eine große Felsplatte auf ein paar Steine gelegt; sie hatte seit undenklichen Zeiten den Gästen als Lagerstätte gedient. Bjartur schob den Brotbeutel unter den Kopf und legte sich zur Ruhe. Er war wohl der einzige Wanderer, der seit Jahren um diese Zeit ständiger Gast in der Höhle war und die Kunst gelernt hatte, auf dieser Felsplatte bei jedem Wetter einzuschlafen, ohne daß es ihm schadete: ihm gefiel der Ort gut. Als er eine Weile geschlafen hatte, wachte er mit einem Kälteschauer auf. Dieser Schauer gehörte zur Übernachtung an diesem Ort, man brauchte sich nicht durch ihn stören zu lassen, wenn man nur den Trick kannte, sich dagegen zu schützen. Der Trick bestand darin, aufzustehen, die Felsplatte zu packen und sie so lange umzudrehen, bis einem warm geworden war. Nach altem Brauch sollte man sie dreimal in der Nacht je achtzehnmal umdrehen. Das hätte man in anderen Herbergen für eine böse Arbeit gehalten, denn die Platte wog wenigstens fünf Zentner, doch Bjartur schien es ganz natürlich, die Platte vierundfünfzigmal in der Nacht umzudrehen, zumal es ihm Spaß machte, sich mit großen Steinen abzugeben. Jedesmal, wenn er die Platte achtzehnmal gedreht hatte, war ihm wieder warm; dann legte er sich wieder hin und schlief mit dem Brotbeutel unter dem Kopf ein. Doch als er das vierte Mal aufwachte, war er ausgeschlafen und ausgeruht, auch begann der Tag zu grauen.» (Kap. 15).

Phantastisch ist auch das Abenteuer mit dem Renbulen, die Jagd und der Ritt auf dem Tier im eisigen Fernerbach, schließlich die lange Nacht in der Schneewehe, «eine der längsten Nächte, er hatte kaum je soviel Gedichte in einer Nacht deklamiert; er sagte alle Gedichte seines Vaters auf; alle Zyklen von Reimerzählungen, die er behalten hatte; alle seine eigenen Kunststrophen wieder und wieder auf achtundvierzig Weisen; ganze Prozessionen von zotigen Versen, einen Psalm, den er von seiner Mutter gelernt hatte; und all jene Spottgedichte, die in seinem Landesteil seit jeher über Gemeindevorsteher, Kaufleute und Bezirksvorsteher im Schwange waren. Zwischendurch wühlte er sich aus dem Schnee, trampelte und schlug mit den Armen, bis er warm war.» (Kap. 16, Reimgedichte).

Bjartur also ein Held? Die Abenteuer auf der Hochfläche bei der Schafsuche und manches seiner Worte in der Runde der Klein- und Mittelbauern könnte diesen Eindruck erwecken, aber sein Verhalten zu jenen Men-

schen, die ihm am nächsten stehen, läßt ihn in einem anderen Licht erscheinen. Ein «unüberbrückbares Meer» (Kap. 17, Die rechte Wange) liegt zwischen Bjartur und Asta Sollilja – und nicht nur zwischen ihnen –, empfindsam und wehrlos sehnt sie sich nach ein wenig Liebe, doch in dem Augenblick, da sie ihn am nötigsten braucht, jagt er sie erbarmungslos aus dem Haus. Sie geht, ohne ein Wort zu sagen, stolz, sie liebt die Freiheit wie Bjartur. Erst nach einem ihn zutiefst erschütternden Erlebnis findet er den Weg zu seiner Tochter, für Gefühlsausbrüche aber ist bei ihm kein Raum.

Die Geschichte von Bjartur und den Seinen spielt in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, sie erzählt von einer Kleinbauernfamilie in Island, von «vier Generationen von den dreissig, die tausend Jahre lang Leben und Tod in diesem Land aufrechterhalten haben» (Kap. 76, Blut im Gras), von einem Bauern, der im Kampf um seine Unabhängigkeit eine bittere Niederlage erfährt. Der Roman erzählt darüber hinaus vom Streben des Menschen nach Freiheit und nach dem Lebensglück, von seiner Sehnsucht nach Liebe, seiner Erbärmlichkeit und Hilflosigkeit: «Das Mitleid mit Asta Sollilja auf Erden» ist nicht nur die «Quelle des erhabensten Gesangs», wie wir im 56. Kapitel, «Die große Schwester», lesen, das Mitleid begründet das eigentliche Wesen des Menschen.

Bjartur ist ein Bauer, freilich ein isländischer Bauer, darf man sich da wundern, daß er, dieser wortkarge Mann – ganz im Geist der isländischen literarischen Tradition – stets Verse deklamiert und sogar selbst Reime schmiedet, wenn die Situation es verlangt? Jenen Lehrer, den Bjartur seinen Kindern schickt, läßt der Erzähler zu Asta Sollilja sagen, daß Bücher der wertvollste Besitz der Nation seien, «sie haben das Leben der Nation durch Handelsmonopol, Epidemien und Vulkanausbrüche hindurch gerettet, die Schneelast nicht zu vergessen, die tausend Jahre lang den größten Teil des Jahres auf den verstreuten Siedlungen gelegen hat» (Kap. 49), und der «Poesie» widmet der Autor sogar ein ganzes Kapitel (Skáldskapur, Kap. 50). Der Erzähler entführt Asta Sollilja «auf den Flügeln der Poesie in die Welten», dort findet «ihre Seele zum ersten Male ihren Ursprung und ihre Herkunft; das Glück, das Schicksal, die Trauer».

Von der Dichtung und von einem Dichter erzählt das nächste Prosawerk des Autors, das er von 1937 bis 1940 veröffentlicht. Der erste Band der sehr breit angelegten Tetralogie erscheint 1939, er trägt den Titel «Licht der Welt» (Ljós heimsins); im Abstand von jeweils einem Jahr folgen «Das Schloß im Sommerland» (Höll sumarlandsins), 1938, «Das Haus des Dichters» (Hús skáldsins), 1939, und schließlich «Die Schönheit des Himmels» (Fegurð himinsins), 1940.

«Er steht zusammen mit Stranelstern und Regenpfeifern auf dem Uferstreifen unten, vor dem Gehöft, und betrachtet die Wellen, wie sie am Strand hinauf und hinab gesogen werden. Vielleicht hat er sich vor der Arbeit gedrückt. Er ist ein Gemeindekind. Darum ist das Leben in seiner Brust eine Welt für sich, sein Blut anders. Es ist oft leer um ihn, und schon seit langer Zeit sehnt er sich nach einem unerklärlichen Trost. Diese schmale Bucht mit leichten Wellen über dem Sand, kleinen blauen Muscheln und Klippen auf der einen Seite und einer grünen Landzunge auf der anderen, sie ist sein Freund. Ljosavik hieß sie.» Diese Sätze eröffnen den ersten Band, der vom schweren Geschick dieses Gemeindekindes erzählt, von seinen Kindheits- und Jugendjahren. Von Mutter und Vater verlassen, wohnt Olafur Karason Ljosvikingur, wie er sich selbst nennt, auf dem Bauernhof Fotur unter Fotafotur; schutz- und hilflos ausgeliefert den Bewohnern des Hauses. Für die Pflegemutter Kamarilla und die Tochter Magnina ist er eine unnütze Last, für die beiden Söhne, Nasi und Just, nichts als ein Faulenzer und Tagedieb, und auch in den Augen der Witwe Karitas und ihrer Tochter Jana kommt er nicht besser weg; von allen wird Olafur – das Kind und der Junge – beschimpft, geschlagen, getreten und ausgenutzt. Nach einer schweren Mißhandlung muß der Fünfzehnjährige für zwei Jahre das Bett hüten. Einziger Trost in seinen Schmerzen ist ihm der Blick durch das schmale Fenster auf ein kleines Stück Himmel, auf den Sonnenstrahl an der Schrägwand über ihm. Zuflucht in seinem Leid sind ihm die Verse von Sigurður Breiðfjörð, er herrscht in seiner Seele, und da geschieht es eines Tages, daß der Dichter von dem Sonnenstrahl niedersiegt, «wie aus einem goldenen Himmelwagen», ihm seine Hand auf den gequälten Kopf legt und spricht: «Du bist das Licht der Welt» (Þú ert ljós heimsins), und dann fährt der Erzähler fort: «Es war einer von jenen Träumen, die den Träumer zu einem glücklichen Menschen machen, so daß er frohen Sinns alles das tragen kann, was da kommt. Wenn Schmerzen ihn bedrängten, dachte der Knabe unermüdlich an den Dichter und seinen Wagen aus purem Gold. So große Heilkraft kann in einem einzigen Traum sein. An einem Tage dieses dunklen Winters, mitten in der Welt voller Trübsal, die so feindlich gegen ein verwundbares Herz ist, war der große Meister in seinem Wagen aus purem Golde zu ihm gekommen und hatte ihn durch das Licht getauft.» (Kap. 10).

Der junge Olafur vergißt beim Lesen sein Elend, er entdeckt die «zuberischen Gefilde der Romankunst», lebt in den «Felsenburggeschichten», Gedichten und Núma-Reimen (Núma-Rímur) Sigurður Breiðfjörðs, versucht sich selbst im Verseschmieden und ist fest entschlossen, sein Leben mit dem auszufüllen, was er sich als Knabe vorgenommen hat: «Mit

seinen Liedern wollte er andere Menschen das lehren, was er durch Kummer gelernt hatte.» (Kap. 19). Als ihn Reimar der Fuhrmann, ein Verseschmied wie er, auf einer Pferdebahre nach dem kleinen Küstenort Svidinsvik transportiert, da neue Bewohner des Hofes nicht länger mehr für den Siebzehnjährigen sorgen wollen, wird er, der so viele Jahre an allen möglichen Krankheiten gelitten hat, auf dem Hof Kambar durch die Hand des Mädchens Torunn auf wundersame Weise geheilt. Kerngesund nach dem «Mirakel durch Strom und Beben», reitet er mit Reimar weiter, gewiß, «einst ein schöpferischer Mensch zu werden und lebende und künftige Geschlechter mit unsterblichen Meisterwerken zu bereichern wie Sigurdur Breidfjörd». (Kap. 25).

«Das Schloß im Sommerland», so der Titel des zweiten Bandes, ist ein großes verfallenes Gebäude am Strand von Svidinsvik, dies wird für einen Sommer Olafurs Zuhause. Hilflos steht der Achtzehnjährige den Anforderungen des Alltags gegenüber, sehr bald gerät der Ahnungslose in das Spiel der «beiden mächtigen Männer des Orts» (Kap. 2): auf der einen Seite Petur Palsson, genannt «Dreiroß», einflußreicher Direktor der Wiederaufbaugesellschaft, der den Menschen Arbeit verschafft, auf der anderen Seite der polternde Gemeindevorsteher. Beide wollen den jungen Dichter für sich einspannen, doch erweist sich Petur Palsson als der stärkere: Olafur wird Erntearbeiter in der Wiederaufbaugesellschaft und schreibt, wie es der Direktor von ihm erwartet, zu feierlichen Anlässen Verse. Petur Palsson; Gründer einer «Gesellschaft für Seelenforschung», auf deren Sitzungen (Seancen) die Menschen durch ein Medium in Verbindung mit der anderen Welt treten, wird schließlich der Herr von Svidinsvik. Olafur findet vor jenen Kräften, die ihn für ihre Zwecke benutzen wollen, Schutz und Wärme bei Frauen, bei Vegmey von Bekka, einem natürlichen und munteren Mädchen, und bei Holmfridur von Loftur, einer verheirateten Frau, die für den heimatlosen Jüngling sorgt, als Dichterkollegin aber auch an ihren bitteren Lebensweisheiten teilhaben läßt.

Der zweite Teil der Tetralogie endet mit einer Katastrophe für Olafur. Die geliebte Vegmey heiratet einen Fischer und Bauer, Holmfridur muß auf Anweisung Petur Palssons den Ort verlassen, er selbst fällt bei dem Direktor in Ungnade. Schließlich brennt das Schloß bis auf die Grundmauern nieder, und er gerät in den Verdacht, das Feuer gelegt zu haben.

Im letzten Kapitel steht Olafur am Strand und versucht, sich mit Hilfe eines Schlafmittels das Leben zu nehmen; er legt sich nieder und wartet auf den Tod, doch als die Wellen über den verfrorenen Dichter dahinrollen, kommt er schnell wieder auf die Beine und rennt den Strand hinauf, um sich vor der nächsten Welle in Sicherheit zu bringen.

In «Das Haus des Dichters» sind fünf Jahre seit dem Ende des zweiten Bandes ins Land gezogen. Olafur lebt nun mit einer bedeutend älteren Frau zusammen, der er erstmals auf Fotur unter Fotafotur begegnet war und mit der er sich damals – fühlten sich doch beide als vom Leben Ausgestoßene – gut verstanden hatte. Briefe waren zwischen ihnen gewechselt worden, und sie hatte sich vorgenommen, «de[m] wiedergeborenen Hallgrímur Pétursson» (dieser Dichter lebte von 1614–74, seine «Passionslieder» gelten als ein klassisches Werk der isländischen Poesie), das war er nämlich in ihren Augen, beizustehen. Über das Gebirge ist sie nach Svidinsvik gekommen, und so wohnt er nun mit Jarthrudur, genannt die Fallsüchtige, in einer elenden Holzhütte am Bergabhang zusammen. Überlassen hat ihnen die Hütte Petur Palsson, ist doch Olafur wieder der Dichter des Orts, nachdem Reimar, der Dichter, vom Direktor fortgejagt worden ist, weil er sich gegen die Seele ausgesprochen hat.

Im Ort nehmen die sozialen Spannungen zu: Die Arbeiter gründen einen Arbeiterverein, dem Petur Palsson mit einem neuen Projekt begegnen will: Schnupftabak und Branntwein will er abschaffen, er will sie durch Vitamine und Lebertran, die die Aura reinhalten, ersetzen. Doch dann gerät er in eine Spionagesache mit ausländischen Fischtrawlern und wird zu einer Geldstrafe verurteilt. «Aber nichts von alledem berührte die Welt des Dichters» (Kap. 11), ängstlich ist er bemüht, sich aus allen Streitigkeiten herauszuhalten. Was kümmern ihn die schweren Zeiten für Svidinsvik? Er will allein sein mit seinen Dichterträumen. Doch das Haus, die Braut, die den Haushalt besorgt, und ein Kind binden ihn an die Sorgen der Menschen.

Mit der jungen und lebensfrohen Jorunn tritt eine neue Frau in sein Leben. Sie fleht ihn an, sich nicht freiwillig in Ketten zu legen, er solle sein Kreuz von sich werfen (Kap. 13), doch das Mitleid bindet ihn an seine Braut. Als aber seine kleine Tochter an Schwindsucht stirbt, beschließt er, sich von Jarthrudur zu trennen; er bringt sie zurück nach jenem Ort, von dem sie einst aufgebrochen war, um ihm ihr Leben zu widmen. Berauscht von Freiheitsgefühlen, kehrt er nach Svidinsvik zurück, wo ihn Jorunn erwartet; bei ihr verbringt er die Nacht und erwacht am anderen Morgen als ein neuer Mensch (Kap. 20). Die alte Holzhütte will er anzünden, doch als er in der Tür steht, fällt sein Blick auf ein Lumpenbündel am Boden, auf ein menschliches Wesen. Jarthrudur ist zurückgekehrt, und sie beschwört ihn, sie nicht zu verstößen. Seine Flucht vor dem Mitleid ist mißlungen, er zieht mit ihr über das Gebirge in einen anderen Ort, alles läßt er hinter sich. «Alles. Alle Träume. Alle Dichtungen. Alles Hoffen. Alles Leben. Alles.» (Kap. 20, Ende des Buches).

«Wo der Gletscher in den Himmel ragt, ist das Land nicht mehr irdisch; dort wohnen keinerlei Sorgen, und darum ist die Freude nicht vonnöten; dort allein herrscht die Schönheit, jenseits allen Verlangens.» Dies ist der erste Satz in dem die Tetralogie abschließenden Teil «Die Schönheit des Himmels». Angesichts der Schönheit des Gletschers, angesichts dieser alles Irdische übersteigenden Vollkommenheit, vergißt Olafur Karason den stumpfen Trott des Alltags. Er wohnt nun in dem abseits gelegenen Kirchspiel Bervik, ist es doch Jarthrudur gelungen, für ihn eine Stelle als Lehrer dort zu bekommen. «War es schon schwer in Svidinsvik Dichter und Mensch zu sein», meint er einmal gegenüber dem Ortspfarrer, «so kommt es mir doch vor, daß es noch viel schwerer ist, in Bervik Dichter und Mensch zu sein.» (Kap. 2). Die Menschen begreifen ihn nicht, den Dichter, für den die Schönheit das einzige ist, das von Bedeutung ist. Der Schulunterricht bringt nichts als Widrigkeiten, nicht nur mit der kleinen Zahl der Schüler und Schülerinnen, sondern auch mit der Gemeindeobrigkeit. Als er sich dann auch noch an dem natürlich-einfältigen und kräftigen Mädchen Jasina Gottfredlina, einem «Riesenweib» für ihr Alter, vergeht, wird er zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, die er im Süden, in Reykjavík, absitzen muß. So kommt Olafur Karason zu seiner einzigen und größten Reise seines Lebens. Anfangs fühlt er sich unter seinen Mitgefangenen, kleinen Dieben, Falschmünzern und einem Mörder, dem Stolz des Hauses, recht wohl, doch sehr bald schon sehnt er sich nach Freiheit, der «Krone des Lebens» (Kap. 16). Es überfallen ihn Angstzustände, schließlich muß er wieder, wie einst als Knabe auf dem Hof Fotur unter Fotarfotur, das Bett hüten. Noch einmal begegnet ihm im Traum sein himmlischer Freund, Sigurður Breiðfjörð, der ihn auf seinem goldenen Wagen besucht und ihm einen geheimnisvollen Namen nennt: «Dieser Name klingt durch den göttlichen Traum, und plötzlich wird er von einem funkelnnden Blitz auf den Himmel der Seele geschleudert: *«Sie heißt Bera.»* Da war der Traum zu Ende [...]. Er vergaß den Schatten des Todes, seine Gedanken verweilten bei diesem erlösenden Wort, bei diesem Namen, diesem Schlüssel zur Zukunft; diesem unbekannten Glück, diesem Leben.» (Kap. 16).

Nach der Entlassung aus dem Gefängnis führt ihn sein erster Weg zum Grab von Sigurður Breiðfjörð, dem größten aller armen Dichter Islands. (Kap. 17). Auf dem Küstendampfer, der ihn zurück nach Bervik bringen soll, trifft er ein junges, bezauberndes Mädchen, das er – wie im Traum – Bera nennt. In einer hellen Sommernacht widerfährt ihnen das Glück der Liebe, und als sie in einem kleinen Küstenort das Schiff verläßt, bittet sie ihn, nicht im Dunkeln an sie zu denken, sondern «wenn die Sonne scheint

[...], wenn du viel Sonne um dich hast». (Kap. 22). Sie leben getrennt durch jenen Gletscher, wo «allein die Schönheit herrscht»; sein Dichterfreund Reimar vermittelt Briefe zwischen den beiden, doch eine Woche vor Ostern muß der einstige Reisekamerad ihm die Nachricht überbringen, daß jenes Mädchen, das er Bera genannt habe, gestorben sei. Olafur will nichts davon hören, doch bald darauf, am Ostersamstag, steigt er hinauf zum Gletscher: «Er wanderte weiter zum Gletscher, der Dämmerung entgegen, von Höhe zu Höhe; durch tiefen, neugefallenen Schnee, ohne auf das Unwetter achtzugeben, das ihn verfolgen könnte. Das Kind hatte auf dem Strand bei Ljosvik gestanden und zugesehen, wie die Wellen den Strand hinauf und hinab gesogen werden, aber jetzt wanderte er fort vom Meer. Denk an mich, wenn du viel Sonne um dich hast. Bald leuchtet die Sonne des Auferstehungstages über den hellen Wegen, wo sie ihren Dichter erwartet.

Und die Schönheit wird allein herrschen.»

Dies sind die letzten Sätze des Prosaepos über Olafur Karason Ljosvikingur, sie nehmen das Bild von der ersten Seite der Tetralogie wieder auf: das allein am Strand von Ljosvik stehende Kind. Einsam wie damals hat sich Olafur sein Leben lang gefühlt – «Ist man einsam, so ist man Dichter» (Das Haus des Dichters, Kap. 1) –, nun läßt er alles hinter sich und wandert in der Dämmerung des Ostermorgens hinauf zum Gletscher, wo die Schönheit allein herrscht.

Die Tetralogie ist das Opus über einen Dichter: Er steht im Mittelpunkt eines jeden der vier Bände, denen der Autor bei der zweiten Auflage (1955) den Gesamttitle «Heimsljós» (Weltlicht) gibt. (Der erste Band heißt nun «Offenbarungsklang der Gottheit» (Kraftbirtíngarhljómur guðdómsins) statt «Licht der Welt» (Ljós heimsins).) Allein Olafur gilt das Interesse des Er-Erzählers, ansonsten billigt er den vielen Personen, die in den vier Bänden auftreten, nur sehr wenig Eigenleben zu, den Männern nicht, die Olafur drangsalieren, und auch nicht den Frauen, denen er begegnet, ausgenommen sind allein die Dichterkollegen, insbesondere der Freund Örn Ulfar.

Von einem Dichter, einem isländischen Volksdichter, handelt die Tetralogie. Nicht einen berühmten Dichter, von dem die Literaturgeschichten berichten, macht der Autor zum Helden seines Romans, auch nicht einen Dichter, der besser als andere Dichter gedichtet hat, sondern einen Dichter, den es in Island immer gegeben hat. In Magnús Hj. Magnússon (1873–1916) findet Laxness das Muster für seinen Protagonisten, beim Lesen der Tagebücher und der Verse von Magnús nimmt er Gestalt an. Jahre später wird er in «Zeit zu schreiben» (Skáldatími) mitteilen, daß Magnús

«ein einmalig schlechter Dichter» gewesen sei: «In meinen Augen aber war Olafur Karason Ljosvikingur sechs Jahre lang der bedeutendste Dichter der Welt und der einzige, der eine Rolle spielte.» Nicht wenige Episoden aus Magnús' Leben hat er direkt übernommen oder nur leicht verändert in den Roman eingebaut. Die Krankheit Olafurs, den geheimnisvollen Klang der göttlichen Allmacht und die Begegnung mit Sigurður Breiðfjörð entnimmt er den Tagebüchern, auch die Gefängnishaft in Reykjavík und den Besuch an Sigurðurs Grab, ebenfalls Olafurs Lektüre der Felsenburggeschichten, wenn sie auch auf Magnús weit weniger gewirkt haben als auf Laxness' Helden. Einige der Frauen des Romans findet Laxness vorgezeichnet, auch auf komische oder pittoreske Szenen aus Magnús' Leben kann er zurückgreifen, so z.B. auf den tragikomischen Selbstmordversuch Olafurs am Ende des zweiten Teils («Schloß im Sommerland»). Olafur Karason Ljosvikingur ist ein Volksdichter, eine besondere Spezies von Dichter, die wir in Island seit Jahrhunderten finden. Von einem Volksdichter wird nicht Originalität erwartet, er ist in seiner Dichtung durch die Tradition festgelegt, jahrhundertealte Formen erfahren nur ganz geringfügige Veränderung. Dies gilt insbesondere für die im 14. Jh. aufkommende Rímur-Dichtung, eine episch-balladische Dichtung, die dem Volk Geschichte und Geschichten vermittelte. Gewiß waren die Rímur mehr Handwerk als Kunst, doch haben sie eine nachhaltige Wirkung gehabt: «Isländische Rímur sind wahrscheinlich das wunderlichste Beispiel von literarischem Konservatismus, von dem die Geschichte weiß. Man kann sagen, daß sie sich unverändert durch fünf Jahrhunderte erhalten, obwohl alles um sie herum sich veränderte. Und wenn sie auch oft wenig poetischen Wert besitzen, ja, gelegentlich direkt den Geschmack zu verderben scheinen, haben sie mit ihrer Lebenskraft doch gezeigt und bewiesen, daß sie die Bedürfnisse des Volkes besonders gut befriedigen», meint Sigurður Nordal (1886–1974), der bedeutendste isländische Kultur- und Literaturhistoriker unseres Jahrhunderts, in seiner Abhandlung «Samhengið í íslenzkum bókmenntum» (Kontinuität der isländischen Literatur, in: «Íslenzk Lestrarbók 1400–1900», Reykjavík 1924, IX–XXXII; hier: XIX).

Einen späten Höhepunkt erreicht die Rímur-Dichtung bei Sigurður Breiðfjörð (1798–1846), dessen «Núma-Rímur» der junge Olafur auf seinem Krankenlager gierig verschlingt und sehr bald auswendig kennt – Sigurður ist es, der Olafur im Traum erscheint und zu ihm die Worte spricht: «Du bist das Licht der Welt.» (I, Kap. 10). Diese Worte und die mystische Erfahrung mit dem Offenbarungsklang der Gottheit erwecken und stärken in Olafur die Überzeugung: «Ich bin Dichter.» (III, Kap. 6).

Er weiß, «daß ein wohlgelungener Satz in einer Erzählung, eine vollendet gereimte Zeile in einem Gedicht eine große Entschädigung für den Hunger eines ganzen Tages oder einer schlaflosen Nacht ist. Niemand wird fragen, was der Dichter zu Mittag gegessen oder ob er nachts geschlafen hat, sondern: hat er ein gutes Isländisch geschrieben? Waren seine Verse rein?» (III, Kap. 10). Als Olafur vor dem verwitterten Grabstein seines bewunderten Meisters auf dem Friedhof in Reykjavik steht, sind seine Gedanken wohl auch die des Erzählers und Autors: «Er war der größte aller armen Dichter aus dem Volk [...] der Geist des armen Dichters aus dem Volke, den die gelehrten Männer für nichts rechneten und die großen Dichter verachteten, tausend Jahre hat er unter dem isländischen Volk gelebt [...]. Dieser Geist lebte in diesem Volk seine ganze Geschichte hindurch, und er ist es, der diese arme Insel im Westen des Meeres zu einer großen Nation und Weltmacht und einem unüberwindlichen Vorposten der Welt gemacht hat» (IV, Kap. 17).

Der Roman über Olafur Karason Ljosvikingur ist so in der Tat ein Heldenepos, ein stolzes und hohes Lied auf den armen Dichter aus dem Volk und den Geist der Literatur, der die Insel unter dem Polarkreis zu einer Kulturgroßmacht machte.

Doch – wird sich vielleicht manche Leserin oder mancher Leser fragen – klingen diese Worte nicht allzu pathetisch? Ist der Autor nicht doch der Gefahr erlegen, seinen Helden zu überzeichnen? Aus einem einfältigen und erbärmlichen Versemacher mit rotblondem Schopf wird unter seinen Händen ein Dichter mit einem Schimmer von Gold im Haar. Mit christlichen Symbolen stattet Laxness den Protagonisten aus, verleiht ihm einen nahezu sakralen Charakter: er versieht ihn mit einem Heiligschein, mehr noch, er gibt seinem armen Dichter aus dem Volk unübersehbar Züge von Christus, dem Erlöser der Welt. Sigurður Breiðfjörðs Worte «Du bist das Licht der Welt», die er zu Olafur spricht, erinnern an Jesu Worte im Johannes-Evangelium «Ich bin das Licht der Welt» (8.12). Olafur Karasons Leben ist eine Passion, eine Leidensgeschichte, immer wieder ist von ihm als «Kreuzträger» die Rede (insbesondere im ersten Teil), sein Aufstieg am Ostermorgen zum Gletscher führt ihn zur ewigen Schönheit des Himmels, in das Reich der Mythen. Olafur Karason Ljosvikingur bringt Licht in die Dunkelheit der Welt, ist doch «die Dichtkunst der Seele Erlöser» (IV, Kap. 5).

Olafur lebt im frühen 20. Jahrhundert, einmal ist von Islands Selbständigkeit, womit das Jahr 1918 gemeint ist, die Rede, ansonsten aber gewinnen Zeit und Raum keine festen Konturen. Diese Unbestimmtheit ist intendiert, sie gibt dem Roman etwas Zeitloses und Universelles zugleich.

Auf der Suche «nach dem Dichter in puris naturalibus» entdeckt Halldór Laxness den Volksdichter, «von dem unwissende Ausländer glauben, er sei nur ein isländischer Heimatdichter», für Laxness wird er zum Dichter per se, sieht er doch in den Jahren, da er seinen Roman schreibt, im Volk eine, wenn nicht die entscheidende Kraft für die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. 1932 arbeitet Laxness in seinem marxistisch inspirierten Essay «Einleitung zu den Passionsliedern» (Inngángur að Passíusálmum) heraus, daß die «Passionslieder» von Hallgrímur Pétursson (1614–1674) – ein klassisches Stück isländischer Poesie – sich deshalb einen «ewigen Platz im Herzen» des Volkes verschafft haben, weil sich in den Versen des aussätzigen Dichters das maßlose Leid seines Volkes im 17. Jahrhundert widerspiegeln. Einige Jahre später (1935) geht er in zwei Aufsätzen im Jahrbuch «Rauðir pennar» (Rote Federn), das von 1935 bis 1938 von der «Gesellschaft revolutionärer Schriftsteller» (Félag byltingarsinnaðra rithöfunda) herausgegeben wird, ausführlich auf das Verhältnis zwischen Kunst und Volk ein. In «Die Auserwählten und das Volk» (Peir útvöldu og fólkíð) behauptet er, daß sich die Kunst in der bürgerlichen Gesellschaft nur an eine dünne Schicht, die Auserwählten, wende, nicht aber an die Masse, das Volk; in «Moderne bürgerliche Literatur» (Borgaralegur nútímagómenntir) geht er mit der zeitgenössischen Literatur, insbesondere dem Roman, scharf ins Gericht: Die Autoren hätten die Verbindung zu den breiten Schichten des Volkes verloren, und die herrschende Klasse, die sich in dieser Literatur widergespiegelt finde, könne vor ihrem baldigen Untergang nur durch den Faschismus gerettet werden. Folgerichtig schließt er seine Überlegungen mit den Worten: «Und es ist nun einmal so, daß derjenige, der alle Bande zum Volk zerrissen hat und nicht länger mehr seine Verwandtschaft mit ihm oder seine Liebe zu ihm empfindet, gleichzeitig seine Bande zum menschlichen Leben selbst zerrissen hat, nicht länger mehr Verwandtschaft mit dem Leben oder Liebe zu ihm empfindet. Was nützt es einem Dichter, wenn er alle ästhetischen Mittel der Dichtung beherrscht, doch das Volk nicht liebt – und nicht vom Volk geliebt wird.» (In «Dagleið á fjöllum» (Tagesreise in den Bergen), 1937, 137).

Olafur Karason Ljosvikingur ist ein Volksdichter, das Mitleid mit jenen Menschen, die auf der Schattenseite des Lebens stehen, bestimmt sein Dasein. Für die Mächtigen, für die Männer wie Petur Palsson oder Juel J. Juel ist er ein Versemacher, den sie für ihre Machenschaften ausnutzen und den sie, wenn sie ihn nicht länger gebrauchen können, fallenlassen. Doch sind diese beiden Figuren für den Autor mehr als nur zwei isländische Politiker, die im Kampf um die Macht das Volk schändlich hinter das

Licht führen, sie stehen symbolisch für den Faschismus, der auf dem europäischen Kontinent, in Italien und Deutschland, die Macht an sich gerissen hat und nun dabei ist, andere Völker zu unterwerfen, so z. B. Spanien, in dem während der Jahre, als «Weltlicht» geschrieben wird, der grausame Bürgerkrieg tobt. Wider diese faschistische Gefahr setzt Laxness, wie so mancher westeuropäische bürgerliche Intellektuelle und Schriftsteller der dreißiger Jahre, auf die vereinigten Kräfte der von den Kommunisten gesteuerten Volksfront. An den Mai-Feiertagen 1937 und 1938 spricht er auf öffentlichen Kundgebungen von der Bedrohung der Menschheit durch den Faschismus, er beschwört die Volksfront und sieht in der sozialistischen Sowjetunion den Garanten für den Frieden in der Welt. Für die Kommunisten ist er ein «progressiver» und humanistischer Autor, wie sie die Sympathisanten der Sowjetunion nennen. So nimmt es nicht wunder, daß der sowjetische Schriftstellerverband Laxness einlädt, einen Urlaub in der Sowjetunion zu verbringen. Im Winter 1937/38 hält er sich für mehrere Monate im Paradies der Werktätigen, zumeist auf der Krim, aber auch in Moskau, auf. Hier in Moskau schreibt er den zweiten Band seiner Tetralogie über den Volksdichter Olafur, der im Juni 1938 auf den Buchmarkt kommt, nur wenige Monate später, im Oktober 1938 bringt er den Reisebericht «Das russische Abenteuer» (*Gerska Æfintýrið*) heraus. Diese Publikation ist eine Apologie der sozialen und politischen Verhältnisse in der Sowjetunion, vergleichbar mit Lion Feuchtwangers Reisebericht «Moskau 1937», der viel Aufsehen erregte, war er doch eine Replik auf den ein Jahr zuvor erschienenen Bericht «Zurück aus Sowjetrußland» (*Retour de l' U.R.S.S.*) von André Gide, der die Situation in der Sowjetunion schonungslos beschrieben hatte. Laxness' Buch ist ebenfalls eine Replik auf Gides Bericht. In seiner Begeisterung für die Sowjetunion kennt er nur Lob über Lob für alles, was er dort sieht. Selbst die Schauprozesse in Moskau im März 1938, wo er als Beobachter den Verhandlungen gegen Bucharin beiwohnt, rechtfertigt er: vor Verrätern muß sich die Sowjetunion schützen. Hymnen auf Lenin und Stalin, die Erbauer der Sowjetunion, fließen aus seiner Feder. Ein kritischer Geist ist Laxness wahrhaftig nicht, er ist ein Gläubiger, der sein Paradies in der Sowjetunion gefunden hat, der Künstler kapituliert vor dem Agitator und Propagandisten. Laxness zeigt sich als Dilettant in rebus politicis, viele Jahre später wird er dies in «Zeit zu schreiben» offen eingestehen. Der Aufenthalt in der Sowjetunion und das politische Engagement hinterlassen Spuren in der Tetralogie über den Dichter, u. a. in den Gesprächen der beiden Dichterkollegen Olafur und Örn Ulfar. Am Strand von Svidinsvik treffen sie einander erstmals, und als Örn seinen Freund fragt, warum er dichte, be-

kommt er zur Antwort: «Wahrscheinlich liebe ich die Schönheit» (II, 11), er versuche, «den Blick auf das Schöne und Gute zu heften und das Böse zu vergessen». Darauf Örn: «Für mich gibt es keine Schönheit, solange das menschliche Dasein ein unaufhörliches Verbrechen ist», deshalb habe er zu dichten aufgehört, sein Platz sei an der Seite der Arbeiter im Kampf gegen ihre Unterdrücker in Svidinsvik.

Während der Auseinandersetzungen zwischen dem Arbeiterverband und Direktor Petur Palsson begegnen sie einander erneut. Olafur sitzt neben dem Bett seiner kranken kleinen Tochter, er sieht nichts als die Schmerzen des Kindes, als sein Freund ihn aufsucht. Örn berichtet von der Welt da draußen, und Olafur ist dankbar, gerade in dieser Nacht die Worte seines Freundes zu hören, in einer Nacht, da wir nicht vergessen dürfen, «daß der Mensch Staub ist». Heftig widerspricht ihm Örn, auch für Olafurs Liebe für den anderen, für sein Mitgefühl mit den Leiden des Kindes bringt er wenig Verständnis auf: «Der Mensch hat nur ein Merkmal [...] ein Adelszeichen den Göttern gegenüber: er wählt die Gerechtigkeit [...] Wer sie nicht wählt, ist kein Mensch. Ich habe nur wenig übrig für Mitleid, das der Feigling Liebe nennt [...]»

«Meinst du denn, es sei nicht richtig, daß ich mit dem Kinde hier Mitleid habe, das zwischen uns beiden im Sterben liegt?» fragte der Dichter.

«Die Gerechtigkeit ist es, die den Kindern der Zukunft zuteil werden soll, nicht die Liebe», sagte Örn Ulfar. «Der Kampf für die Gerechtigkeit ist das einzige, was dem Menschenleben einen vernünftigen Sinn gibt.»

«Örn», sagte der Dichter da, «ist es dir niemals eingefallen, daß man für Gerechtigkeit kämpfen kann, bis es keinen Menschen mehr auf Erden gibt? »Das Recht muß siegen, selbst wenn die Welt darüber zu Grunde geht,» sagt ein altes Sprichwort. Ich meine, es gibt kaum einen besseren Wahlspruch für Wahnsinnige. Wenn der Kampf für Gerechtigkeit zur Ragnarök (Bezeichnung für den Weltuntergang in der altnord. Dichtung, der Verf.) führt, Örn – was dann?»

«Du hast recht, der Kampf für Gerechtigkeit wird zur Ragnarök führen», sagte der Gast.

«Gerechtigkeit ist eine kalte Tugend», sagte der Dichter. «Sollte sie allein siegen, so würde es nicht mehr viel auf Erden geben, für das es wert wäre zu leben. Der Mensch lebt vor allem auf Grund seiner Unvollkommenheit und für sie.»

«Der Mensch lebt kraft seiner Vollkommenheit und für sie.»

«Du kannst nicht leugnen, Örn, daß der Mensch von Natur aus arm ist», sagte der Dichter.

«Der Mensch ist von Natur aus reich», sagte der Gast.» (III, 12).

Der Erzähler vergleicht Olafur und Örn mit zwei Göttern auf den Wolken des Himmels, zwischen denen «die sterbende Menschheit» liegt, unüberbrückbar scheint der Abstand zwischen den beiden Dichtern; zwei Pole, ein jeder «Voraussetzung für das Vorhandensein des anderen», kommentiert der Er-Erzähler. Offen bleiben die Fragen der beiden Freunde auf «Bragis Tun», eine Umschreibung in der altisländischen Poesie für die Dichtkunst: auf der Hauswiese Bragis, dem Gott der Dichtkunst.

Obsiegt letztlich «die Schönheit allein», wie das Ende der Tetralogie nahelegt? Das «Heldenepos über den Dichter» gibt uns eine Ahnung von der existentiellen Funktion der Dichtung: ist sie doch, so Halldór Laxness, der Künstler und nicht der politsche Agitator, «eine vollkommene, unabhängige und eigenständige Welt».

Historie und Gegenwart

Im September 1939 beginnt mit dem Überfall des nationalsozialistischen Deutschlands auf Polen jener Krieg, der sich sehr bald zu einem globalen Krieg, zum Zweiten Weltkrieg des 20. Jahrhunderts ausweiten wird. An seinem Ende, 1945, teilen sich die USA und die UdSSR die Welt untereinander auf, aus den Verbündeten und den Siegern über den Faschismus werden Gegner. Die Vereinigten Staaten von Amerika und die westeuropäischen liberalen Demokratien stehen der kommunistischen Sowjetunion und deren mittel- und osteuropäischen Satellitenstaaten gegenüber, der Kapitalismus dem Sozialismus; in den fünfziger Jahren führt die Konfrontation der Siegermächte zum Kalten Krieg, zum Wettrüsten der beiden Supermächte, zu der Gefahr der Vernichtung der Menschheit durch die Atombombe. Krieg, Kalter Krieg und die Furcht vor der atomaren Zerstörung unserer Welt prägen die Jahrzehnte um die Mitte des Jahrhunderts, auch auf der vermeintlich abseits liegenden Insel unter dem nördlichen Polarkreis: Island gerät in den Strudel der Weltereignisse, wenn auch kriegerische Handlungen den Menschen erspart bleiben.

Am 10. Mai 1940 landen alliierte Truppen auf Island, um das Land vor einem etwaigen deutschen Überfall zu beschützen, nachdem im April Dänemark und Norwegen von deutschen Truppen besetzt worden waren. Etwa 45 000 Soldaten, anfangs Briten, ab Juli 1941 Amerikaner, kommen auf die Insel, zu jener Zeit sind das mehr als ein Drittel der 122 000 Bewohner des Landes (Reykjavík zählt ca. 40 000 Einwohner). Island wird für die USA zu einem militärstrategisch bedeutsamen Stützpunkt, sichert es doch die Verbindung zu den auf dem Kontinent operierenden Truppen.

Nicht nur der globale Krieg greift in das Leben der Isländer ein – wenn ihnen auch, wie gesagt, kriegerische Handlungen erspart bleiben –, es sind auch die Beziehungen zu Dänemark, die das politische Klima jener Zeit stark bestimmen. Gewiß hatte das Land 1918 weitgehend seine Selbständigkeit erhalten, zumal es nur noch in Personalunion durch den König mit Dänemark verbunden war, doch mußten laut Vertrag erneut Verhandlungen stattfinden, ehe über das staatliche Schicksal des Landes endgültig entschieden werden sollte: «Nach Ablauf des Jahres 1940 können sowohl der Reichstag wie das Althing zu jeder Zeit die Aufnahme der Verhandlungen zum Zwecke der Revision des Vertrags verlangen», hieß es im Abkommen vom 1.12.1918, und weiter: «Sollten diese Verhandlun-

gen innerhalb von drei Jahren keinen Erfolg haben, werden beide Staaten vollkommen selbständig.». Da mit dem von deutschen Truppen besetzten Dänemark natürlich keine Verhandlungen stattfinden können, trennt sich Island 1944 endgültig vom Königreich Dänemark: Das Althing beschließt die Errichtung der Republik.

Der dänische König schickt noch am 4. Mai 1944 dem isländischen Ministerpräsidenten ein Telegramm, in dem er erklärt, nicht mit der Ausrufung der Republik einverstanden sein zu können. Dies ruft Laxness auf den Plan, bitter-ironisch kommentiert er in einem Zeitungsartikel das «Telegramm, das hierhoch geschickt wurde» (am 11. Mai in «þjóðviljinn», wieder abgedruckt in «Sjálfssagðir hlutir», 1946, 88): «Christian R darf nicht vergessen, daß die Isländer ein gutes Gedächtnis besitzen. Dies Gedächtnis ist seit langem die stärkste Waffe des Sagavolkes gewesen. Wir sind uns wohl bewußt, daß Christian R in seinem Telegramm nicht für die Dänen spricht, sondern als Repräsentant jener Institution in Dänemark, die 500 Jahre lang Isländer ausgepeitscht, ausgehungert, ausgesaugt und hingerichtet hat.»

Dies sind zornige Worte eines isländischen Patrioten. Doch die Volksabstimmung vom 20. bis 23. Mai 1944 beweist dann, daß er die Gefühle seiner Landsleute zum Ausdruck gebracht hat: Von 70 000 gültigen Stimmen sprechen sich 99,5% für die Auflösung der Personalunion aus. Knapp vier Wochen später, am 17. Juni, wird auf Thingvellir, der über ein Jahrtausend alten Versammlungsstätte der Isländer, das Land zur Republik ausgerufen. Nach über sieben Jahrhunderten – Island kam 1262 unter die Oberhoheit des norwegischen, 1380 unter die des dänischen Königs – ist endlich die nationale Selbständigkeit errungen: Der Traum vieler Generationen von Isländern ist Wirklichkeit geworden.

Dies wahrhaft historische Ereignis in der Geschichte seines Volkes bewegt natürlich Laxness zutiefst. Nicht nur der Zeitungskommentar vom Mai 1944 bringt dies zum Ausdruck. Die Geschichte seines Landes, in der die Dänen für so viele Jahrhunderte eine wichtige Rolle spielten, ist ihm stets präsent. So auch Jahre zuvor, im Winter 1939/40, im ersten Kriegswinter, als er den vierten Teil der Tetralogie «Weltlicht» schreibt: Im achten Kapitel der «Schönheit des Himmels» erleben wir den Volksdichter Olafur Karason Ljosvikingur in einem Gespräch mit seinem Bewacher, der sich auf die von vielen Generationen weitergegebenen Geschichten von der Zerschlagung der Kirchenglocken des Landes und deren Abtransport nach Dänemark beruft, «damit die Dächer [...] in Kopenhagen» gedeckt werden konnten; ebenfalls erinnert er den Dichter an das berühmteste Buch, das jemals im Norden geschrieben wurde und das sie nun

in Kopenhagen aufbewahren: «Aber die Isländer haben nichts dafür von Dänemark bekommen als Hunger.»

Drei Jahre später, 1942, kommt Laxness erneut darauf zurück: Die Zerschlagung der Glocke von Thingvellir, der «Glocke Islands», eröffnet den ersten Band der Trilogie «Die Islandglocke», und die berühmten Bücher Islands begleiten die Leserin und den Leser die ganze Romantrilogie hindurch. In einer Zeit, da sich die Sehnsucht und der Traum von Generationen von Isländern erfüllt, besinnt sich Laxness auf eines der leidvollsten Kapitel der Geschichte seines Landes: die Zeit des dänischen Monopolhandels.

«Íslandsklukkan» (Die Glocke Islands) erscheint 1943, diesem ersten Teil der Trilogie folgt 1944 «Hið ljósa man» (Die lichte Maid), 1946 der dritte Teil, «Eldur í Kaupinhafn» (Feuer in Kopenhagen). «Die Islandglocke», so der Gesamttitel der Trilogie in der deutschen Übersetzung von Hubert Seelow (1993), ist ein genuin isländischer Roman, nach Meinung der Isländer – wie eine Befragung der Isländer von 1992 ergab – der beste Roman von Laxness. Doch selbst in diesem isländischen «Nationalepos» vernehmen wir das Echo von Ereignissen in der Welt, von schrecklichen Ereignissen in den frühen vierziger Jahren. Halldór Laxness lässt im ersten Teil der Trilogie, den er im Winter 1942/43 schreibt, den Protagonisten, den Bauer Jon Hreggvidsson, auf seiner Wanderung von Rotterdam nach Kopenhagen die deutsche Grenze überschreiten. Im 14. Kapitel erzählt er von Jons «Abenteuer mit den Deutschen», Worte, die dem Kapitel eigens vorangestellt sind, das sich so auffällig von den übrigen Kapiteln des Buches abhebt.

Was sind das für Abenteuer, die Jon wiederfahren? «Der Winter hatte schon begonnen, als Jon Hreggvidsson zu den Deutschen kam [...]. Es nieselte und der Tag ging zur Neige. Der Wanderer war völlig durchnässt [...]. In dem kalten Nebel und der Dunkelheit vor ihm wartete Deutschland, wo es die größten Krieger auf der Welt gibt [...]. Die deutschen Krieger waren von riesigem Wuchs, mit wunderlichen Helmen, die oben eine Spitze hatten, wie eine Speerspitze geformt, und mit gezwirbelten Bärten, die Widderhörnern glichen. Jon Hreggvidsson stand vor diesen Männern und sah durch das Tor hindurch und wollte seine Wanderung fortsetzen, doch da setzten sie ihm gleichzeitig zwei Spieße vor die Brust und redeten ihn in deutscher Sprache an. [...] Dann bliesen sie in eine Trompete. Da kam noch ein Mann hinzu, ein dicker, blauer Hüne. Diesem Mann wollten sie Jon Hreggvidsson übergeben, doch er antwortete wütend, und es kam zu einem heftigen Wortwechsel zwischen ihnen, von dem der Bauer nur das Wort «hängen» verstand. Es endete damit, daß der zuletzt Hinzu-

gekommene Jon Hreggvidsson in Gewahrsam nehmen mußte, und er stieß dem Bauern die Säbelspitze in den Rücken und trieb ihn so vor sich her in die Festung. [...] Leider, sagte er, sei jedoch der Mann nicht mehr da, der die Aufgabe hatte, Leute zu hängen; er hatte heute schon so viele aufgehängt, daß er faul geworden und mit seinen Gehilfen nach Hause gegangen war, um zu schlafen.»

Als Jon darauf hin meint, er könne ihn doch hängen, bedeutet ihm sein Begleiter, er sei ein «Wachtmeister, ohne den Rang und die Rechte eines Henkers, und er sagte, daß ihn keine menschliche Macht, und nicht einmal der Herrgott, dazu zwingen könnte, eine Pflicht auf sich zu nehmen, die man einem anderen übertragen hatte, und die Pflicht zu versäumen, die einem Wachtmeister vom Kaiser auferlegt war [...].» Als der Wachtmeister Brot unter dem Wams von Jon entdeckt, entreißt er es ihm mit den Worten: «Dieses Brot ist verflucht gut [...]. Wo hast du dieses Brot bekommen? Jon Hreggvidsson sagte, in Holland.

Ja, ihr Holländer seid Feiglinge, sagte der Wachtmeister. Ihr denkt an Brot. Wir Deutschen denken nicht an Brot [...] irgendwann wird einmal die Zeit kommen, wo wir Deutschen solchen Brotfressern wie euch Holländern zeigen werden, was es kostet, an Brot zu denken. Wir werden euch zermalmen. Wir werden euch dem Erdboden gleichmachen. Wir werden euch austilgen [...].»

Den Menschen in jenen Jahren waren derartig großsprecherische und prahlerische Worte nicht unbekannt, erinnern doch die Worte des Wachtmeisters an Hermann Görings berühmt-berüchtigten Satz «Kanonen sind wichtiger als Butter», und das grauenvolle Geschehen in den Konzentrationslagern wird in den Worten der deutschen Grenzwächter beschworen, ist doch das einzige Wort, das Jon versteht, das Wort «hängen», im isländischen Original «hen-gen» geschrieben.

Für die Erzählung von Jons Odyssee von der Insel unter dem Polarkreis zur Hauptstadt des Königreiches ist das Kapitel nicht erforderlich, auf den ersten Blick wirkt es sogar ein wenig deplaciert. In Jon Hreggvidssons Prozeßakte, Laxness' Hauptquelle für den Roman, lesen wir auch nichts davon; und in der dramatisierten Fassung des Romans «Snæfríður Íslands-sól» (Snaefridur Islandsonne), ein Stück in drei Akten, mit dem 1950 das isländische Nationaltheater eröffnet wird, fehlt denn auch Jons Abenteuer bei den Deutschen.

Warum schreibt Laxness dann dieses Kapitel? Erinnern wir uns: Er schreibt es im Winter 1942/43. Der erklärte Antifaschist und Gegner der Machthaber des Dritten Reiches kann zu den Greueltaten nicht schweigen, die unmittelbare Gegenwart hinterläßt Spuren in einem Roman, des-

sen Handlung tief in der Vergangenheit spielt, an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert.

Das erste Kapitel der «Islandglocke» versetzt uns nach Thingvellir, dort wird auch – dies sei schon jetzt gesagt – im letzten (18.) Kapitel des dritten Teils, die Handlung enden. Diese Szenerie ist vom Autor ganz bewußt gewählt, denn «nirgendwo wie hier hört man das Brausen der Jahrhunderte [...] war doch Thingvellir für Tausend Jahre das Herz der isländischen Geschichte» («Að endurreisa þingvelli», 1938; Thingvellir wieder-aufbauen, in: Vettvángur dagsins, 1942; zit. nach der 3. Auflage 1979, 204).

Vom Giebel des Gerichtshauses wird die Glocke des Landes heruntergeholt, jene Glocke, die «zum Althing an der Öxara gehört, seitdem es gegründet wurde», wie ein alter Mann, ein aufmerksamer Beobachter des Vorgangs, sagt; anschließend wird sie in Stücke zerschlagen für den Transport nach Dänemark. Unter den Männern, die unter der Aufsicht des Henkers des dänischen Königs diese Arbeit verrichten, ist Jon Hreggvidsson, Zinsbauer auf Rein. Unflätige Äußerungen über die königliche Majestät führen zu seiner Verurteilung von 24 Stockhieben; nach der Stäupung reiten der Henker, einige Bauern und Jon heimwärts; sie machen Halt bei einem Bauern, der sie mit Branntwein versorgt; dann geht es, «gehörig betrunken» (Kap. 2), weiter durch die dunkle Nacht. Bei Tagessgrauen wird der Henker tot in einem Bach liegend gefunden. Auf dem Thing wird Jon als mutmaßlicher Mörder zum Tode verurteilt, doch wird ihm zugestanden, auf dem nächsten Althing den Urteilsspruch überprüfen zu lassen. Bis zum Zusammentritt des Althings wird er in die Gefängnishöhle von Bessastaðir gesteckt; dort verbringt er Monate mit anderen Verurteilten, mit Männern, die gegen die drastischen Verbote der dänischen Machthaber gehandelt haben. Jons Urteil wird von den Richtern auf dem Althing bestätigt, gleich am nächsten Morgen soll es vollstreckt werden. In der Nacht aber befreit ihn Snaefridur, die Tochter des Richters Eydalín, von seinen Ketten, sie gibt ihm einen kostbaren Goldring und bittet ihn, diesen als «einen Gruß von der lichten Maid» nach Kopenhagen zu Arnas Arnaeus zu bringen, dieser, des Königs Freund, werde sich dann seiner Sache annehmen (Kap. 10). Jon ist Arnas Arnaeus schon einmal begegnet, hatte ihn doch der königliche Assessor einige Zeit zuvor zusammen mit Snaefridur und dem Bischof von Skalholt nebst Gattin auf seinem Hof Rein aufgesucht, um dort, wie überall im Lande, nach alten Büchern zu suchen. Im Bettgestell seiner Großmutter hatte der gelehrte Professor an der Universität Kopenhagen einige Kalbshautfetzen gefunden, Blätter der «Skalda», einer unvergleichlichen Handschrift, in der «die schönsten Gedichte des Nordens» aufgezeichnet waren (Kap. 3), für

Arnas sollten sie das wertvollste Stück seiner Sammlung werden. Zu ihm schickt Snaefridur den zum Tode Verurteilten, für sie, ein sechzehnjähriges Mädchen, das sich in Arnas Arnaeus verliebt hat, ist es kaum mehr als ein neckischer Einfall, für Jon aber bedeutet es das Leben.

Hochebenen, Täler und Einöden lässt Jon so schnell hinter sich, wie ihn seine Beine tragen, bald gelangt er an die Nordküste, nicht ohne manches Abenteuer, sogar einen Kampf mit einem Riesenweib im Nebel (Kap. 12), zu bestehen. An Bord eines holländischen Schiffes gelangt er nach Rotterdam (Kap. 13), hat sein Abenteuer bei den Deutschen (Kap. 14), erreicht auf dem Seeweg Glückstadt an der Elbe. Wider seinen Willen findet er sich als Söldner im dänischen Heer, gelangt aber schließlich auf eigenartige Weise doch nach Kopenhagen, übergibt Arnas Arnaeus den Goldring der «lichen Maid» und ersucht ihn, eine Revision seines Urteils zu erwirken. Während seiner Haft als entlaufener Soldat erhält er in Gegenwart von Arnas Arnaeus die Order, für vier Monate nach Island zu reisen, «sich dort bei den Richtern auf dem Öxarar-Thing einzufinden, und, sofern er dies wünscht, seine Sache vor Unser Oberstes Gericht hier in unserer Stadt Kopenhagen zu bringen» (Kap. 20).

Fünfzehn Jahre sind seit jenem Tag vergangen, da Jon die Order in Empfang nahm, für vier Monate nach Island zu gehen, wenn wir im ersten Kapitel des zweiten Teils der Trilogie («Die lichte Maid») «eine blauäugige Frau mit goldenschimmernder Haut» in der Frauenstube des Haupthofes von Braedratunga sitzen sehen, die «auf eine Borte die alten Heldenataten von Sigurd aus dem Völsungensproß» stickt. Die Frau ist Snaefridur, hat sie doch, noch nicht 20 Jahre alt, Magnus auf Braedratunga geheiratet. Ihn hat sie zum Mann genommen, nicht ihren ewigen Freier und Freund, den Pfarrer Sigurdur. Für Magnus hat sie sich entschieden, als Arnas Arnaeus, «der hervorragendste von allen Isländern» (I. Kap. 9), in Kopenhagen die Ehe mit einer reichen Witwe eingegangen war; um den wertvollsten Besitz Islands, die Handschriften, sammeln zu können, gab er selbst seine Liebe zu Snaefridur hin. Und sie nimmt «lieber den Schlechtesten als den Zweitbesten» (*ibid.*); Magnus stammt zwar aus einem uralten Geschlecht, doch ist er ein Nichtsnutz und notorischer Säufer; betrunken ist er zu allem fähig: Er verkauft sein Gehöft, verschreibt für Branntwein seine Frau dänischen Saufkumpanen «zu voller ehelicher Gefälligkeit für drei Nächte item drei Tage» (Kap. 4).

Arnas Arnaeus kommt als Abgesandter des Königs nach Island, um in dessen Auftrag die wirtschaftliche Situation und das Rechtswesen zu überprüfen, um «die Lebensbedingungen des Volkes zu verbessern» (III, Kap. 4). Snaefridurs Vater wird durch Urteilsspruch seiner Ehre und sei-

nes Amts für verlustig erklärt; sein Vermögen zugunsten des Königs eingezogen: auch Jons Sache – fünfzigjährig ist er nun und grauhaarig – wird erneut aufgenommen. Es wird ihm aufgetragen, eine neue Ladung vor das Oberste Gericht in Kopenhagen vom König zu beschaffen, mit Bremerholm wird ihm gedroht, weil er die alte Ladung nicht vorgezeigt hat (Kap. 20).

Ein von der Königin in Jägersborg veranstaltetes Fest eröffnet den dritten Teil der Trilogie, «Feuer in Kopenhagen». Unter den Gästen befinden sich auch Arnas Arnaeus und der Hamburger Kaufmann und Kommerzialrat Uffelen, der Arnas Arnaeus als Herzog für ein selbständiges Herzogtum Island gewinnen möchte, hat ihm doch der dänische König das Land zum Kauf angeboten. Zögernd nur geht Arnas darauf ein, ist doch Island, wie er seinem Gesprächspartner klar zu machen versucht, «ein geschlagenes Land», dies trotz seiner Bemühungen, die Lage der Menschen auf der Insel zu verbessern. Ins Schwärmen gerät er jedoch, wenn er dem Kaufmann Island vor Augen stellt: «Es gibt keinen gewaltigeren Anblick als Island, wie es aus dem Meer emporsteigt [...]. Allein bei diesem Anblick versteht man das Geheimnis, daß hier die wichtigsten Bücher der ganzen Christenheit geschrieben wurden [...] jetzt könnt ihr verstehen [...], daß es nicht möglich ist, Island zu kaufen.» (III, Kap. 1).

Die barocke Festlichkeit gibt die Kulisse für das erste Kapitel des dritten Teils der Trilogie, nahezu alle übrigen Kapitel ereignen sich an verschiedenen Orten der königlichen Residenzstadt. Wir erfahren, daß Arnas Arnaeus bei Hofe in Ungnade gefallen und wegen eines Urteilspruchs gegen Magnus, Snaefridurs Mann, verurteilt worden ist: nicht länger mehr ist ihm erlaubt, nach Island zu reisen. Wir lesen schließlich davon, daß die «Skalda», das Buch der Bücher, gestohlen wurde. Einmal noch gelingt es ihm, Jon Hreggvidsson, den man auf Bremerholm gebracht hat, aus der Haft zu befreien, und ein letztes Mal trifft er Snaefridur, die den Statthalter von Island aufgesucht hat, in einem Gasthof in Nyhavn. Sie sprechen von der Zukunft, wenn Arnas Herzog von Island sein wird:

«Die Bewohner des Landes werden nicht mehr geschlagen werden, weil sie zu ihrem eigenen Vorteil Handel treiben, sagte Arnas Arnaeus.

Nach ausländischem Vorbild gebaute Marktflecken werden um die Hafenplätze entstehen, und man wird eine Flotte für den Fischfang ausrüsten, und wir verkaufen Stockfisch und Wollwaren in den Städten und auf dem Festland, wie einstmals in den Tagen Jon Arasons, und kaufen dafür die Waren, die zivilisierte Menschen brauchen. Aus der Erde wird man wertvolle Bodenschätze fördern. Der Kaiser wird dem Dänenkönig die

Faust zeigen und verlangen, daß er den Isländern wieder die Kostbarkeiten zurückgibt, die er aus dem Dom zu Holar, aus Munkathvera, Mödruvellir und Thingeyrar hat stehlen lassen. Ebenso werden wieder die alten Herrenhöfe zurückgegeben werden, die die dänische Krone sich nach dem Fall der isländischen Kirche aneignete. Und es wird eine staatliche Universität mit collegia in Island errichtet werden, wo gelehrte Isländer wieder ein menschenwürdiges Dasein führen können [...]. In Thingvellir wird man ein staatliches Gerichtsgebäude errichten und eine neue Glocke aufhängen, die größer ist und schöner klingt als die, welche der König requirieren ließ und Jon Hreggvíðsson auf Befehl des Henkers herunterschlug. Das kalte Mondlicht, das sich im Ertränkungsgumpen spiegelt, wird nicht mehr die einzige Barmherzigkeit für arme Frauen in Island sein, sagte sie. Und hungrige Bettler werden nicht mehr im Namen der Gerechtigkeit in der Almannagja aufgehängt, sagte er.

Alle werden unsere Freunde sein, sagte sie; denn dem Volk geht es gut [...]. Und wir reiten durch das Land auf weißen Pferden, sagte sie.» (III, Kap. 12).

Am Morgen darauf verläßt sie Kopenhagen, Arnas Arnaeus empfängt den Hamburger Uffelen in seinem Bibliothekssaal. Ihr Gespräch endet damit, daß Arnas das Angebot des Kaufmanns ablehnt: «Ich weiß, ihr Hamburger würdet uns Isländern Korn ohne Maden schicken und es nicht der Mühe wert halten, uns mit falschem Maß und Gewicht zu betrügen. Aber wenn an der Küste Islands deutsche Fischerdörfer und deutsche Marktflecken entstehen, wie lange wird es dann dauern, bis dort auch deutsche Festungen mit deutschen Festungskommandanten und Söldnern entstehen. Was wird dann aus jenem Volk, das berühmte Bücher geschrieben hat? Die Isländer würden bestenfalls die fetten Lakaien eines deutschen Vasallenstaates werden. Ein fetter Lakai ist kein großer Mann. Ein geprügelter Sklave ist ein großer Mann, denn in seiner Brust wohnt die Freiheit.» (Kap. 13).

Die Gegenwart meldet sich hier erneut zu Wort: Halldór Laxness schreibt den dritten Teil der Trilogie in der Zeit vom Juni 1945 bis März 1946; im Herbst 1945 aber wird bekannt, daß die USA die isländische Regierung um die Überlassung von drei Militärstützpunkten für 99 Jahre ersucht haben – ein Ansinnen, das bei nicht wenigen Isländern, nur ein Jahr nach Erringung der Selbständigkeit, auf Unverständnis stößt, einer der eifrigsten Wortführer von ihnen ist Halldór Laxness. Wenn er Arnas Arnaeus die zitierten Worte in den Mund legt, so mag er dabei weniger an die Deutschen als an die Amerikaner gedacht haben.

Nichts als «Traum und Saga» ist Snaefridurs und Arnas Arnaeus' Vision von einem Herzogtum Island. Doch soll es den gelehrten Büchersammler noch ärger treffen, als nämlich bei dem großen Brand von Kopenhagen beträchtliche Teile seiner Bibliothek zerstört werden. Dem Scheitern in der Politik folgt die Vernichtung des wissenschaftlichen Lebenswerks: Arnas Arnaeus ist ein gebrochener Mann.

Und wie steht es mit Jon Hreggvidsson? Ein letztes Mal wird seine Sache vor dem Obersten Gericht in Kopenhagen verhandelt, gewiß nicht aus Interesse an dem nun gebückt gehenden alten Bauern von Rein mit seinem schlöhweißen Haar, sondern als Kampf zweier Machtgruppen. Aus Mangel an Beweisen wird er frei gesprochen, beim Abschied im Hafen bittet ihn Arnas Arnaeus, seinen Heimweg über das Althing zu nehmen und dort auszurichten, «daß Island nicht verkauft worden ist, diesmal nicht, [...] dann sollst du ihnen dein Urteil aushändigen» (III, Kap. 17). Dann sehen wir ihn auf dem Althing am Öxarafluß, dort, wo vor über zwanzig Jahren die Geschichte begonnen hat; das letzte Kapitel zeigt Jon Hreggvidsson bei einigen Verbrechern am Ertränkungspfuhl der Frauen, dröhnender Hufschlag unterbricht ihr Gespräch, sie sehen einen Mann und eine Frau dahinreiten: «Beide waren sie dunkel gekleidet, und alle ihre Pferde waren schwarz.

«Wer reitet dort?» fragte der Blinde.

Sie antworteten:

«Dort reitet Snaefridur Islandsonne in Schwarz; und ihr Eheliebster Sigurdur Sveinsson, der Lateindichter, erwählter Bischof von Skalholt [...]. Und die Verbrecher standen neben den Felsen und sahen, wie der Bischof und seine Frau dahinritten; und die taubenetzten, schwarzmähnigen Pferde glänzten im Morgenlicht.»

Mit diesen Sätzen schließt die Trilogie.

Halldór Laxness spricht im November 1942 im isländischen Rundfunk über das Thema «Der Schriftsteller und sein Werk» (*Höfundurinn og verk hans*), im gleichen Jahr noch erscheint der Vortrag in der Essaysammlung «*Vettvángur dagsins*» (Schauplatz des Tages). Von den Forderungen, die ein Werk an den Schriftsteller stellt, redet der Autor, von der Sprache und dem Stoff, vom Einfluß der Zeit, in der er lebt: «Der Dichter ist die Stimme seiner Zeit. Er ist der personifizierte Zeitgeist – die in Sprache gekleidete Seele der Gegenwart [...]», gegen Schluß heißt es dann: «Die Gegenwart, das pulsierende Leben der Umwelt des Schriftstellers und sein Inneres zwingen ihm einen Stoff auf, den er am allerwenigsten erwartet hatte, einen Stoff, vor dem er vielleicht seit Jahren geflohen ist, und für

den er sein ganzes Vermögen hingeben würde – selbst wenn er Millionär wäre –, um sich nicht damit befassen zu müssen. Zum Beispiel kenne ich einen Schriftsteller, der vor kurzem ein Buch begonnen hat; seit über 18 Jahren hatte er die Götter gebeten, ihn davor zu bewahren, dies Buch zu schreiben. Der Schriftsteller meint, die Aufgabe übersteige seine Kräfte: Ihm schaudert es vor all dem kämpfenden Leben, welches fordert, daß er ihm Sprache und Form gebe, und er lehnt es ganz entschieden ab, sich auf solch Furchtbare einzulassen – aber er hat sich nun einmal den schöpferischen Kräften des Lebens verschrieben, stets verlangen sie ihn ganz, und so gibt es keine Möglichkeit für ihn zu fliehen.» (Vettvágur dagsins, 3. Auflage 1979, 319f.).

Natürlich ist es Halldór Laxness selbst, der vor kurzem begonnen hat, ein Buch zu schreiben; 18 Jahre lang hat er einen Stoff mit sich herumgetragen, von dem nun «das pulsierende Leben» der Gegenwart verlangt, daß er ihm Form und Sprache gebe. Vor 18 Jahren, 1924, hatte ihn sein Freund Jón Helgason, der spätere Vorsteher der Arnamagnaeanischen Sammlung in Kopenhagen, erstmals auf den Bauer Jon Hreggvíðsson aufmerksam gemacht – den Urstoff des Romans. Mit der isländischen Welt des 17. Jahrhunderts macht sich der Autor vertraut, als er in den frühen dreißiger Jahren seinen großen Essay «Einleitung zu den Passionsliedern» (Inngángur að Passíusálmmum) von Hallgrímur Pétursson (1614–1674) schreibt. Eine überarbeitete Fassung des Essays bringt er 1942 in eben jenem Buch heraus, das auch den Vortrag «Der Schriftsteller und sein Werk» enthält. Die Studie über die «Passionslieder» eröffnet den Band, «Der Schriftsteller und sein Werk» beschließt ihn. Beide Beiträge liegen also sehr wahrscheinlich auf dem Schreibtisch, auf dem auch das Manuskript zum ersten Teil der «Islandglocke», den er im Winter 1942/43 schreibt, liegt.

Halldór Laxness hat den Stoff für seinen Roman, er kennt sich aus im Island des 17. Jahrhunderts, Namen und Fakten jenes Zeitalters stehen ihm zur Verfügung: die Dokumente des Prozesses gegen Jon Hreggvíðsson, der sich von 1683 bis 1715 hinzog; die Namen und Verbrechen seiner Mitgefangenen in der Höhle von Bessastaðir, das zerrüttete isländische Rechtswesen, die grausam wütende Pest in Island 1708/09 und die von den Dänen erwogene Umsiedlung des Rests der Bevölkerung nach Jütland, das Angebot der dänischen Krone (Christian IV.) an den Hamburger Kaufmann, Island zu erwerben, Magnus Sigurdsson, der 1707 in Kopenhagen verstarb, Ulrik Christian Gyldenløve, Statthalter von Island, der 1719 starb, die dänisch-schwedischen kriegerischen Auseinandersetzungen, die große Feuersbrunst in Kopenhagen von 1728.

Historische Ereignisse geben der Romantrilogie von Jon Hreggvidsson und seinem gelehrten Freund Arnas Arnaeus geschichtliche Tiefe, gleichwohl setzt der Autor jedem der drei Bände ausdrücklich die Warnung an den Leser voran, das Buch sei kein «historischer Roman»: Personen, Handlung und Stil gehorchten ausschließlich den Gesetzen des Werks. Die Trilogie ist kunstvoll komponiert, schlicht und souverän in einem. Beginn und Schluß führen uns nach Thingvellir, dieser Rahmen stellt das zentrale Thema heraus: Nicht Einzelschicksale stehen im Mittelpunkt, sondern das Schicksal Islands, sind doch alle wesentlichen Ereignisse in der Geschichte des Landes auf Thingvellir geschehen, «an diesem heiligen Ort Thingvellir an der Öxara, wo arme Menschen so sehr gepeinigt wurden, daß schließlich der Fels zu reden begann». (II, Kap. 20).

So kunstvoll die Komposition ist, so durchsichtig ist sie. Die Anzahl der Kapitel der drei Teile macht dies deutlich. Je zwanzig Kapitel zählen der erste und zweite Teil, der dritte bringt es auf nur achtzehn: Die Harmonie ist zerstört, zerbrochen wie die Glocke vom Gerichtshaus auf Thingvellir. Die Klarheit der Struktur der Trilogie wiederholt sich in der Gestaltung der Figuren: Die Trilogie hat drei Hauptfiguren, von denen jeweils eine einem Teil zugeordnet ist. Jon Hreggvidsson steht unübersehbar im Mittelpunkt des Geschehens im ersten Teil, der zweite wird beherrscht von Snaefridur, «der lichten Maid», der dritte steht im Zeichen von Arnas Arnaeus.

Die Modelle dieser Figuren sind der Geschichte entnommen. Von Jon Hreggvidsson berichten die Prozeßakten, von dem auf Grund von Indizien gefällten Todesurteil im Jahr 1684, von seinen Fahrten nach Rotterdam, Glückstadt und Kopenhagen, von seinem Freispruch in Kopenhagen 1715 – nicht einmal der Name brauchte geändert zu werden. Snaefridur Björnsdottir Eydalín, der Name der weiblichen Hauptfigur, geht auf den Autor zurück, wenn er auch einige Züge von Pordis Jónsdóttir, der Frau Magnus Sigurðssons, dem Herrn von Braedratunga, übernehmen konnte. Snaefridur ist weitgehend ein Produkt dichterischer Phantasie, – ist dies der Grund für die Überzeichnung dieser Figur, für die Verklärung der «Islandsonne»? Unschwer zu erkennen für alle, die sich mit der Wissenschaftsgeschichte der mittelalterlichen isländischen Literatur beschäftigen, ist das Modell für die dritte Hauptfigur, Arnas Arnaeus, ist er doch dem unermüdlichen Sammler altisländischer Handschriften Arni Magnússon, latinisiert Arnas Magnaeus, der von 1663 bis 1730 lebte, nachgezeichnet. In der nach ihm benannten «Arnamagnaeanischen Sammlung» in Kopenhagen, wo für Jahrhunderte die Handschriften aufbewahrt wurden, waren auch die Prozeßakten von Jon Hreggvidsson einzusehen.

Halldór Laxness hat nur den Nachnamen des gelehrten Büchersammlers leicht verändert, den Namen seiner um zehn Jahre älteren und vermögenden Frau, die er 1709 heiratete, hat er beibehalten: Mette Fischer. – Dies also sind die historischen Vorgaben. Was hat des Autors dichterische Phantasie daraus gemacht? Wie begegnen sie uns im Roman?

Jon Hreggvidsson – ist er nur ein «tumber Bauer»? Nur ein gerissener und durchtriebener Schelm? Der Zinsbauer auf Rein ist weit mehr. Er verkörpert den ausgeplünderten, gemeinen Mann, die mißhandelte Kreatur: unter erbärmlichen Verhältnissen wohnt er mit den Seinen in einem Torf- und Sodenhaus, in dem aber auch die Schätze des Landes liegen. «Es ist nun einmal so gekommen [...], daß dieses Volk, das die bedeutendsten litteras in Europa seit antiqui besessen hat, jetzt lieber auf Kalbshaut geht und Kalbshaut ißt, anstatt alte Schriften auf Kalbshaut zu lesen», (I, Kap. 3). Jon steht für die Verurteilten auf Thingvellir, für die Gefangenen in der Höhle von Bessastadir, für die Söldner im dänischen Heer und die Häftlinge von Bremerholm: Ein isländischer Schweyk der frühen Neuzeit. Er ist einer aus der Schar der Gebrandmarkten, Gestäupten und der Hände Beraubten, die auf Thingvellir auf die Suppe des Königs warten: «Wir sind das gemeine Volk, das geringste Geschöpf auf Erden. Wir wollen jedem Mächtigen Glück wünschen, der kommt, um den Wehrlosen zu helfen. Doch Gerechtigkeit wird es erst dann geben, wenn wir selbst Menschen geworden sind. Jahrhunderte werden vergehen. Die Verbesserung der Gesetze, die uns vom letzten König gewährt wurde, wird uns der nächste wegnehmen. Doch es wird der Tag kommen. Und an dem Tag, an dem wir Menschen geworden sind, wird Gott zu uns kommen und uns beistehen.» (II, Kap. 18).

Sein grimmiger Humor und sein verbissener Trotz lassen ihn das Leben bestehen und, nicht zu vergessen, der Gedanke an Gunnar von Hlidarendi aus der Njáls saga: der unbeirrbare Glaube an jenen Helden, der sich nie aufgibt. Er lebt mit den Sagas: «In jenen Zeiten, da unsere Erniedrigung am tiefsten war, verkündeten unsere Sagas, daß wir Helden und Männer eines alten Geschlechts sind. Die Saga war unsere unüberwindliche Burg, und es ist ihr Werk, daß wir heute ein selbständiges Volk sind», behauptet Halldór Laxness in seinem Essay «Notizen zu den Sagas», den er 1945 veröffentlicht (Minnisgreinar um fornsögur, in: Sjálfssagðir hlutir, 1946, 66). Diese Überzeugung findet in Jon Hreggvidsson seine Verkörperung: Der Erzähler läßt ihn auf seinem Weg vom Althing nach dem Norden einen Wettkampf im Steintragen mit der Frau und der Tochter des Pastors von Husafell austragen (I, Kap. 11), bald darauf läßt er ihn im Traum im Nebel der Hochebene mit einem Riesenweib kämpfen (I, Kap. 12). Wer

denkt da nicht – so man sich in der Sagawelt auskennt – an Grettirs Kampf mit dem Trollweib?

Sagahelden mögen wohl in bestimmten Augenblicken helfen, mit dem Geschick leichter fertig zu werden, letztlich aber ist Jon doch nichts als ein Spielball in den Händen der Mächtigen, seien es nun die Isländer oder die Dänen. Sein Leben wird ihm durch den launischen Einfall eines jungen Mädchens geschenkt, durch den übermütigen Entschluß eines verliebten Mädchens aus einer vornehmen Familie des Landes. Bei der nächtlichen Begegnung im Zelt auf Thingvellir, wo Jon seiner Hinrichtung entgegenschläft, löst sie, einem Engel gleich, seine Fesseln; für viele ihrer Landsleute verbreitet sie den Zauber eines Elfenweibes um sich, sie wird zur Frau Islands überhaupt, wenn wir den Worten glauben dürfen, mit denen Jon sie Frau Mette gegenüber beredsam beschreibt, Worte, die wir diesem einfachen Mann nicht zutrauen: «Ihr gehört alles Geld in Island. Ihr gehört Silber und Gold aus längst entschwundenen Zeiten. Ihr gehören alle Herrenhöfe des Landes mit ihren Pachthöfen, ob es nun ihr gelingt, sie wieder dem König zu stehlen oder nicht [...]», und auf die Frage, wie sie denn gekleidet sei, trägt er ein altes isländisches Lied vor: «Mit einem Goldband um die Taille, als die rote Flamme brannte, gute Frau. Sie ist gekleidet, wie die Elfenfrau in Island immer gekleidet ist: Sie kommt blau gekleidet mit Gold und Silber [...]» (III, Kap. 11).

Nicht nur Jon Hreggvidsson erhöht Snaefridur, es ist der Erzähler, der ihr einen überirdischen Glanz verleiht: Sie ist schön wie ein Vergißmeinnicht (I, Kap. 8), sie besitzt blaue Augen, «so unwirklich wie das Blau des Himmels» (I, Kap. 3). Da sie ihre einzige Liebe, Arnas Arnaeus, nicht bekommt, erwählt sie sich «lieber den Schlechtesten als den Zweitbesten» Mann (I, Kap. 9). Dieser erniedrigt sie zutiefst, verübt sogar einen Mordanschlag auf sie, doch sie bleibt seine Frau, bis man ihn tot aus dem Wasser in Kopenhagen fischt. Dann erst ehelicht sie ihren «ewigen Freier», den Domprediger. Der Autor verleiht ihr Züge von Guðrún Ósvífrsdóttir, der Heldin der Laxdaela saga, die nur einen Mann wirklich geliebt hat; er macht aus «der lichten Maid» eine Lichtgestalt, eine Islandsonne, auch wenn sie nicht ihr blaues Festgewand trägt und in Lumpen gekleidet ist, auch wenn sie «auf schwarzmähnigem Pferde im Morgenlicht» dahinreitet.

Arnas Arnaeus, professor philosophiae et antiquitatum Danicarum, gibt alles, was er besitzt, um die mittelalterlichen Handschriften zusammenzutragen, damit Islands Name lebe: «Ich war ein Gefangener meiner Handlungen. Island besaß mich, die alten Bücher, die ich in Kopenhagen aufbewahrte; ihr Dämon war mein Dämon, und ihr Island war Island, und ein anderes Island gab es nicht» (II, Kap. 10). Er verzichtet auf seine Liebe

zu Snaefridur und ehelicht die reiche Witwe Mette Fischer, nur um seiner Lebensaufgabe nachgehen zu können. Viele Handschriften hat er gesammelt, in den Ländern Europas gesucht und erworben, «so lange, bis der Verlust allen Besitzes und das Gefängnis drohte», vertraut Jon Marteinson seinem Namensvetter bei Gelegenheit an, «nie in alle Ewigkeit wird es ein anderes Island geben als das Island, das Arnas Arnaeus für sein Leben gekauft hat.» (I, Kap. 18).

Die Tragödie des Landes ist auch die Tragödie der beiden Liebenden, ist doch das Schicksal stärker als der Wille des Menschen, «das beweisen die Isländersagas» (II, Kap. 12). Als sich der gelehrte Büchersammler auf dem Feld der Politik versucht, scheitert er kläglich, denn weder gelingt es ihm, die Not seiner Landsleute zu lindern, noch kann er der Rechtlosigkeit Einhalt gebieten. Wider seine Gegenspieler, seien es Dänen oder Isländer, zieht er den kürzeren, dem Monopol der Islandkompanie steht er hilflos gegenüber. Die verlorengegangenen wertvollen Blätter der «Skalda» finden sich wieder ein, doch in dem großen Brand von Kopenhagen werden beträchtliche Teile seiner Bibliothek vernichtet. Am Ende ist er müde, ein geschlagener Mann, und doch, wie er in dem letzten Gespräch mit Snaefridur in dem Kopenhagener Gasthaus sagt: «Die Seele der nordischen Völker wohnt in isländischen Büchern, und nicht in den Menschen, die jetzt im Norden wohnen oder in Island selbst. Doch die Völva hat geweissagt, daß am Ende die goldenen Tafeln der Urzeit im Grase wiedergefunden werden.» (III, Kap. 12).

Die mittelalterlichen Texte sind Islands wertvollster Besitz, die Seele des Landes wohnt in der Poesie, selbst in den dunkelsten Stunden der Geschichte hat sie die Hoffnung auf eine lichtere Zukunft nicht sterben lassen. Dies nationale Pathos schwingt nicht nur in Arnas Anaeus' Worten mit, wir vernehmen es auf vielen Seiten des Romans, auch auf der letzten. Snaefridur Islandsonne und ihr Eheliebster Sigurdur Sveinsson, erwählter Bischof von Skalholt – zweite heilige Stätte der isländischen Geschichte – verlassen Thingvellir auf schwarzmähnigen Pferden, nicht auf weißen, wie Snaefridur und Arnas es erträumten: auf schwarzen Pferden reiten sie «im Morgenlicht».

Die Jahrhunderte staatlicher Abhängigkeit gehören der Vergangenheit an, über Thingvellir ist der Klang der Glocke wieder zu vernehmen, wie wir in dem 1944 von Laxness verfaßten Gedicht «Stóð ég við Öxará» (Ich stand an der Öxara) lesen:

Ich stand an der Öxara
 die Morgenröte über den Bergen,
 froh und kräftig ertönte
 die Glocke, die einstmals barst,
 heller Laut liegt
 über See und Wald.
 Meine Glocke, deine Glocke
 ruft uns heim zu sich. (3. und letzte Strophe, in: Kvæðakver,
 2. Aufl., 1949, 140.)

In der frühen Neuzeit findet Laxness den Stoff für «Die Islandglocke», den Stoff seines nächsten Romans zwingt ihm die Gegenwart, «das pulsierende Leben seiner Umwelt», um ihn selbst zu zitieren (vgl. S. 61), auf. «Die unsterblichen Blumen» will er anfangs den Roman nennen, doch zeigt das Titelblatt dann bei seinem Erscheinen auf dem isländischen Buchmarkt im Jahr 1948 nur ein Wort: «Atómstöðin» (Atomstation).

Politische Vorgänge in Island drücken dem gesellschaftlich engagierten Schriftsteller nur wenige Zeit nach Ende des Zweiten Weltkrieges die Feder in die Hand, er kann nicht schweigen, wenn es in seinen Augen nicht allein um die Unabhängigkeit des Landes, sondern um das Überleben der gesamten Menschheit geht. Die Ereignisse jener Zeit sind für uns, die wir auf das Jahrhundertende zugehen, längst dahingegangene Geschichte. Ein Blick zurück auf die Jahre kurz vor der Jahrhundertmitte ist so gewiß angebracht. 1940 bzw. 1941 kamen mit den britischen und amerikanischen Truppen die Soldaten fremder Staaten nach Island, während des Krieges gegen das nationalsozialistische Deutschland brachten die Isländer auch Verständnis für die Notwendigkeit ihres Aufenthalts auf der Insel auf, zumal die Anwesenheit der US-Amerikaner dem Land auch einen enormen ökonomischen Aufschwung bescherte. Mit dem Kriegsende zog der Großteil der Truppen – wie im Abkommen von 1941 vorgesehen – ab, nur etwa 2000 Soldaten bleiben zurück. Als aber im Herbst 1945 die Öffentlichkeit davon erfährt, daß die USA die isländische Regierung um die Überlassung dreier Militärstützpunkte für 99 Jahre gebeten haben, stößt dies Er suchen bei einem großen Teil der Bevölkerung – ein Jahr nach Erringung der Unabhängigkeit! – auf wenig Verständnis, ja, auf Ablehnung. Da 1946 Kommunal- und Parlamentswahlen stattfinden, werden die Forderungen für eine Zeitlang zurückgestellt; die Parlamentswahlen bringen keine großen Veränderungen in der Parteienlandschaft, und schon am 27. Juli nimmt der Premierminister, Ólafur Thors, Vorsitzender der größten Partei, der «Unabhängigkeitspartei» (Sjálfstæðisflokkur), ohne das Kabinett und den außenpolitischen Ausschuß des Althings zu informieren, Geheimverhandlungen mit US-Beamten auf, die zu einem Vertragsentwurf

führen, demzufolge Island den USA für 6 1/2 Jahre den Flughafen Keflavik überläßt, für Aufgaben, die die USA im Zusammenhang mit der Besetzung Deutschlands zu erfüllen haben. Die Soldaten sollen durch etwa 600 Zivilkräfte ersetzt werden.

Für nicht wenige Isländer war diese Forderung der USA nicht hinnehmbar, am heftigsten artikulierten die Linksintellektuellen, vor allem aber die Kommunisten, ihren Protest, ist doch für sie die Militärbase nichts anderes als eine getarnte Atomstation (*atómstöð*), die Island in die Auseinandersetzung der beiden Supermächte – der Kalte Krieg hat eben eingesetzt – hineinziehen könnte. Die Gegner des Keflavik-Pakts melden sich zu Wort, in den Medien und auf Kundgebungen im September und Oktober 1946, unter ihnen finden wir Halldór Laxness, der mit leidenschaftlich-zornigen Reden und Zeitungsartikeln in die Debatte eingreift. Bis Ende November schreibt er fünf Beiträge zur «Landesverratssache», wie er auf dem ersten Blatt seines ersten Entwurfs zu dem Roman notiert; er ist erzürnt über die Aufgabe der Souveränität, über diesen Vertrag mit dem Verzicht auf Unabhängigkeit; die westlichen Großmächte bezeichnet er als Idioten, die isländischen Politiker, die sich für den Vertrag aussprechen, sind für ihn Lümmel, Quislinge und gemeine Landesverräter. Für ihn beinhaltet der Vertrag «Verzicht auf isländischen Stolz, isländische Hoffnungen, isländische Vaterlandsfreuden, auf das Vergnügen, Mensch unter Menschen zu sein», so am Tag vor der Parlamentsentscheidung («Er komið að kveðjustund»? (Ist es Zeit, Abschied zu nehmen?), in: *Reisubókarkorn*, 2. Auflage 1963, 73f.).

Am 5. Oktober entscheidet sich das Althing mit überzeugender Mehrheit für den Vertrag: 32 Abgeordnete (20 *Sjálfstæðisflokkur*, 6 *Alþýðufl.*, 6 *Framsóknarfl.*) stimmen dafür, 19 (10 *Sameiningarfl.* *Sósíalistafl.*, 2 *Alþýðufl.*, 7 *Framsóknarfl.*) dagegen. Für Laxness sind die Ja-Sager «32 Verbrecher», sie haben die Ehre Islands geschändet, sie «beugten sich unter unrechtmäßige Forderungen von außen, lieferten unsere heiligsten Rechte aus, das Recht, ein selbständiges Volk zu sein und zu heißen – und betrogen zugleich alle kleinen Nationen der Welt». («Baráttan sem nú er hafin» (Der Kampf, der nun begonnen hat), Rede zum 7. Nov., Jahrestag der Oktoberrevolution, in: *Reisubókarkorn*, 2. Auflage 1963, 77). Laxness gesteht ihnen keinen Platz mehr in der isländischen Gesellschaft zu, sie sind ausgestoßen, zwischen ihnen und den Isländern gibt es keine Verbindung mehr.

In eben diese Zeit fällt auch die Heimholung der sterblichen Überreste von Jónas Hallgrímsson (1807–45): der Lieblingssohn der Nation, der große Dichter der Romantik, kehrt nach über 100 Jahren von Dänemark

nach Island heim. Die Beisetzung auf dem «Nationalfriedhof» von Thingvellir findet am 16. November 1946 statt. Das Blatt der Kommunisten, «Pjóðviljinn», findet für die feierliche Zeremonie am folgenden Tag die Schlagzeile: «Der Schlußakt der schändlichen Farce mit Jónas Hallgríms-sons ‹Knochen›.» Und dann lesen wir in dem Artikel u.a.: «Ausgewählte Parlamentsabgeordnete von den 32 trugen den Sarg aus der Kirche; voran gingen Jónas frá Hriflu und Ólafur Thors.»

Beide Ereignisse, das Für und Wider um den Keflavik-Vertrag und die Episode von der Heimholung der sterblichen Überreste Jónas Hallgríms-sons, geben «Atomstation» das Zeitkolorit; das sarkastisch-böse Wort «Land verkaufen, Knochen ausgraben» (Selja land, grafa bein) wird zum Leitmotiv des Romans.

Der erste Satz des Romans ist eine Frage, eine triviale, ganz alltägliche Frage: «Soll ich diese Suppe hineinragen?», doch sie führt uns mitten hinein in das Geschehen. Gestellt wird sie von dem neuen Dienstmädchen im Haus von Dr. Bui Arland, Großkaufmann und Parlamentsabgeordneter; Uglar ist ihr Name und seit kurzem in Reykjavík bei dem Abgeordneten ihres Wahlkreises aus dem Nordland beschäftigt. 21 Jahre alt, ein einfaches und unverbildetes Mädchen, das neugierig und staunend ihre neue Umwelt entdeckt, die Stadt und deren zivilisatorischen Errungenschaften. Mit Uglas Augen sehen wir die Familie im Haus Arlands, den sympathisch wirkenden Hausherrn, seine arrogant auftretende Frau und die verzogenen Kinder. Wir kommen mit ihr in das Haus des Organisten, eine bescheidene Wohnung, bei ihm möchte sie in ihrer Freizeit das Orgelspiel erlernen für ihre heimatliche Kirche; dort macht sie die Bekanntschaft mit recht absonderlich-eigenartigen Figuren. Schließlich besuchen wir mit ihr eine Zellensitzung «der Partei» (Kommunisten), wo sie von den Nöten der armen und abgearbeiteten Menschen hört (u.a. geht es um die Errichtung einer Kinderkrippe), unter ihnen fühlt sie sofort, «daß ich in allem mit diesen Menschen einer Meinung war und immer sein würde, ganz egal», um was es ginge, auch dann, wenn es hieße, «ihr Land gegen die Zylinderhüte zu verteidigen, die es ihnen abschwindeln wollten, um es dann wieder zu verkaufen.» (7. Kap. Bei der Zellensitzung).

Im Haus ihres Arbeitgebers wird sie Zeugin heimlicher Zusammenkünfte; Bui Arland empfängt in später Nacht Amerikaner und isländische Politiker, unter ihnen auch seinen Schwager, den Premierminister – «die Aufgeblasenheit steckte diesem kleinen, dicken Mann offensichtlich im Blut» (8. Kap. Das Nachtessen) –, völlig betrunken stößt dieser heraus: «Warum ich das Land verkaufen will? [...] Weil mir das mein Gewissen gebietet», und hier hebt der Minister drei Finger seiner rechten Hand. «Was

ist Island für die Isländer? Nichts. Nur der Westen ist wichtig für den Norden. Wir leben für den Westen, wir sterben für den Westen, einen Westen. Kleinstaaten – Scheiße. Der Osten wird ausgelöscht werden. Der Dollar wird bestehen.» (8. Kap.). Nachdem er das Haus verlassen hat, erklärt ihr Bui Arland lachend, daß die Menschen betrunknen alle ehrlich seien.

Bald darauf steht Ugla in einer erregten Menschenmenge vor dem Parlamentsgebäude, in dem die Abgeordneten über die Abtretung einer Bucht im Land, «die sich als Atomstation für einen Atomkrieg eignet», beraten. Schließlich beruhigt «ein kleiner, dicker, aufgeblasener Mann» die schreienden Menschen vom Balkon herab: «Ich schwöre, schwöre, schwöre – bei allem, was diesem Volk heilig war und ist: Island wird nicht verkauft werden.» (8. Kap. Der Eid).

Seit Ugla zum ersten Mal Bui Arland gesehen hat, hat sie eine Schwäche für ihn, doch bedeutet ihr der «schüchterne Polizist», den sie im Haus des Organisten kennengelernt hat, mehr; als sie fühlt, daß sie ein Kind von ihm erwartet, zieht sie für mehrere Monate zu den Eltern in das Eystridalur im Nordland. Kritisch hört sie den Gesprächen der Bauern zu – sie leben noch in der Heldentradition der Sagas –, nimmt an der Einweihung der Kirche teil, bekommt schließlich eine Tochter. Die ländliche Heimat ist ihr fremd geworden, und so kehrt sie in die Stadt zurück. Ganz ohne Absicht und gegen ihren Willen, so beruhigt sie sich, verbringt sie die erste Nacht dort mit Bui Arland, weiß aber am anderen Morgen, daß sie nicht zu diesem Mann gehört. Auf dem Weg zum Organisten hört sie von einem alten Bekannten, daß das Parlament – gegen die Stimmen der Kommunisten – das Land gegen Dollar verkauft habe und auch die Leute auf der Straße hätten dazu geschwiegen, «sie sind Kinder» [...], sie «sind naiv». (24. Kap. Der Hauptplatz vor Tagesanbruch). Sie erfährt aber auch, daß ihr Freund im Gefängnis sitzt wegen Geschäftsverfehlungen; der Organist schenkt ihr eine beträchtliche Geldsumme – er verkauft sein Haus –, um ihn frei zu bekommen. So geht sie dann im letzten Kapitel («Die unsterblichen Blumen») mit dem vom Organisten geschenkten Blumenstrauß zum Gefängnis, unversehens befindet sie sich in einem Trauerzug: «Nach dem Pomp zu urteilen, wurde hier ganz sicher kein armer Schlucker begraben, denn soviel ich sah, waren die Größen des Landes, die ich im vergangenen Jahr vom Ansehen kennengelernt hatte, als ich ihnen nachts aufmachte, wieder hier versammelt, schwarz und weiß gekleidet, den Zylinderhut in der Hand, der Premierminister und die übrigen Minister [...]», und unter ihnen erblickt sie auch Bui Arland. «Ich sah mich um, wie ich diesen Platz auf dem schnellsten Weg verlassen könnte, drückte meinen Blumenstrauß

fester an mich und lief los. Was wäre mir das Leben ohne diese Blumen wert gewesen?»

«Atomstation» erscheint 1948. Nicht nur die zornige Reaktion eines Gegners des Keflavik-Vertrags ist der Roman, auch kein rasch für den Tag geschriebenes Stück Prosa, wenn der Autor auch seine tiefe Verachtung für die «Landesverräter» auf mancher Seite des Buches nicht zurückhalten kann. Die bei Laxness übliche Sorgfalt bei der Ausarbeitung eines Romans finden wir auch hier, wenn der für ihn ungewohnt kurze Text auf den ersten Blick auch nicht den Eindruck macht. Erste Vorarbeiten liegen schon aus der Zeit kurz nach dem Althingbeschuß vom 5. Oktober 1946 vor, im Winter 1946–47 schreibt er einen ersten Entwurf, den er im Sommer und Herbst 1947 zusammenstreich und straft, nach einer weiteren Fassung folgt schließlich die endgültige – das fünfte Manuskript –, die dann als Druckvorlage dient. (Zur Genese des Romans vgl. P. Hallberg: «Aus der Werkstatt eines Romanciers»: Úr vinnustofu sagnaskálds. In: Tímarit Máls og menningar, 1953, 145–165.)

Der Roman gliedert sich in 27 kurze Kapitel, die vielfach nochmals in – insgesamt 57 – Teilabschnitte, die eine bis vier Seiten umfassen, untergliedert sind. Telegrammstilartig sind die Kapitel und Teilabschnitte betitelt, sie nehmen das in der Folge Erzählte vorweg, so z. B. Island auf der Straße; Ein Jugendpalast; Der Eid; Eine Orgie; Eine Leiche in der Nacht; Philosophie für Fortgeschrittene; Kalt in der Neujahrsnacht; Das Nachtessen. Vermag sich hier die Leserin oder der Leser etwas darunter vorstellen, so gibt es aber auch Kapitelüberschriften, die erst durch das Erzählte verständlich werden, so Budubodi; Zwei Götter; Portugiesische Sardinen und D.L.; Ein Gott. Hart und unvermittelt setzen die Kapitel bzw. Teilabschnitte ein, hart und unvermittelt brechen sie ab. Erzählt wird schnell, fast nervös, Ruhe gibt es nicht, von gemächlichem epischen Erzählen kann nicht die Rede sein.

Bis auf wenige Kapitel, 19–22, also nur vier von den 27 Kapiteln, spielt der Roman in Reykjavík; für das abseits liegende Tal im Nordland, wo die Protagonistin der Niederkunft ihres Kindes entgegensieht, bleiben nicht viele Seiten. Erzählt wird das Ganze von einer Ich-Erzählerin. Mit ihren Augen sehen und mit ihren Ohren hören wir, was sich im Haus der Familie Arland und im Haus des Organisten tut, bei den Zellensitzungen der Kommunisten, auf den Straßen und Plätzen der Stadt und in der Abgeschiedenheit des fernen Nordlandtals. In einfachen und schlachten Sätzen berichtet das Ich von dem Gesehenen und Gehörten, aber auch von seinen Gedanken und Überlegungen. Für ein einfaches Mädchen vom Land kann man bisweilen nur darüber staunen, welche Gedanken ihr durch den

Kopf gehen; so wenn sie Namen aus der Musik und Dichtung (3. Kap. Zwei Götter) nennt oder sich zur Malerei äußert (5. Kap. Die Bilder im Haus). Das 21jährige Mädchen, das als Dienstmädchen eben mit der städtischen Zivilisation und der Kultur Bekanntschaft gemacht hat, zeigt eine erstaunliche Reflexionstiefe – hier mischen sich wohl Gedanken des Autors in die Überlegungen der Ich-Erzählerin ein. Nicht zeitgleich mit den Ereignissen erzählt dieses Ich, sondern im Rückblick auf jene Monate, die noch nicht lange verflossen sind. Sich und die Dinge um sich herum betrachtet sie nicht völlig unbefangen, sondern im Bewußtsein der gemachten Erfahrungen. Getrennt hat sie sich aber auch von jener im heimatlichen Nordlandtal üblichen Erzählweise, nie über seine eigenen Gedanken zu sprechen: «Wenn eine Geschichte keine Geschichte mehr ist, sondern anfängt, einen selbst zu betreffen, das eigene Selbst in seiner tiefsten Bedeutung, dann ist es häßlich, darüber zu sprechen; und noch häßlicher darüber zu schreiben. So bin ich erzogen, das bin ich, keiner kann über seinen Schatten springen» (9. Kap. Der Schlüssel). Über diesen Schatten ist sie, wenn auch behutsam, gesprungen, als sie die ganze Geschichte erzählt.

Die Aufnahmefähigkeit einer Einzelperson ist stets mehr oder weniger begrenzt, sicherlich weniger, wenn sie «gar keine Ausbildung» gehabt hat (1. Kap. Keine Angst vor ihr), wie Uglia zugibt. Wie also steht es um die Aufnahmefähigkeit der Ich-Erzählerin des Romans? Was sieht sie? Was hört sie? Was macht sie aus ihren Erfahrungen?

Im Haus des Großkaufmanns und Parlamentariers Bui Arland, wo sie als Dienstmädchen arbeitet (engt dies nicht schon die Perspektive der Beobachterin ein?), verfolgt sie aufmerksam und kritisch das Tun und Treiben der Familienmitglieder: da ist die vornehm sich gebende und arrogante Frau des Hauses, die sie warnt vor dem Bücherlesen und davor, Kommunistin zu werden; da sind die Kinder Bubu, Dudu und Didi, die nicht nur mit ihren Namen der Mode der Zeit verfallen sind, deren natürlichen Kern als Mädchen und Jungen sie dann aber kennenlernt, als sie in der Abwesenheit der Frau des Hauses das Haus hüten muß; schließlich ist da der Herr des Hauses, den sie vom ersten Augenblick an bewundert und bei dessen Anblick sie schwach wird, wann und wo immer sie ihn trifft. Ein äußerst sympathischer Mann ist dieser Bui Arland, ein hochintelligenter Vertreter des Großbürgertums, tolerant und verständnisvoll für alle Ansichten und Meinungen. Eine andere Seite seines Wesens lernt sie kennen, als er mit ihr über den Verlust Gottes, über die Ohnmacht des Ichs gegenüber der Zeit und über die Einsamkeit des Menschen philosophiert. «Ja, leider sind wir gegen den Kommunismus,» sagte er und gähnte müde. «Wir sind nicht für ihn konditioniert, wie man in der Psychologie sagt: Wir sind

gegen ihn konditioniert, und folglich haben wir Angst vor ihm. Dennoch zweifelt niemand daran, daß der Kommunismus siegt, zumindest kenne ich niemanden, der daran zweifelt – ich kann Ihnen das anvertrauen, weil es zwölf Uhr Mitternacht ist, und da fängt man an, freimütig zu werden; wenn nicht geradezu leichtsinnig. Dagegen sind Sie nicht gegen den Kommunismus konditioniert, und Sie haben keinen Grund, ihn zu fürchten, deshalb sollen Sie Kommunistin sein, wenn Sie wollen, zu einem gesunden Mädchen aus dem Nordland paßt es gut, Kommunistin zu sein, zumindest besser, als eine feine Dame zu sein: Ich verstehe Sie, obwohl ich selbst am liebsten nach Patagonien ginge.» (14. Kap. Philosophie für Fortgeschrittene).

An dieses Gespräch knüpft er in jener Nacht, als sie ihn bei ihrer Rückkehr nach Reykjavik aufsucht, an. Er spricht vom Untergang des Kapitalismus, der die Weltkultur mit sich in die Tiefe reißen werde, er spricht von der Aufteilung der Welt in Ost und West und von der Atombombe: «Es ist ein Kampf zwischen zwei Prinzipien», sagte er: «Die Front verläuft durch alle Länder, alle Meere, alle Lufträume, vor allem aber mitten durch unser eigenes Bewußtsein. Die Welt ist eine einzige Atomstation». Seine Welt sei verurteilt, ist sein Schluß (23. Kap. Patagonien).

Dieser bürgerliche Intellektuelle, dieser müde Skeptiker, der über Reichtum und Macht verfügt, der Uglas alles, worum sie ihn bittet, verspricht, ist der Versucher in ihrem Leben, rechtzeitig erinnert sie sich an die biblische Geschichte von der Versuchung Jesu durch den Teufel in der Wüste: All das werde ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbestest (Mt. 4.9 bzw. Lukas 4.7). Sie ist der Versuchung nicht erlegen.

Uglas sieht in Bui Arland einen freundlichen und umgänglichen Mann, eine sympathische Ausnahmehrscheinung unter jenen Repräsentanten der bürgerlichen Gesellschaft, die im Haus ihres Dienstherren verkehren, bis ihr die Augen aufgehen, als sie ihn unter den Zylinderträgern bei der Beerdigung des Lieblingssohns der Nation entdeckt: auch er ist einer jener Hurrapatrioten, die das Land verkauft haben.

Und was sind das für Menschen, die im Haus des Organisten ein- und ausgehen? Ole Figur, das spiritistische Medium, Kleopatra, die auch schon bessere Tage gesehen hat, Brillantine mit den Zwillingen und Benjamin, der Atomdichter, die zwei Götter. Diese Figuren aus einem Panoptikum braucht Laxness nicht zu erfinden, er verpflanzt sie aus der Reykjaviker Wirklichkeit der Nachkriegsjahre in seinen Roman, dies gilt übrigens auch für die Farce mit den verwechselten Kisten portugiesischer Sardinen und dänischen Lehms. Zwischen diesem Strandgut des Lebens, dem Uglas bei ihrem Lehrer begegnet, und den Mächtigen des Landes be-

steht kein großer Unterschied, wie dieser ihr bei einer Gelegenheit klar macht: es sind nur «kleine Gauner», die es zu nichts bringen werden, um aber als Politiker berühmt zu werden und einen Orden zu erhalten, braucht er Millionäre, für sie kann er das Land an Amerika verkaufen, «dann wirst du Minister, dann bekommst du einen Orden»! (9. Kap. Schlechte Nachrichten von den Göttern).

Und wie sieht sie die Menschen ihres heimatlichen Nordlandtals, wo sie ihre Kindheit und Jugend verbracht hat? «Oft kommt es mir so vor, als ob diese Männer spielen: Die Unwirklichkeit der Rolle ist ihre Sicherheit [...]. Wahrscheinlich ahnen sie, daß es [...] mit ihrer Sicherheit zu Ende geht» (19. Kap. Ein Gott). Die Bauern im Eystridalur leben noch ganz in der Vergangenheit, sie reden fast ausschließlich über die Helden der Sagas, gleichgültig ob sie nun im Recht oder Unrecht gewesen sind. Natürlich sind für sie Politiker eine Art Sagahelden in einer zeitgenössischen Saga, sie kämpfen nicht mit Schwert oder Spieß, sondern mit wüsten Beschimpfungen und Verleumdungen. Das Pferd ist für sie ein vollkommenes Wesen, sie reden von «das Gott» und weihen eine neue Kirche mit einem Fenster über dem Altar, das den Blick freigibt auf die Halde, den grünen Hang, «wo das All-Leben wohnt» (19. Kap. Der Kirchenbauer). Nach der Geburt ihrer kleinen Gudrun verläßt sie ihre Eltern, sie fühlt sich fremd zu Hause, sie geht zurück in die Stadt, in die Fremde, wo sie sich zu Hause fühlt. Das Haus ihres Vaters, des Bauern Falur im Tal, ist ihr nur ein Zufluchtsort gewesen, «das Leben auf dem Land ist zu Literatur, Dichtung und Kunst geworden». (22. Kap. Die Pferde).

Menschen, denen sie sich nahe fühlt, trifft Uglar allein in den Zellensitzungen der «Partei», sie gerät direkt ins Schwärmen, wenn sie von diesen «armen, abgearbeiteten Menschen» (7. Kap. Bei der Zellensitzung) erzählt. Sie diskutieren über den Entwurf eines Programms, das das Zentralkomitee vorgelegt hat, über die Errichtung einer Kinderkrippe und über die finanzielle Unterstützung der Zeitung der Partei, die der Klassenfeind fürchtet, sagt sie doch die Wahrheit über den Plan der Regierung, das Land zu verkaufen. Bei diesen Menschen weiß sie, daß sie mit ihnen einer Meinung ist und immer sein wird, ganz egal, worüber sie auch sprechen. Daran wird sie auch die Sprache nicht hindern, der sie sich bedienen: ihre Buch-Sprache, ihre gelernten Wahrheiten.

Die nachhaltigste Wirkung auf Uglar – ihren Namen hat sie mit dem Vogel der Weisheit gemein – haben die Stunden, die sie bei dem Organisten verbringt, der ihr nicht nur das Orgelspiel beibringt; sein verständnisvolles Eingehen auf alle seine Gäste, die sich bei ihm einfinden, versetzt sie stets aufs neue in Erstaunen. Manche Äußerung ihres Lehrers und väter-

lichen Freundes begreift sie wohl nicht; im Gespräch mit ihm erscheint ihr alles, was sie denkt, als plumpe Übertreibung, und nicht wenige Male ist sie frappiert, wenn er allgemein anerkannte Ideen in Frage oder geradezu auf den Kopf stellt. So will er nichts wissen von sittlichem Verhalten, für ihn gibt es nur verschiedene praktische Sitten, auch herrschen für ihn in der Welt entweder zweckmäßige oder unzweckmäßige Verhältnisse für die Menschen, Heldentum hat für ihn nichts mit der Sache zu tun, für die einer kämpft, vollkommener als Gott ist ihm der Mensch, dieser ist unsterblich, selbst die Atombombe wird die Menschheit nicht ausrotten: «Wenn die Atombombe bei dieser Weltrevolution, die jetzt vor sich geht, die Städte dem Erdboden gleichgemacht hat, weil sie der Entwicklung hinterherhinken, dann beginnt die Kultur des Bauernlandes, die Erde wird ein Garten, wie es ihn noch nie gegeben hat, außer in Träumen und Gedichten –

Und wir beginnen wieder, an die Pferde zu glauben, sagte das Mädchen aus dem Nordland, lehnte sich hinter dem nicht schüchternen Polizisten in das Sofa zurück und war eingeschlafen.» (Kap. 25, Vor und nach dem Atomkrieg). Darf man Uglas Einschlafen als eine Antwort auf die Worte des Organisten verstehen?

Manche Züge der Figur des Organisten hat der Autor von Erlendur í Unuhusi übernommen, seinem Freund für viele Jahre, dem er so viel zu verdanken hat, wie es in der Widmung, die dem Buch vorangestellt ist, heißt. Wie sehr der Organist seinem Freund ähnelt, belehrt uns der Abschnitt «Der Sohn des Gudmund selig in der Apotheke und andere Menschen» in den biographischen Aufzeichnungen «Zeit zu schreiben» (Skáldatími): Erlendur ist eine vielfältige Begabung, er hilft den Menschen, wann immer er kann, sein Haus ist allabendlich voller Gäste, bis er es verkaufen muß, weil der Haushalt so viel Geld verbrauchte: für ihn ist die Freiheit des Geistes Grundlage allen menschlichen Lebens, er bringt Laxness – dies sei hier schon erwähnt – in den Bannkreis des Taoismus, «der ihn seitdem nie mehr verlassen sollte».

Die Weisheiten des Organisten mögen Uglas nicht nur bei dessen Vorstellungen von der Welt nach einem Atomkrieg ermüdet haben, manches Mal wird er wohl über ihren Kopf hinweggeredet haben. Einige Erkenntnisse jedoch hat sie in diesem einen Jahr gewonnen: sie weiß nun, daß «wir in einer Verbrechergesellschaft» leben und daß die menschliche Gesellschaft verändert werden muß, auch ist sie überzeugt, daß es besser ist, «wenn ich versuche, ein Mensch zu werden», wie sie dem Vater ihres Kindes bedeutet (21. Kap., Die nordländische Handelsgesellschaft). Und auch Bui Arland gegenüber wiederholt sie: «Ich will ein Mensch werden»

(23. Kap., Telephonisches), vorerst heißt dies für sie, sie wird die Abendschule besuchen und Kinderkrankenpflege erlernen.

Erinnern uns Uglas Sätze nicht an Äußerungen einer anderen Frauenfigur der Weltliteratur? An eine Frau, die ihrem Mann in einem entscheidenden Gespräch sagt, sie müsse erst einmal versuchen, «ein Mensch zu werden». Zwischen Nora Helmer, der Protagonistin in Henrik Ibsens «Ein Puppenheim» (1879), und Uglas liegen sieben Jahrzehnte. Das Frauenemanzipationsdrama des Norwegers – das es nach dessen Meinung nicht sein sollte – ist ein Stück Tendenzliteratur, und dies ist ganz sicher auch der Roman «Atomstation».

Die satirische Überzeichnung politischer Ereignisse in Island in den frühen Jahren des Kalten Krieges zwischen Ost und West und die bitterböse Attacke auf die «Zylinderhüte», die konservativ-liberalen Kräfte des Landes, machen aus dem Roman ein literarisches Bravourstück – mit der historischen Wahrheit hat dies wenig zu tun, sollte es wohl auch nicht. Das Bizarre und Chaotische, das der Autor in dem kleinen Island geschehen lässt, ist ihm Sinnbild für den chaotischen Zustand der großen Welt, in der zwei Prinzipien kämpfen und in der mitten durch «unser Bewußtsein» die Frontlinie geht: «Die Welt ist eine einzige Atomstation» (23. Kap.). Mit dem Organisten und Uglas, der Ich-Erzählerin, glaubt ihr Schöpfer, der Autor, an das Weiterleben der Menschen, sie sind unsterblich, wie die Blumen, die der Organist Uglas bei ihrer letzten Begegnung schenkt: «Du schneidest sie im Herbst, und sie wachsen wieder im Frühling – irgendwo». (Schlußsatz des vorletzten (26.) Kap.).

Im 19. Kapitel (Abschnitt: Die Kirchenbauer) der «Atomstation» sehen wir mit Uglas Augen die Bewohner ihres heimatlichen Tals im Nordland. Nicht ohne insgeheime Sympathie erzählt sie von diesen Männern, die sich neben ihrer Arbeit «fast den ganzen Tag über die Helden aus den Sagas» unterhalten: «Bard-Jon hatte am meisten für die Helden übrig, die sich im Gebirge oder auf weit draußen im Meer liegenden Inseln aufhielten. Seine Bewunderung galt nicht so sehr der Dichtung der Helden, sondern dem, wie lange ein Held sich allein gegen viele im Kampf verteidigen konnte, ohne Rücksicht auf die Sache, um die es ging; ihm war es gleichgültig, ob ein Held im Recht oder im Unrecht war. Fast immer waren die Helden von Anfang an im Unrecht, sagte er; sie wurden Helden, nicht weil sie für eine edle Sache kämpften, sondern weil sie nie aufgaben, nicht einmal, wenn sie lebendigen Leibes zerstückelt wurden. Von den Helden, die als Geächtete in der Einöde hausten, liebte er ganz besonders Grettir den Starken, und zwar aus denselben Gründen, die am Schluß der Saga von Grettir aufgezählt werden: weil er länger in der Einöde hauste als andere

Männer; weil er sich besser als alle anderen Männer mit Gespenstern herumschlagen konnte; und weil er weiter weg von Island gerächt wurde als irgendein anderer Held, und dazuhin in der größten Stadt der Welt, in Konstantinopel.

Die Helden meines Vaters hatten menschlichere Züge, sie mußten zumindest die Stammväter bekannter Geschlechter sein, wenn sie sein volles Vertrauen genießen sollten, noch besser aber Dichter. Berge und Meeresklippen waren kein Ort für seine Helden. Dieser rechtschaffene Mann, der nie jemanden auch nur um einen Öre betrogen hatte, fand nichts dabei, daß diese Helden auf Schiffen mit weit aufgesperrten Drachenmäulern nach Schottland, England und Estland segelten, um dort unschuldige Menschen niederzumetzeln und deren Besitz abzutransportieren. Und dieser bescheidene Talbauer empfand es auch nicht als Makel, wenn ein Held Menschen ins Gesicht spuckte, Leuten die Kehle durchbiß oder ihnen mit dem Finger ein Auge herausriß, wenn er an ihnen vorbeiging, statt den Hut vor ihnen zu ziehen; und eine Saga-Frau wurde nicht weniger edel, auch wenn sie einem armen Jungen die Zunge herausschneiden ließ, weil er von ihrem Teller gegessen hatte. Ich glaube, es gab keine Begebenheit in der Saga von Egill Skallagrimsson, die meinem Vater nicht mehr am Herzen lag und die ihm nicht vertrauter gewesen wäre, als alle großen Ereignisse, die sich zu seinen Lebzeiten im Land zugetragen hatten, und es gab wohl kaum eine Zeile, die Egill zugeschrieben wurde, die er nicht auswendig konnte.

Mein Held ist und bleibt Thorgeir Havarsson, sagte Geiri in Midhus. Und warum? Weil er das kleinste Herz von allen Leuten in den Sagas hatte. Als sie ihm dieses Herz herausschnitten, das nie Furcht gekannt hatte, nicht einmal in Grönland, da war es nicht größer als ein Spatzenmagen —».

Sagahelden solcherart sind auch Laxness vertraut, er macht sogar Thorgeir Havarsson zu einer Hauptfigur in seinem nächsten Prosawerk, das er 1952 unter dem Titel «Gerpla» (Die glücklichen Krieger) veröffentlicht. «Von allen Helden in den Westfjorden haben wohl zwei den größten Ruhm erlangt, als da sind die Schwurbrüder Thorgeir Havarsson und Thormod Bessason.» So heißt es lapidar im ersten Satz des Romans. Über diese beiden Männer sind viele ausgezeichnete Bücher verfaßt worden, lesen wir dann weiter: «Die meisten Erzählungen, die von diesen Helden handeln, dünken uns so bemerkenswert, daß sich manch schlaflose Nacht verlohnt, die Erinnerung daran wieder einmal aufzufrischen.»

Der Erzähler (später erfahren wir, daß er mit dem Autor identisch ist) möchte die alten Erzählungen für «das kraftlose Geschlecht unserer

Tage» wieder auffrischen (ibid.), er holt einen Stoff aus der Vergangenheit, der seinen isländischen Leserinnen und Lesern vertraut ist, leben sie doch mit den Helden ihrer mittelalterlichen Literatur. Doch was ist mit denen, die nicht in der Sagaliteratur zuhause sind? Lassen wir aber erst einmal die Ruhmestaten der beiden Helden Revue passieren, bevor wir uns den literarischen Quellen des Autors zuwenden.

Etwas mehr als ein Drittel des Romans, 20 von insgesamt 52 Kapiteln, erzählt von der Herkunft Thorgeir Havarssons und Thormod Bessasons, von ihren Eltern, ihrer Kindheit und Jugend. Geboren sind sie gegen Ende des 10. Jahrhunderts, in den ersten Jahren «der Herrschaft des Jarl Hakon Sigurdsson über Norwegen; und als der dänische König nach dem Fall Olaf Tryggvasons Norwegen in Besitz nahm, waren Thorgeir und Thormod junge Burschen» (Kap. 1). Thorgeirs Vater, der Bauer Havar, hält nicht viel von Arbeit, er findet es ehrenvoller, Menschen zu erschlagen, bis er eines Tages selbst auf hinterhältige Weise umgebracht wird. Zu der Zeit ist Thorgeir sieben Jahre alt, er schlägt ganz seinem Vater nach, und die Mutter fordert noch diese Sinnesart, liegt doch für sie der Wert eines Mannes allein «in seiner Tüchtigkeit im Krieg, in seiner Tapferkeit und Verschlagenheit» (3. Kap.).

Von Thormod Bessason erfahren wir, daß er «schon früh für klug, aber auch für scharfzüngig» galt und von seinem Vater die Dichtkunst lernte (2. Kap.). Bald schon gilt er als ein anerkannter Dichter, er macht sich durch Verse auf Frauen beliebt, und eines dieser Gedichte verschafft ihm seinen Beinamen Kolbrunskald. Bei einer Begegnung der beiden Jungen fragt Thormod den Thorgeir, ob er sich schon einen König ausgesucht habe: «Ich werde den König unterstützen, der mit größter Grausamkeit und stolzem Sinn sich in nordischen Landen Reiche erobert», sagte Thorgeir.

«Es scheint mir,» sagte Thormod da, «daß mit dir, Thorgeir Havarsson, ein großer Held zur Welt gekommen ist. Ich gelobe, wenn du deine erste Ruhmestat vollbracht hast, die eine Odinsgabe wert ist, werde ich von zu Hause weggehen, um dich zu treffen, wo du auch sein magst, und dir ein Gedicht vortragen; von da an werden wir unseren Bund nicht wieder lösen und beide zusammen den Ringbrecher suchen, von dem wir wissen, daß er der edelste ist, und ihm unsere Dienste anbieten. Mehr ist von diesem Gespräch der beiden nicht überliefert», fügt der Erzähler hinzu (3. Kap.).

Bald schon muß Thormod sein Gelöbnis einlösen und ein Preisgedicht auf Thorgeir dichten, die «Thorgeirsache», hat doch Thorgeir den Mörder seines Vaters auf heimtückische Art erschlagen (6. Kap.). Die beiden jungen Burschen werden Freunde und nehmen sich vor, «ein heldisches

Leben zu führen und sich nicht darum zu kümmern, was Bauerntölpel und Sklaven dazu sagen mochten» (7. Kap.); schließlich schwören sie sich Blutsbrüderschaft unter «gefrorenen Rasenstücken von einem Heuschober», gelingt es doch nicht, neuen Rasen für sie zu stechen, sie mischen ihr Blut und sprechen die Formel, geloben, daß «derjenige, dem ein längeres Leben vergönnt wäre, [...] den anderen rächen und dabei keine Mühe scheuen» solle. (8. Kap.). Danach trennen sie sich, Thormod zieht auf das Gehöft von Frau Katla in Ögur und wirbt um deren Tochter Thordis, doch eines Tages erscheint Thorgeir und reißt seinen Schwurbruder aus den Armen der Geliebten. Mit einigen Kumpanen segeln sie auf einem Schiff nach dem Norden; am Hornstrand wollen sie den großen Kämpfen Butraldi besiegen. Furcht und Schrecken verbreiten sie, wo immer auch sie auftauchen, doch Butraldi stellen sie nicht, er entkommt ihnen. Als Thormod bei einer Gelegenheit Thorgeir an einer steilen Felswand das Leben rettet, wenige Zeit nachdem dieser gegenüber Thormod die Worte hatte fallen lassen: «Keine Freundschaft ist fester als die zweier Männer, die solche Kämpfen sind, daß keiner von beiden auf den anderen angewiesen ist, in welcher Sache auch immer,» (19. Kap.), kühlt sich das Verhältnis zwischen den beiden Schwurbrüdern ab; einstweilen trennen sich ihre Wege (Ende des 20. Kap.).

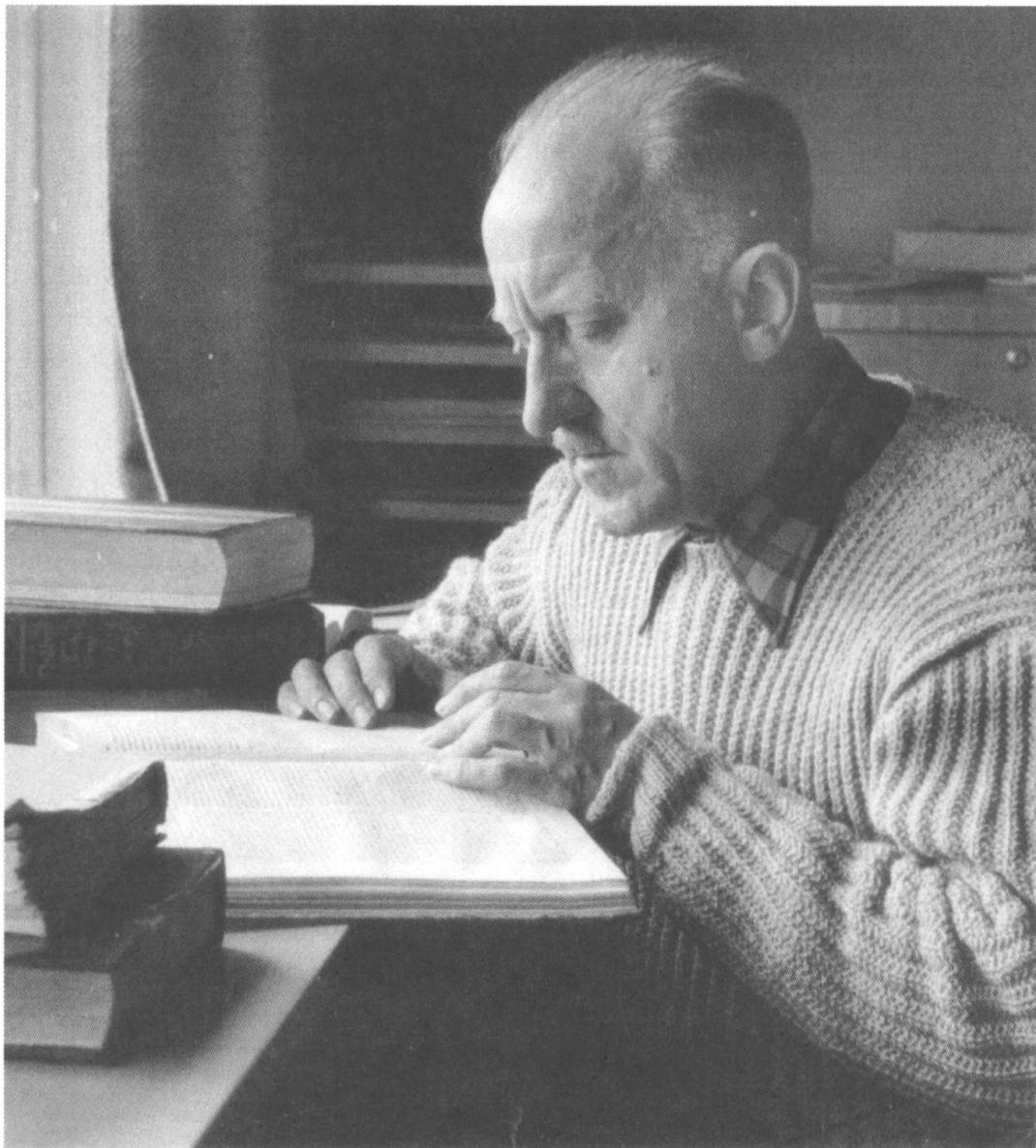
Von Thorgeirs Weg erzählen die Kapitel 21 bis 35. Auf einer Seereise mit einigen Kaufleuten wird er als Schiffbrüchiger von irischen Mönchen gerettet, gelangt in die Wikingerschar von Thorkel Strutharaldsson, genannt «der Lange», der in England mit König Adalrad in ständigen Händeln liegt, unter denen vor allem die Bevölkerung leidet, ziehen doch die Beute machenden Wikinger plündernd und mordend durch das Land: sie zerstören Canterbury und erobern nach einem vergeblichen Versuch auch London. Dann finden wir Thorgeir unter Thorkel in der Normandie, in der Gegend von Rouen, wo die Wikinger in die Machtkämpfe der Herrschenden geraten; auf der Flucht vor den sich zur Wehr setzenden Bauern wird Thorgeir von einer Viper gebissen, schwer erkrankt, pflegt ihn eine normannische Bäuerin, deren Mann die Wikinger getötet haben, doch als er ihr Angebot, sie zu heiraten, abschlägt, wird er mit Schimpf und Schande aus dem Haus gejagt (29. Kap.). In den Kapiteln 30 bis 35 hören wir von den Herrschern jener Zeit, von König Svein von Dänemark, der England erobert, von Olaf Haraldsson, genannt «der Dicke», und seinem Bischof Grimkel, die sich mit einer kleinen Flotte nach Norwegen aufmachen, «um das Gesindel zu bekehren» (32. Kap.). Von der Eroberung Norwegens wird nicht alles berichtet, nur das, was mit der Geschichte der beiden Schwurbrüder zusammenhängt, meint der Erzähler, will er doch nicht

versuchen, «die Saga König Olaf des Heiligen noch einmal zu schreiben» (35. Kap.), doch von dem Massaker bei Ringsaker und der Hinrichtung der Kleinkönige durch Olaf berichtet er breit, um dann schließlich aus der Geschichte herauszutreten: «Jetzt erhebt sich ein grasbewachsener Hügel an jenem Ufer, wo die Könige Norwegens hingerichtet wurden; Birk- und Auerhühner balzen im Gehölz wie einst; die Sonne glitzerte auf dem sich kräuselnden See, als ich dort eines Morgens im späten Frühling vorbeikam» (*ibid.*).

«Die Geschichte wendet sich jetzt nach Westen zum Isafjardardjup», mit diesen Worten eröffnet der Erzähler das 36. Kapitel. Er berichtet von Thormods Weg, von dem wir nach seiner Trennung von Thorgeir, also seit dem 20. Kapitel, nichts mehr gehört haben. Thormod hat Thordis Katladottir geheiratet, er lebt in Ruhe und Frieden, sein Lebensglück hat er in Ögur gefunden, so daß er das Dichten und auch die Arbeit gänzlich vernachlässigt. Er liebt seine Frau und seine beiden Töchter so sehr, daß er nichts anderes im Sinn hat und sein Glück ständig preist. Doch eines Morgens steht am Hoftor eine Neidstange mit einem häßlich anzusehenden Menschenkopf: es ist Thorgeirs Haupt, der keinen Heldentod gefunden hat, sondern von unbedeutenden Leuten erschlagen wurde; eindeutige Angaben über die Umstände seines Todes gäbe es nicht, meint der Erzähler, «in alten Büchern steht auch, daß Stromer aus Grönland die Leiche Thorgeirs aufgeschnitten und sein Herz herausgezogen hätten, denn es reizte sie nachzusehen, wie ein solches Kleinod beschaffen sei, das weder vor dem Leben noch vor dem Tode erzitterte; man sagt, das Herz sei sehr klein und außerordentlich hart gewesen; und als die Köche das Herz lange betrachtet hatten, kochten sie es mit Grütze, teilten es untereinander auf und aßen es, um an Kraft und Tapferkeit zuzunehmen» (36. Kap.). Thormods Schwur, den Blutsbruder zu rächen, läßt ihn in Schwermut verfallen, bis seine Frau ihm die Wahl zwischen Glück und Pflicht erleichtert, gibt sie sich doch – aus Liebe zu ihrem Mann – dem Sklaven Kolbak hin. Thormod macht sich auf die Jagd nach dem Mörder, bis nach Grönland verfolgt er ihn, wo er drei Winter lang weilt und seiner einstigen Buhlin Kolbrun begegnet; lange hält er sich bei den Inuit, friedfertigen und glücklichen Menschen, auf, und lebt mit einer Frau, Luka, zusammen. Als er sich dann mit anderen Frauen abgibt, was gegen die Sitten der Inuit verstößt, lädt er unsühnbare Schuld auf sich, er wird aus der Gemeinschaft verstoßen, muß allein leben: ein toter Mann, ein lebendig Begrabener am nördlichen Ende der Welt ist er. Allein der Liebe des Mädchens Mamluka verdankt Thormod sein Leben.

Im 43. Kap. kommt König Olaf Haraldsson wieder ins Spiel. Die Bauern und Kleinkönige haben ihn vom Thron gestoßen, er ist vor seinen Feinden aus dem Land geflohen, berichtet der Erzähler, sahen die Norweger in ihm doch nie etwas anderes als einen Mordbrenner. Er geht nach Schweden und heiratet dort Astrid, die Kebstochter des Königs von Uppsala, doch als er in einem Kriegszug gegen die Dänen unterliegt, bleibt ihm – wir zählen das Jahr 1028 – nichts anderes übrig, als mit seinem Sohn Magnus nach dem Osten zu ziehen, «nach Kiew in das Reich des Großknjas Jaroslaws des Weisen und dessen Großknjasin Ingigerd von Schweden» (46. Kap.). Um diese Zeit trifft Thormod auf einem Schiff nach zweijähriger Fahrt von Grönland in Nidaros (Trondheim) ein, nur um zu hören, daß sein König gestürzt sei; ein alter Mann ist er, lahm an den Beinen, die meisten Zähne ausgefallen, die Rache nicht vollstreckt, sein Anliegen hat er am nördlichsten Ende der Welt vergessen, die Mörder schienen nichts als Hirngespinste: «So also stehen die Dinge für einen fahrenden Gesellen wie mich,» meint er gegenüber Sigvat Thordsson, Skalde wie er, «der ich Geld und Gut, Kinder und Liebe, Weide und Äcker weggegeben habe, um für meinen Bruder gerechte Rache zu nehmen, und Hände und Füße, Nase und Ohren, Haare und Zähne draufgezahlt habe, alles in der Hoffnung, die Freundschaft eines edlen Königs zu gewinnen, den Thorgeir für uns erwählt hatte» (44. Kap.).

Der Erzähler berichtet von Olafs Aufenthalt in einem Kloster in Kiew, wo dieser die Köpfe von Blutzeugen und anderen Heiligen präpariert und die Schädel blankreibt: «Diese altehrwürdigen und blütentragenden Heiligenschädel, die Quelle vieler großartiger Wunder, wurden in der Kirche der Heiligen Weisheit in Kiew bis zu den Tagen Bischof Sigurgeirs aufbewahrt, wo wir sie sahen, als wir dieses kleine Buch in großer Bedürftigkeit zusammenschrieben» (46. Kap.). Schließlich ruft ihn der schwedische König zurück, um Norwegen wieder zu erobern; er bricht zur Heerfahrt auf mit einem zusammengewürfelten Haufen, einer Mannschaft, «die aus allerlei Gesindel bestand» (46. Kap.). Sein Hofbischof zieht nach Rom, um bei Papst Johannes XIX. für den König und sich zu bitten, doch führen seine Verhandlungen nur zu dem Ergebnis, daß «an dem Tage an dem [...]】 König Olaf Haraldsson nach Gottes Willen Gewalt und Herrschaft über dieses Land erringt [...]】 besonders aber durch einen ungewöhnlichen Tod, der als Martyrium gelten kann, so daß die himmlischen Engel ihre Freude daran haben und Klerikern und allen Leuten klar wird, daß dominus jenen auserwählt hat und für ihn mit großartigen Wahrzeichen Zeugnis ablegt, zur selben Stunde soll Bruder Grimcetillus nach Verdienst erhöht werden zu der Würde, die ihm gebührt» (48. Kap.).



Halldór Laxness 1951

Die letzten Kapitel berichten von den Vorbereitungen zur Schlacht zwischen Olaf Haraldsson und den norwegischen Bauern, von Thormods mühsamem Weg durch das Tröndelag zu seinem König. Am Abend vor der Schlacht bei Stiklastad, «in dieser letzten Nacht unserer Geschichte» (52. Kap.), wird Thormod Zeuge der Angst des Königs, und als dieser ihn bittet, sein kunstvolles Lied auf den besten Kämpfen in den nordischen Ländern und den König vorzutragen, kommen dem Skalden nur langsam die Worte über die Lippen: «Ich kann mich auf das Lied nicht mehr besinnen», dann humpelt er, gestützt auf einen Knüppel, davon und verschwindet hinter einem Hügel. Und so schließt der Erzähler den Roman mit den Worten: «Da war der Mond untergegangen, und die Nacht umhüllte Tal und Höhe zu Stiklastad – und auch die spätblühende Traubenkirsche.»

Im Herbst 1948 – die Druckerschwärze von «Atomstation» ist noch nicht recht trocken – beginnt Laxness in Rom mit der Arbeit an dem Roman; vier Jahre harter und angestrengter Arbeit sollten vor ihm liegen, bis er 1952 auf dem isländischen Buchmarkt erscheint.

Die ersten Seiten des Romanmanuskripts werden fern von Island geschrieben, das vollendete Werk stellt sich uns aber als ein genuines Stück isländischer Prosa dar. Freilich werden die Leserin oder der Leser, die sich in der mittelalterlichen isländischen Literatur und Sprache nicht auskennen, um das eigentliche Lesevergnügen gebracht, denn ohne die Welt und die Helden der Saga im Kopf präsent zu haben, werden sie den Roman nicht recht goutieren können. Laxness hat nicht zu unrecht einmal gesagt, daß das Buch eigentlich unübersetzbare sei, «auch wenn es vielleicht möglich ist, es in einer anderen Sprache zu umschreiben, was ja auch geschehen ist» (*Skeggræður gegnum tíðina*, 1972, 23). Dabei hat er weniger an die Handlung als an die Sprache des Romans gedacht, hatte er sich doch vorgenommen, wie er seinem Gesprächspartner Matthías Johannessen sagte, kein Wort zu gebrauchen, das nicht in der Sprache des 11. Jahrhunderts existiert habe, natürlich könnten sich dabei, meinte er, Fehler eingeschlichen haben, auch habe er sich bisweilen nicht an seinen Vorsatz gehalten.

Die Idee, einen derartigen Roman zu schreiben, wird Laxness schon lange mit sich herumgetragen haben, kann doch ein isländischer Schriftsteller, wie er in seinem Essay «Notizen zu den Sagas» (*Minnisgreinar um fornsögur*, in: *Sjálfssagðir hlutir*, 1946, 9–66; hier: 9) schreibt, nicht leben, «ohne ständig die alten Bücher in seinem Gedächtnis zu haben». In den vierziger Jahren bringt er einige Sagas – *Laxdoela*, 1941; *Hrafnkatla*, 1942; *Brennunjálssaga*, 1945 – heraus, doch hält er sich dabei ganz bewußt nicht

an die historisch-kritische Methode; er benutzt eine moderne Schreibweise und eine modernisierte Sprache, läßt auch Passagen weg, wenn er glaubt, sie seien für zeitgenössische Leser weniger von Interesse. Laxness zeigt sich als überzeugter Anhänger der von Sigurður Nordal (1886–1974) begründeten sogenannten «isländischen Schule», für ihn sind Sagas literarische Kunstwerke des 13. Jahrhunderts, sie sind keine historischen Dokumente, sondern der «vollkommenste Spiegel jenes Jahrhunderts, in dem sie aufgezeichnet wurden», (Notizen zu den Sagas, a.a.O. 42.). Seine Schlußfolgerung ist, daß die Sagas, um Lebensnähe zu bewahren, unserer Zeit angepaßt werden müssen. Auch den Roman «Gerpla» dürfen wir so als einen Versuch seiner Bemühungen um eine Aktualisierung der Saga betrachten, wähnt er sich doch grundsätzlich gegenüber dem Sagastoff in keiner anderen Lage als der Schreiber im 13. Jahrhundert.

Den Titel des Romans wählt Laxness in Anlehnung an die üblichen Konsonamen für berühmte Sagas, zum Beispiel «Grettla» für «Grettirs saga» (Saga von Grettir dem Geächteten), und «Hrafnkatla» für «Hrafnkels saga» (Die Saga vom Goden Hrafnkel). «Hrafnkatla» nannte auch Sigurður Nordal eine Studie von 1940, in der er den Nachweis erbrachte, daß die in der Saga geschilderten Ereignisse im wesentlichen freie Erfindung eines Autors im 13. Jahrhundert sind. «Gerpla» also steht auf dem Titelblatt – abgeleitet von *garpur*: Held, Draufgänger-, was soviel wie «Heldensaga, Heldengeschichte» bedeutet. «Die glücklichen Krieger», der Titel der in der Werkausgabe des Steidl Verlags, Göttingen, von 1991 erschienenen Übersetzung von Bruno Kress (im Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar 1977, unter dem Titel «Gerpla. Eine Heldensage» herausgekommen), wie auch das englische «The Happy Warriors», 1958, sind nicht mehr als Versuche, den Originaltitel in etwa wiederzugeben. Schon der Titel läßt uns ahnen, wie sehr Laxness mit seiner Bemerkung recht hatte, daß man den Roman in fremden Sprachen nur umschreiben könne.

Im ersten Kapitel nennt der Erzähler als Hauptquelle seines Romans die «Große Schwurbrüdersaga» (*Fóstbrœðra saga*), eine isländischen Lernern ans Herz gewachsene Saga, verkörpert sie doch das Ideal ungetrübten Wikingertums, wie wir in der Einleitung der wissenschaftlichen Sagaausgabe «Íslenzk Fornrit», Band VI, Reykjavík 1943, Seite LIII, lesen: «Darum hat auch so mancher heranwachsende isländische Junge die Fóstbroeðra allen anderen Sagas vorgezogen und darin das Ideal jener kühnen, unerschütterlichen Mannhaftigkeit (karlmennska) gefunden, wie es Thorgeir verkörpert, jener Held (*garpur*), den nichts zu schrecken vermochte.» Die «Große Schwurbrüdersaga» erzählt von Thorgeir Havarsson (Ende des 10. Jahrhunderts – ca. 1024) und Thormod Bessason (Ende

des 10. Jahrhunderts bis 1030) und ihren Heldentaten, von Thorgeirs ruhmvollm Ende, von Thormods Beziehungen zu den Frauen, von der vollzogenen Rache an dem Mörder Thorgeirs und vom heldenhaften Tod Thormods in der Schlacht bei Stiklastad, in der auch König Olaf erschlagen wird. Dieses Grundmuster ist im Roman leicht zu erkennen, trotz vieler und wesentlicher Änderungen durch den Autor.

Seine zweite Hauptquelle ist die Saga von Olaf dem Heiligen (*Ólafs saga helga*), die Snorri Sturluson (1179–1241) in seine Darstellung der norwegischen Könige («Heimskringla») eingebaut hat, insbesondere die Kapitel 30 bis 35 und 43 bis 52, wenn der Erzähler auch einmal im Kapitel 35 eigens darauf hinweist, es solle nicht versucht werden, «die Saga König Olafs des Heiligen noch einmal zu schreiben.» Die angelsächsische Chronik und andere «alte ausländische Bücher» hat er gleichfalls zu Rate gezogen (1. Kap.), auch die Ergebnisse neuerer Untersuchungen der Vorgeschichtsforschung hat er berücksichtigt, zum Beispiel über das Wikingerlager bei Trelleborg (vgl. Kap. 45) und über die Körpergröße der Isländer: «Zu jener Zeit waren die meisten Männer in Island klein von Wuchs und krummbeinig, ausgemergelt und steifgliedrig, gekrümmmt und krüppelig vor Gicht, blau und runzlig im Gesicht», heißt es im 7. Kapitel.

Den Stoff und die Hauptfiguren findet der Autor in diesen Quellen, sie regen seine dichterische Phantasie an, und diese – so scheint es zuweilen – sprengt die Form des Romans und lässt ihn zu sehr ausufern. Laxness selbst hat in der Erstausgabe das 42. und 43. Kapitel gestrichen, er lässt auf das 41. gleich das 44. Kapitel folgen und schließt den Roman mit dem 54. Kapitel. Die deutsche Ausgabe korrigiert die Fehlzählung und endet mit dem 52. Kapitel. Die gestrichenen Partien liegen zwischen Kapiteln, die von Thormods Aufenthalt am nördlichen Ende der Welt bei den Inuit berichten, der Leser wird sie nicht vermissen, ist doch die Schilderung der Sitten und Gewohnheiten dieses friedfertigen Volkes auch schon so breit genug. Geschadet hätte es dem Buch keinesfalls, wenn der Autor den Rotstift häufiger angesetzt hätte. Olafs Werben um Ingigerd und Astrid (43. Kap.) hätte er uns ersparen können, auch König Knuts heimtückischen Mord während der Messe (45. Kap.) oder das ganze 48. Kapitel, das von Bischof Grimkels Besuch beim Papst berichtet, das für den Fortgang der Handlung nicht unbedingt notwendig ist. Doch ist gerade dies Kapitel ein erzählerisches Kabinettstück, auf das Laxness sicher nicht verzichten wollte. Dem Roman aber hätte eine Straffung gutgetan.

In der Chronologie der Ereignisse hält sich Laxness an seine literarischen Vorlagen: Es ist die Schlußphase der sogenannten Wikingerzeit, die Handlung erstreckt sich in etwa von der Jahrtausendwende bis in das Jahr

1030, exakt bis zum 28. Juli 1030, dem Vorabend der Schlacht bei Stiklestad im Tröndelag, nicht weit von Trondheim gelegen, wo heute noch alljährlich im Sommer Freilichtspiele die Erinnerung an den Hl. Olaf wachten. Nach der Niederlage von Olaf Tryggvason bei Svolder (1000) übernahmen die Dänen die Oberhoheit in Norwegen, doch gelten deren Eroberungszüge vor allem England, so unter Svein Gabelbart (ca. 986–1014), die Eroberung Canterburyys durch Thorkel Strutharaldsson und die mißglückte Belagerung Londons zählen dazu.

Die geschichtlichen Hauptfiguren sind die etwa gleichaltrigen Könige Olaf der Heilige, der von 1015–1030, und Knut der Große, der von 1018–1035 regiert. Knut erobert England, doch während er damit beschäftigt ist, seine Herrschaft über das Land zu sichern, nutzt der aus einem Königsgeschlecht stammende Olaf der Dicke – so nennen ihn seine Feinde – die Gelegenheit, König von Norwegen zu werden (1015). Sein hartes Regiment führt dazu, daß er abgesetzt und Knut wieder König von Norwegen wird (1029). Olaf weilt für einige Zeit in Nowgorod, nicht in Kiew (warum Laxness diesen Ort wählt, erklärt er in seinem Essay «Notizen über die Sagas»); sein Versuch, die Macht in Norwegen wieder zu erlangen, scheitert am 29. Juli 1030, als seine Truppen von einem norwegischen Bauernheer geschlagen werden und er den Tod findet: Sein Märtyrertod macht ihn zum «Perpetuus Rex Norvergiae».

Dies sind die literarischen Quellen, die historischen Daten und Fakten, die Laxness – wie der Erzähler im ersten Kapitel mitteilt – «zusammengetragen» und «herangezogen» hat. Was hat er daraus in seiner «Heldenfrage» gemacht? Von welcher Art sind seine «glücklichen Krieger»? Sehen wir uns die Schwurbrüder, den Recken Thorgeir Havarsson und den Skalden Thormod Bessason, und den Heldenkönig Olaf näher an.

Für Thorgeir besteht die Welt, dies weiß er aus den Geschichten seiner Mutter, aus Recken und Helden, Lust zur Arbeit zeigt er nicht, nur beim Schmieden von Eisen: «uns ist das Eisen lieber» (3. Kap.). Während der Nacht schläft er nicht liegend, sondern sitzt aufrecht im Bett, wenn «er schlief, hatte er seinen Schild am Tragriemen umgehängt und hielt ihn mit der einen Hand; mit der anderen umfaßte er das Heft seines Kurzschwertes; die Axt hatte er auf dem Schoß. Er war überzeugt, daß Helden in dieser Stellung schliefen und sich nicht hinlegten.» (7. Kap.). Wie ein Recke sieht er freilich nicht aus, hat er doch, wie die meisten seiner Landsleute, kurze und krumme Beine (13. Kap.); stets gibt er sich brummig und lächelt nur, «wenn er einen Totschlag oder eine andere Großtat im Sinn hatte» (ibid.). Er ist «ein Mann des Todes», wie ihm Thordis entgegenschleudert (11. Kap.), ein Mann, der den Tod bringt und der dem Tode verfallen ist.

Thorgeirs Kampf um den Wal mit dem Bauer Gils gibt dem Erzähler Gelegenheit, seinen Helden in Aktion zu zeigen: «Es war ein alter nordischer Brauch – und in Island bei den Männern, die einen Streit austrugen, sehr beliebt –, es so einzurichten, daß man den ersten Hieb hatte; der galt als der wackerste Kerl, dem es gelang, seinen Gegner zu durchbohren oder ihm den Kopf abzuschlagen, ehe dieser sich dessen versah... Im Kampf kam es sehr darauf an, seinen Gegner in der Flanke zu fassen und besonders im Rücken und ihm dort Hiebe zu versetzen, wo er eine Blöße hatte. Die Schlägerei wurde so lange fortgesetzt, bis einer von beiden vor Erschöpfung umfiel oder die Flucht ergriff. Stets kam derjenige besser davon, der beim Hauen den längeren Atem hatte; wer zuerst ermattete, wurde bewußtlos geschlagen, oder ihm wurde da, wo er saß, lag oder hockte, der Schädel zertrümmert. Und wenn auch in manchen Büchern zu lesen steht, die Nordleute hätten so scharfe Äxte besessen, daß sie Menschen der Länge nach zu spalten vermochten, so wie man einen Baumstamm spaltet, oder daß sie Kopf und Gliedmaßen ohne Hauklotz vom Rumpf trennten oder mit einem Hieb den Gegner im Lauf halbierten, so daß er in zwei Teilen zu Boden fiel, halten wir das für einen Wunschtraum von Leuten, die nur über stumpfe Waffen verfügten.

Bauer Gils Masson war nicht mehr der Jüngste und ermüdete schneller als Thorgeir Havarsson; er besaß auch nicht die Riesenkräfte, über die Thorgeir auf Grund seiner Jugend verfügte; es kam dahin, daß der Bauer auf dem Geröll ausglitt, und Thorgeir erhob seine Axt und zerschmetterte ihm den Kopf; Blut und Gehirn quollen aus der Kopfwunde. Es war ein alter nordischer Brauch: wenn jemand seinem Feind so zu Leibe gegangen war, daß dieser sein Leben aushauchen und nie wieder aufstehen würde, hegte man von da an keine Feindschaft mehr gegen ihn, sondern pflegte ihn sorgfältig, während er die letzten Atemzüge tat; das war rechte Mannesart. So tat auch Thorgeir; er hielt den Kopf des Mannes auf seinem Schoß, bis der Tod eintrat» (7. Kap.).

Dieser Sarkasmus des Erzählers begegnet uns immer wieder, wenn er von Thorgeirs Heldentaten berichtet, sei es in Island, auf seinen Wikingerfahrten in England oder in der Normandie. Thorgeir ist Opfer seiner Illusion von Mannhaftigkeit und Ruhmestaten, Wort und Tat passen nicht zusammen, Ideal und Wirklichkeit fallen auseinander.

Sein Schwurbruder Thormod ist von komplizierterer Natur, er, der Dichter, ist empfänglich für die Liebe der Frauen, er führt ein glückliches Leben an Thordis' Seite, bis ihn die Treue zu Thorgeir zwingt, diesen zu rächen. Der Skalde, der den Ruhm des Helden besingt und ein Preislied auf den Heldenkönig dichtet, der sein Leben in den Dienst der Gerpla,

des Heldenlieds, stellt, der Leib und Leben für dies Ideal riskiert, verliert am Abend vor der Schlacht bei Stiklastad seine Vorstellungen vom Heldenamt, nicht länger mehr kann er sich seines Heldenlieds erinnern.

Diese zwei «glücklichen Krieger», die beiden Hauptfiguren des Romans, haben ihr Leben in den Dienst eines falschen Ideals gestellt, der Recke wußte es nicht besser, der Skalde sollte es allzuspät erkennen müssen. Einer weiteren Figur – die dritte Hauptfigur? – gilt des Erzählers tiefe Verachtung: Olaf der Dicke ist eine bitterböse Karikatur von Olaf dem Heiligen, er ist ein brutaler Machtmensch, ein widerliches Ungeheuer in Menschengestalt, dem alle Mittel recht sind, um sein Ziel – König Norwegens zu werden – zu erlangen. Als junger Mann steht er in Canterbury in der ersten Reihe der Folterer (22. Kap.), er besitzt wenig Bildung (31. Kap.), gilt als größter Überredungskünstler in Norwegen (35. Kap.), führt mit Hilfe seines Bischofs Grimkel mit aller Härte das Christentum in Norwegen ein, läßt Kleinkönige aufhängen und verstümmelt eigenhändig seine Gegner (*ibid.*). Olaf ist skrupellos im Kampf um die Macht: Er bedient sich der Sache Christi, wenn es seinem Anliegen nützt, sonst aber greift er mit harter Hand durch. Noch am Abend vor der Schlacht bei Stiklastad feuert er seine Männer an, das Land in Flammen aufgehen zu lassen und das Gesindel auszurotten (51. Kap.).

Die «Heldensage» ist eine bitter-böse und ätzend-scharfe Satire auf das Wikingertum, in der wir drastisch-komische Szenen ebenso finden wie an das Parodistische grenzende Partien (z.B. den Kampf um den Wal). Diese Geschichte von Helden und Königen ist weit entfernt von jenem idealisierenden Bild des Wikingers, das uns seit der Romantik vertraut ist. Laxness entblättert nicht nur König Olaf seines legendären Heiligenscheins, er geht auch weit verbreiteten Vorstellungen von der Abenteuerlust und den Heldenataten der Wikinger zu Leib. «Die glücklichen Krieger» zerstörten vor allem Lieblingsvorstellungen seiner Landsleute von der Saga und ihren Helden, das Echo auf den Roman war denn auch ein Sturm der Entrüstung, man warf ihm vor, die heiligsten Güter der isländischen Tradition verletzt zu haben, ja, nationalen Verrat begangen zu haben. Erst die Verleihung des Literatur-Nobelpreises 1955 ließ die Diskussion verstummen.

Der Roman will aber mehr als ein provozierender, tendenziöser Beitrag zur isländischen Sagaliteratur sein, er will auch mehr als ein weiteres Beispiel des im Norden so beliebten Wikingerromans sein – man denke an Gunnar Gunnarssons «Die Eidbrüder» (1919), Johs. V. Jensens «Das Schiff» (1912), Jan Fridegårds Wikingertrilogie (1940/49) und Frans C. Bengtssons «Der rote Orm» (1941/45). Laxness geht es in seinem Roman um bislang nicht hinterfragte Werte, er stellt die Begriffe «Held» und

«Heldentum» auf den Prüfstand. Schon in der «Atomstation» hatte er die intellektuelle Hauptfigur, den Organisten, folgende Überlegungen anstellen lassen: «Es ist ein Mißverständnis zu glauben, daß Heldentum etwas mit der Sache zu tun hätte, für die man kämpft. Wir Isländer, die wir die größte Heldenliteratur der Welt besitzen, sollten wissen, was ein Held ist; die Jomswikinger sind unsere Leute, sie führten noch lockere Reden, als sie geköpft wurden. Wir zweifeln nicht daran, daß in der Armee der Faschisten im Verhältnis genauso viele Helden waren wie in der Armee der Alliierten. Die Sache hat nichts zu tun mit dem Heldentum» (25. Kap.). Für den Organisten ist ein Held jemand, «der für seine Sache eine Niederlage erleidet» (*ibid.*).

Laxness' Kritik gilt nicht nur dem Helden, in der Figur des Skalden Thormod Bessason problematisiert er auch die dichterische Existenz. Gleich seinem Schwurbruder setzt Thormod alles aufs Spiel für eine als wahr erkannte «Sache», er stellt seine Dichtung in den Dienst dieser «Sache» und verliert jeglichen Sinn für die Wirklichkeit. Spät, zu spät, nach seiner vergeblichen Jagd nach dem Mörder Thorgeirs am nördlichen Ende der Welt, nachdem er Geld und Gut, Liebe und Kinder, Wiese und Acker «weggegeben» hat, warnt ihn sein Dichterkollege Sigvat Thordsson – sie disputieren über Lieder auf Fürsten und Könige – davor, «sich an einen Herrscher zu binden, so hervorragend er auch sein mag.» (44. Kap.). Doch erst die Begegnung mit König Olaf am Vorabend der Schlacht bei Stiklastad lässt ihn erkennen, daß er einer Illusion nachgejagt ist. Die Parallelen zu unserer Zeit seien wohl deutlich genug, kommentiert Laxness Jahre später in der norwegischen Zeitung «Arbeiderbladet» (14.8.1965), «nie werden wir die Dichter und Helden vergessen, die Hitler und Stalin folgten» – er wußte aus eigener Erfahrung, wovon er sprach.

Deutlich genug sind auch die Parallelen zwischen der Heldensage von den «glücklichen Kriegern» und jenen Jahren, in denen der Autor das Buch schreibt, zu erkennen: Noch frisch in Erinnerung sind die Greuel des Zweiten Weltkriegs, der Kalte Krieg zwischen Ost und West kann jeden Augenblick in einen heißen umschlagen, sprechen doch bereits schon wieder die Waffen in Korea (1950–1953).

Nach Laxness' Auffassung bedroht allein der Kapitalismus – er spricht sogar von den englisch sprechenden Hitlers und Goebbels – den Weltfrieden, der Sozialismus hingegen wird den Menschen Glück und Wohlfahrt bescheren, der «erste Staat der Arbeiter und Bauern» garantiert den «sozialistischen Frieden», so gibt er sich überzeugt in einem Beitrag zum «35. Geburtstag der Sowjetunion» am 7. November 1952, den er mit den Worten «Der Sozialismus ist das Moralgesetz der Menschheit» (Sósialis-

minn er siðalögsmál mankynsins, in: *Dagur í senn*, 1955, 154–157) über- schreibt. Laxness zählt zur Mitte des Jahrhunderts zu den führenden Repräsentanten der von der Sowjetunion gesteuerten Weltfriedensbewe- gung, im November 1953 – ein Jahr nach der Veröffentlichung von «*Gerpla*» – wird ihm in Wien der Weltfriedenspreis überreicht.

«Die glücklichen Krieger» sind so weit mehr als nur eine Wikinger-Persiflage, der Roman ist ein Anti-Kriegsbuch, er ist ein leidenschaftliches Plädoyer für den Frieden. Die Grausamkeiten der Wikingerzüge, die Zerstörungen und blutigen Gemetzel erspart uns der Erzähler nicht, episch breit und bis ins kleinste Detail führt er sie uns vor. Einen erschütternden Bericht von den Taten der «Helden und Dichter» erzählt der irische Sklave Kolbak dem jungen Mädchen Thordis, als dies ihn fragt, warum er nicht weine, wenn er geschlagen werde: «Weil Helden und Dichter mein Haus niederbrannten, meinen Vater auf dem Acker erschlugen und meinen Großvater, einen hinfälligen Greis, mit dem Spieß durchbohrten. Meine Großmutter lag auf den Knien und pries den guten Kolumkilli, ihren treuen Freund, und ein Mann schlug ihr mit dem Axtrücken auf den Kopf; deswegen weine ich nicht. Dann nahmen sie meinen kleinen Bruder, wickelten ihn aus seinen Windeln und warfen ihn nackt auf ihren Spießen hin und her; meine Mutter und meine junge Schwester schrien laut, als man sie fort auf das Schiff zerrte; und darum, junge Frau, weine ich nicht» (4. Kap.). Mit kaum noch erträglichem tiefschwarzen Humor schildert der Erzähler die Ermordung kleiner Kinder auf den Speerspitzen der Wikinger (26. Kap.). Thormod erfährt bei seiner Suche nach dem König im Tröndelag von den unglücklichen Bewohnern dieses Landstrichs, wie die Krieger und Könige dort gehaust haben; er bekommt aber auch auf seine Frage, was sie denn mit ihren Stöcken gegen «den Stahlhagel der Königsmannen» ausrichten könnten, von einem Bauern zu hören: «Allein denen wird es im Krieg schlecht gehen, die auf den Stahl setzen» (49. Kap.). Diese Worte des Bauern, der sich wider die über ihn herfallenden Krieger und Könige zur Wehr setzt, bringen die zentrale Botschaft des Romans zum Ausdruck; denn «dies gilt für alle Zeiten und für unsere Gegenwart», wie Laxness in einem Gespräch seinem Gegenüber Matthías Johannessen (in: *Skeggræður gegnum tíðina*, 1972) bedeutet.

Den mordenden und plündernden Wikingerscharen stellt der Erzähler die Bauern und Stadtbewohner gegenüber, sie sind für ihn die lebenserhaltende und bewahrende Kraft, allein das Volk kann dem Treiben der Krieger und Herrscher ein Ende bereiten. Die Londoner, «ein jeder mit der Waffe, dem Gerät oder Werkzeug, das er bei der Hand hatte», verteilen ihr «Hab und Gut» (23. Kap.), die Frauen in der Normandie, erzählt

eine alte Frau, ziehen «dieses Gesindel zu sich ins Bett» und bringen welsche Söhne zur Welt (29. Kap.), die norwegischen Bauern fallen mit Keulen, Spaten und Forken über die Räuberbanden König Olafs her und schlagen sie in die Flucht (49. Kap.).

Bilder einer friedlichen Welt tauchen in dem Roman ganz gewiß auf, doch nur in wenigen Kapiteln: Thormod lernt auf Grönland ein Volk kennen, das nicht auf Waffenruhm und Fürstenherrlichkeit bedacht ist, Mord und Totschlag ist den Inuit nicht bekannt, auch Rache, «noch andere Nachspiele, die zur Gerechtigkeit gehören» (41. Kap.), kennen sie nicht. Das wahre Glück erlebt Thormod jedoch an der Seite seiner Frau Thoridis in Ögur in den Westfjorden: «Es wird berichtet, daß er seine Frau und seine Tochter so liebte, daß er tagelang für nichts anderes Sinn hatte; er vermochte das Glück nicht genugsam zu preisen, das einem armseligen Menschen, der doch bald tot ist, in den Schoß fallen kann.» (36. Kap.).

Suche nach Sinn

Eine ungewöhnlich lange Zeit für den Romancier – fünf Jahre – sollte da hingehen, ehe sein nächster Roman erscheint. Nahm ihm der Ruhm und die weltweite Anerkennung, die ihn gegen Mitte der fünfziger Jahre erreichen, die notwendige Ruhe zum Schreiben? Oder kostete ihn sein Engagement für die Weltfriedensbewegung zu viel Zeit? Spielte er doch in der von der Sowjetunion stark geförderten, um nicht zu sagen, gelenkten Weltfriedensbewegung eine herausragende Rolle. Er macht seine Sache gut; aus der Feder des westlichen Vorzeigekomitees stammt manch bitter-böser Zeitungsbeitrag und Essay – nicht zu vergessen seine Reden zu allen möglichen Anlässen – wider den kriegslüsternen Kapitalismus des Westens und das aggressive Bündnis der NATO. Erstaunlicherweise aber nimmt er mit keinem Wort dazu Stellung, als er bei der Entgegnahme des Weltfriedenspreises am 27. November 1953 in Wien seine Dankesrede hält. Vor den versammelten Friedensfreunden, die für Schauvorstellungen dieser Art von der Sowjetunion ausgenutzt werden – wie er einige Jahre später anmerkt –, erinnert sich Laxness an jene Männer seiner Heimat, die im Mittelalter eine so einzigartige Literatur schrieben: an diese Tradition knüpfe seine schriftstellerische Tätigkeit an.

Von den mittelalterlichen Sagamännern, den Schöpfern der klassischen isländischen Literatur, die zur Weltliteratur zählt, spricht Laxness auch am 10.12.1955 in Stockholm, als er, «ein armer Wanderer und Dichter von einer der abgelegenen Inseln der Welt [...] in das Rampenlicht vor alle Welt» tritt, um aus der Hand des schwedischen Königs den Literatur-Nobelpreis in Empfang zu nehmen. Die Verleihung des Nobelpreises durch die Schwedische Akademie verschafft dem bis dahin in Island zum Teil heftig umstrittenen Autor – nicht wenige Isländer hätten den Preis wohl eher Gunnar Gunnarsson (1889–1975) gegönnt – eine neue, gänzlich ungewohnte Position: Als «der Nobel-Dichter» (Nóbelsskáldið) seines Landes übernimmt er Repräsentationspflichten und andere öffentliche Aufgaben, als Botschafter der isländischen Kultur tritt er in vielen Ländern auf, so u. a. in China, Indien, Israel und in den USA. Er sieht sich in dieser Funktion sogar in einer alten Wikingertradition stehend: «Skalden und Schriftsteller sind seit alters her die wahren Vertreter des Volkes hier zu Lande gewesen. Wenn die Nation als ganze spricht, ruft sie nach den Dichtern, in ihrem Namen zu sprechen», stellt er in seiner Rede in der

Aula der Universität Islands am 30.6.1957 beim Empfang des schwedischen Königspaares fest, und er ist stolz darauf, daß dieser Brauch noch immer in Island üblich ist.

«Lohn, Preis, Ruhm und Ehre», Begriffe, die die Sagamänner, die in ihren Torfhütten saßen und Bücher schrieben, so Laxness in der Rede bei den Nobelpreisfeierlichkeiten am 10.12.1955, nicht kannten, haben den Autor erreicht. Konnte er 1953 noch schreiben, «möglich, daß in Island einige Romane existieren, die als Literatur rangieren, aber das sind Einzelfälle [...] es gibt keinen *«isländischen Roman»*», und seine eigene Position mit den unterreibenden Worten umschreiben: «Ich zum Beispiel werde in Skandinavien für einen Romanschriftsteller mittlerer Größe gehalten; ein mittelmäßiger Autor unter 18 000 000 ist schon etwas, obwohl nicht sehr viel [...].» (Brief vom 20.5.1953 an den Verf., der zu jener Zeit an einer Dissertation über den *«isländischen Roman der Gegenwart»* arbeitete), so kennt zwei Jahre später die literarische Welt seinen Namen, er steht *«im Rampenlicht vor aller Welt»*.

Für den Menschen und Romanschriftsteller Laxness sollen aber andere Ereignisse um die Mitte der fünfziger Jahre weitaus einschneidendere Folgen haben, in ihnen dürfen wir gewiß die Ursachen für die Zäsur in seinem Werk nach den *«Glücklichen Kriegern»* suchen. Im März und April 1956 enthüllte Chruschtschow auf dem XX. Parteitag der KPdSU den Terror des stalinistischen Regimes, für Laxness, der die Schauprozesse der dreißiger Jahre in seiner Essaysammlung *«Russisches Abenteuer»* (Gerska Æfintýrið, 1938) verteidigt hatte, mußte dies ein Schock sein. Immer wieder hatte er seit den dreißiger Jahren für die Sache des Sozialismus das Wort ergriffen, auf Kundgebungen zum 1. Mai oder zum Jahrestag der Oktoberrevolution, um die sozialen Errungenschaften der Sowjetunion überschwenglich zu preisen; der erste Arbeiter- und Bauernstaat war ihm der Garant für den Weltfrieden wider die finsternen Machenschaften der kapitalistischen Länder; als Vorsitzender der Gesellschaft zur Förderung der isländisch-sowjetischen Freundschaft wirkte er nach dem Zweiten Weltkrieg ganz in diesem Geist.

Für den engagierten und *«gläubigen»* Sozialisten brach eine Welt zusammen. Endgültig verliert er den Glauben an die sozialistische Ideologie, als die Sowjetunion im November 1956 in Ungarn einmarschiert, um es vor *«reaktionären»* Elementen zu schützen. Dies ist eine Tragödie für den Sozialisten Laxness, ein unbegreifliches Unglück, und so schreibt er 1957, *«wenn Sozialismus nicht Wohlfahrt für das Volk bedeutet, dann hat das Wort keinerlei Bedeutung.»*. In seinem Glückwunsch zum 40. Jahrestag der Oktoberrevolution, in dem diese Worte stehen, bezeichnet er sich als

«einen Schriftsteller, der sich seit rund dreißig Jahren einen Sozialisten genannt hat, weil er glaubte, der Sozialismus stände für ein besseres Leben», und weiter heißt es: «Meine Wünsche für die UdSSR, heute wie früher, gelten der allgemeinen Wohlfahrt ihres Volkes in unserer Zeit, geistiger Freiheit, Abwesenheit von Furcht, dem ungehinderten Wachstum von Kunst und Wissenschaft, der friedvollen Blüte eines vielfarbigen Straußes der Zivilisation, all jenen Dingen, die einen sozialistischen Staat zu einem Ort machen, wo das Leben reicher ist und die Menschen glücklicher sind als anderswo, zu einem Ort, wo die meisten Menschen bleiben möchten, und niemand wünschte, ihn aus freiem Willen zu verlassen» (Gjörnýngabók, 1959, 186). Die Kritik des Gratulanten ist nicht zu überhören!

Noch deutlichere Worte findet er in einem offenen Brief (9. März 1957) an Upton Sinclair aus dem selben Jahr: «Wird der Marxismus zu einer Orthodoxie, so leidet er an derselben Krankheit wie alle anderen Orthodoxien. Orthodoxien sind nichts Neues in der Welt, wir wissen, was sie sind: eine oder andere Universaltheorie wird per Gesetz sanktioniert und zur Religion einer Regierung gemacht (und von der Polizei beschützt) [...]. Der Glaube an die Wunderkur der Gefängnisse war das innerste Heiligtum während der marxistischen Herrschaft unter Stalin, ebenfalls unter Kadar in Ungarn, [...] die resoluteste Art für die Orthodoxen, anders Denkende und Non-Konformisten zu behandeln, ist ‹das Konzentrationslager›.[...] Wir wissen nicht, was Marx gesagt oder getan haben würde, lebte er heute in Peking oder Moskau, oder in Budapest. Das ist auch irrelevant. Aber wenn Sozialismus nicht Wohlfahrt für das Volk bedeutet, dann hat das Wort keinerlei Bedeutung». (ibid. 180–181).

Bitter mußte die Erkenntnis für Laxness sein, daß er viele Jahre seines Lebens unbeirrbar an die in der Sowjetunion realisierte kommunistische Utopie geglaubt hatte, unkritisch und gläubig war er der marxistischen Ideologie gefolgt, die hebre Idee vom menschheitsbeglückenden Sozialismus war eine Illusion gewesen, dies mußte er sich eingestehn; ihm erging es ähnlich wie dem Skalden Thormod Bessason in den «Glücklichen Kriegern». Von den Erfahrungen seines Irrweges lesen wir ausführlich in dem Essay-Band «Zeit zu schreiben», (Skáldatimi, 1963, dt. 1976), in dem er schonungslos über sich zu Gericht sitzt: er legt sein Denken in diesen Jahren ungeschminkt offen, bekennt, daß er an den Marxismus geglaubt habe und zieht die Konsequenzen.

Der schmerzhafte Erkenntnisprozeß dieser Jahre läßt den Autor nicht verstummen – wie den Skalden Thormod Bessason –, doch Folgen für seine schriftstellerische Tätigkeit sollte er haben. Seit und mit dem «Fisch-

konzert» treten in den Romanen die gesellschaftlichen Fragen zurück, klassenkämpferische Phrasen und schwärmerische Vorstellungen von der sozialistischen Utopie werden die Leserin oder der Leser vergeblich suchen – es sei denn in ironischen Bemerkungen –, zum zentralen, alles überlagernden Thema wird die Suche nach dem Sinn des Lebens, die Suche nach dem eigentlichen Sinn menschlicher Existenz.

Der erste Roman dieser neuen Schaffensphase des Autors ist «Das Fischkonzert» (Brekukotsannáll, 1957; dt. 1962), der von mißglückter und geglückter Lebensführung – wenn letzteres auch nur zu ahnen ist – handelt. Alfgrímur Hansson, der Ich-Erzähler und eine der zwei männlichen Hauptfiguren, erinnert sich «viele Jahre später», als er «selber in die Jahre gekommen ist» (im letzten Kapitel schreibt er so), seiner Kindheits- und Jugendjahre auf Brekkukot, einem kleinen, aus Torfwänden zusammengefügten Anwesen, das südlich vom Kirchhof «unserer künftigen Hauptstadt» – wir befinden uns in etwa in der Zeit um die Jahrhundertwende – lag. Chronologisch zeichnet er jene Jahre nach, doch keineswegs im knappen Stil des Annalisten, wie der Originaltitel nahelegt, breit und mit vielen Details trägt er seine Chronik vor. Auf Brekkukot erblickt er das Licht der Welt, als seine Mutter, die dort Obdach gefunden hatte, auf das Auswandererschiff nach Amerika wartet, sie gibt ihm den Namen Alfgrímur – «wie alle Vaterlosen auf Island bekam ich den Zunamen Hansson, das heißt ‹Sohn von ihm› – und zieht ihrer Wege: «Damit verläßt die Frau unsere Geschichte» (Kap. 1. Ein merkwürdiges Tier). Alfgrímur wächst auf unter den Augen des Besitzers des kleinen Hofes; dieser, Großvater nennt er ihn, übernimmt die Erziehung. Björn betreibt Fischfang, doch nicht als Gewerbe, sondern nur für den täglichen Bedarf, er ist der ruhende Pol in dieser kleinen Welt, Worte verliert er nicht viele, und dies gilt auch für seine arbeitsame Frau, Alfgrímurs Großmutter. Tage, Wochen und Jahre gehen dahin, nichts Weltbewegendes ereignet sich auf Brekkukot, das Haus ist stets voller Gäste für kürzere oder längere Zeit, wird doch keiner abgewiesen, der um eine Unterkunft bittet, wie arm und elend er oder sie auch daherkommen. Alfgrímur erzählt von eigenartigen Schlafgästen, die in seiner Chronik eine Rolle spielen sollen: Da ist sein Bettgenosse, der Kapitän Hogensen, der «in seinem Denken und Handeln einem der großen Männer aus der Saga» glich (Kap. 8. Im Zwischenstock), dann der Aufsichtsbeamte Jon, «ein Philosoph», der nur während der Nacht anwesend ist, schließlich Runolfur Jonsson, der die Dunggruben der Stadt und der Umgebung entleert. Alfgrímur ist überzeugt, in der besten aller Welten zu leben und ist «nicht besonders neugierig auf das,

was hinter dem Drehkreuz des Brekkukot vor sich» geht (9. Kap. Vornehme Leute).

Sehr früh schon bringt ihm die Großmutter das Lesen bei; beim abendlichen Vorlesen der Gäste macht er die Bekanntschaft mit der Welt der Literatur. Auf Bitten des alten Domkirchenpastors Johann singt er immer bei Beerdigungen auf dem nahen Kirchhof, von ihm hört er dann auch erstmals von dem «einen Ton, der rein ist» (12. Kap. Eine schöne Beerdigung), von jenem Ton, der ein Vierteljahrhundert zuvor den kleinen Georg Hansen, den Sohn der Tante Kristin, erweckt hat. Er verließ Island und ist nun jener weltberühmte Sänger, von dem die Lokalzeitung häufig in großer Aufmachung berichtet. Für Jahre kennt Alfgrímur ihn nur durch Erzählungen und ein Bild, das er bei der Tante gesehen hat, doch eines Tages kommt er heim nach Island. Alfgrímur lernt ihn kennen, aber sehr bald ist der Sänger wieder verschwunden, ohne das angekündigte Konzert vor dem Althinggebäude gegeben zu haben. Als die Großeltern ihn auf die Lateinschule schicken, ist die Kindheit zu Ende, er muß «die chinesische Mauer», hinter der er sich als Sohn des Himmels gefühlt hatte, hinter sich lassen, die Welt jenseits des Drehkreuzes vom Brekkukot, das ihn bisher behütet hat vor der Welt da draußen, greift in sein Leben ein. Als er «noch nicht ganz achtzehn ist» (23. Kap. Gardar Holms zweite Heimkehr), fiebert die ganze Stadt der Ankunft des Sängers entgegen, viele erwarten ihn im Hafen, doch der Postdampfer bringt ihn nicht mit; bald aber begegnen Alfgrímur und Gardar Holm einander in der Stadt und auf dem Kirchhof, als Alfgrímur bei einer Beerdigung Schuberts Vertonung von Goethes «Erlkönig» und nicht den üblichen Bestattungsgesang «Wie die einsame Blume» von Hallgrímur Pétursson singt. Sie führen ein längeres Gespräch über Reichtum, Macht und Ehre in der Welt auf dem Heuboden der Tante Kristin, und wieder fällt das Wort von dem «einen Ton, und der ist der Ton aller Töne», so Gardar Holm. «Wer den gehört hat, braucht um nichts mehr zu bitten.» (26. Kap. Der Ton). Am Morgen darauf verleugnet Alfgrímur gegenüber der Tochter des Kaufmanns Gudmunsen den Sänger, der das Land verlassen hat, ohne das von der Zeitung angekündigte Konzert gegeben zu haben.

«Gardar Holms dritte Heimkehr» (34. Kap.) ereignet sich etwa ein Jahr nach diesen Vorgängen; Kaufmann Gudmunsen hat ihn gebeten, beim 50jährigen Geschäftsjubiläum die Gäste mit seinem Gesang zu unterhalten. Alfgrímur, inzwischen Abiturient, begleitet ihn zu einem festlichen Abendessen im Haus des Kaufmanns, wo ihm vor allem die vielen Schleifen an allen möglichen Wohnungsgegenständen ins Auge fallen, «wahrscheinlich gehörten diese Schleifen damals zur Ausstaffierung jedes bes-

seren Bürgerheims im dänischen Königreich, der Urheimat solcher Schleifen, aus der wir sie dann bekommen hatten». Das 35. Kapitel, das längste des Buches, trägt dann auch den Titel «Die Schleife». Nach dem festlichen Mahl begrüßt der Kaufmann den weltberühmten Sänger, der einst als Ladengehilfe bei ihm angefangen hat, hinausgeschmissen wurde und dann auf Kosten des Hauses in Dänemark die Gesangskunst erlernte; er schließt seine Ansprache mit den Worten: «Ich sage, habe gesagt und werde weiterhin sagen: der Fisch, der nicht in allen Ländern der Welt singt, ist ein toter Fisch. Es war wirklich allerhöchste Zeit, daß wir uns hier auf Island einen singenden Fisch verschafften – mit Schleife.[...] Du bist der singende Fisch des Landes, selbst wenn nur ich es bin, de la Gvendur, der es sagt! Prost».

Bei der Jubiläumsfeier tritt dann anstelle von Gardar Holm der von der Tochter Gudmunsens herbeigeholte Alfgrimur auf, ist der weltberühmte Sänger doch nicht aufzutreiben – wie sich später herausstellt, hat er seinem Leben ein Ende bereitet –, die festliche Versammlung, unter den Gästen sind auch der Statthalter und der Bischof, aber klatscht Alfgrimur, der zum erstenmal vor einem größeren Publikum auftritt, begeistert zu. In einem Gespräch mit dem Kaufmann vertraut dieser dem Stellvertreter des Sängers an, daß Gardar Holm seine dänische Frau, die in den letzten Jahren für ihn gesorgt habe, sitzengelassen hat, auch habe er sich gewogen gesehen, Gardar Holm zu entlarven, als sich seine Tochter für ihn interessierte. Schließlich überreicht er ihm die schriftliche Erklärung, daß sich der Gudmunsenladen verpflichte, die Kosten für seine Gesangsausbildung im Ausland für fünf Jahre zu übernehmen.

Im letzten (41.) Kapitel, «Ende» überschrieben, verläßt Alfgrimur endgültig Brekkukot, Björn, der den Hof an Gudmunsen verkauft hat und Alfgrimur das Geld für sein Weiterkommen überläßt, und die Großmutter begleiten ihn zum Strand, und «als ich mit meinem Reisesack an Deck des Postdampfers ‹Nordstern› gekommen war, sah ich, daß die beiden Hand in Hand heimwärts gingen, heimwärts zum Drehkreuz, heimwärts zum Brekkukot, unserem Haus, das morgen dem Erdboden gleichgemacht werden sollte. Sie gingen Hand in Hand.»

Wehmut liegt über diesen letzten Sätzen des Ich-Erzählers, die zugleich die letzten Sätze des Romans sind. Noch immer hat er das Ticken der alten Kastenuhr auf Brekkukot im Ohr – im letzten wie im ersten Kapitel – mit ihrem «e-wig, e-wig»: «Wie gut war es doch, wieder diesen Ton in dieser Uhr hören zu können, darin ein merkwürdiges Tier wohnte und hier im Brekkukot hatte Gast sein dürfen, in diesem kleinen Torfhaus [...] sie

ließ sich nicht verwirren [...] sagte wie immer: E-wig, e-wig.» (41. Kap. Ende).

In einem Brief vom 9. März 1957 an seinen «dear old friend» Upton Sinclair entschuldigt sich Laxness dafür, daß er ihm so lange nicht geschrieben habe, der Grund sei die Arbeit an einem neuen Roman gewesen, der nun aber fertig und auch schon in Druck gegangen sei (Gjörníngrabók, 1959, 179). Die Rede ist vom «Fischkonzert», das er 1955/56 geschrieben hat. Die Umrisse für eine der beiden Hauptfiguren, den weltberühmten Sänger Gardar Holm, bewundertes Vorbild des Ich-Erzählers und dessen Gegenspieler, werden jedoch schon länger in seinem Kopf herumgespukt haben, im Lauf der Jahre werden sie sich zu der Figur verdichtet haben, der wir im Roman begegnen, geht doch Gardar Holm auf einen Sänger zurück, den Laxness schon seit Jahrzehnten kannte. In dem Abschnitt «London-Paris-Rom-Express» in «Zeit zu schreiben» erzählt er breit aus-holend von dem Sänger Eggert Stefánsson, dessen Bekanntschaft er machte, als er an seinem Roman über Olafur Karason arbeitete, also gegen Ende der dreißiger Jahre. Damals traf er ihn zum ersten Mal in London, er war, schreibt er, «derjenige meiner Landsleute, der durch seinen legendären Ruhm andere Berühmtheiten neben sich verblassen ließ». Für Laxness war er die Inkarnation wahrer Berühmtheit. Als Jüngling war er auf den Kontinent geschickt worden, um Gesang zu studieren, und seitdem besuchte er Island nur noch in der Rolle des Gasts. Von der Generosität dieses Mannes gibt Laxness dann ein eindrucksvolles Beispiel, hat er doch ihm einmal ein ganzes Abendkonzert allein geboten, als er Island verlassen mußte und nicht am eigentlichen Aufführungsabend dabei sein konnte. «Ich war der einzige Zuhörer in einem Saal für über fünfhundert Menschen», schreibt er, «nein, eine alte Frau saß in den leeren Stuhlreihen – seine Mutter. Sein Gesang schwebte auf dem Gipfel der Verklärung. Nie mehr habe ich ein Konzert erlebt, das einen tieferen Eindruck auf mich gemacht hätte [...]. Viele Jahre später schrieb ich den Roman über einen isländischen Sänger, Gardar Holm, der nur ein einziges Mal sang, und zwar für seine Mutter, die taub und blind war.»

Hier ist das Kapitel 38, «Gardars letztes Konzert», eine der Schlüsselszenen des Romans, vorweggenommen – hier aber wird auch die Differenz zwischen der Realität des Lebens und der Dichtung deutlich.

Gardar Holm hat mit seiner Stimme im Ausland Glanz über Island gebracht; «Die Welt lauscht Island» oder «Islands Kunst im Ausland» lauten die Schlagzeilen der lokalen Zeitung, und immer wieder berichtet sie von seinen Auftritten in den Großstädten der Welt. Und doch war er vor einem Vierteljahrhundert, wie der Ich-Erzähler mitteilt, «wie ich»; der

liebe, kleine Gorgur wuchs bei der Tante Kristin heran und spielte neben dem Kirchhof. Im 14. Kapitel, als der Erzähler von Gardars erster Heimkehr nach Island berichtet, fällt dieses «wie ich». Er begegnet leibhaftig dem weltbekannten Mann, den er bis dahin nur durch Erzählungen und ein Foto kannte: vom ersten Augenblick an erkennt der eine in dem anderen sein eigenes Ich – «er ist in Wirklichkeit ich selbst», «er ist beinahe mehr Gardar Holm als ich selber» (Kap. 17. Für drei Öre Pfeffer), «Ganz überflüssig, daß du mich siezt [...]. Das wäre ja, als ob man zu sich selber Sie sagt» (Kap. 23. Gardar Holms zweite Heimkehr), lässt der Erzähler den Sänger bei verschiedenen Gelegenheiten sagen, und der Ich-Erzähler betont sogar zweimal ausdrücklich, er spräche von «meiner Lebensgeschichte», als Gardar Holm ihm auf dem Kirchhof, «Abends beim Erzengel Gabriel», so die Kapitelüberschrift (36.), von dem Auf und Ab seines Lebens berichtet. Gardar und Alfgrimur sind für den Autor zwei Lebensläufe, zwischen denen der Mensch am Kreuzweg des Lebens wählen muß.

Gardar Holm hat sich für den Ruhm, den vermeintlichen Ruhm, entschieden, zum Wesenskern einer künstlerischen Existenz dringt er jedoch nicht durch, er bleibt an der Oberfläche, wie sein Name bereits verrät: Absichtlich gibt ihm Laxness den Namen Gardar, der an den schwedischen Wikinger Gardar erinnert, der als erster Island entdeckte, wie die Landnamabók berichtet, der sich aber damit begnügte, die Insel zu umfahren und dann wieder heimkehrte – er bleibt an der Oberfläche, an der Oberfläche bleibt auch Gardar Holm. Sein Ruhm beruht auf äußerem Schein, nicht mehr als die Kultur-Schleife für den sich als Mäzen aufspielenden Kaufmann Gudmunsen ist er; der «singende Fisch Islands» ist eine Kulturware, die zur Vergrößerung des Profits dient, als sie ihm lästig wird, als Persönliches ins Spiel kommt – die Liebe seiner Tochter zu dem Sänger – lässt er ihn brutal fallen.

Noch eine andere Seite zeigt Gardar Holm: die Problematik einer künstlerischen Existenz. Um Ruhm und Ehre darf es dem Künstler nicht gehen, «es ist möglich, daß die Welt dir alles gibt, was sie zu vergeben hat, Reichtum, Macht, Ehre», eröffnet Gardar seinem jungen Gesprächspartner, um dann fortzufahren: «es gibt einen Ton, und er ist der Ton aller Töne [...]. Wer den gehört hat, braucht um nichts mehr zu bitten. Mein Gesang bedeutet nichts. Aber denk daran: wenn die Welt dir alles gegeben und dir das unbarmherzige Joch des Ruhms auf deine Schultern gelegt und das Brandmal des Ruhms auf deine Stirn gedrückt hat, unauslöschlich wie bei einem Verbrecher, der sich gegen die ganze Menschheit vergangen hat – denk daran: dann gibt es keine Zuflucht als dieses Gebet: Gott, nimm alles von mir – außer diesen einen Ton.» (Kap. 26, Der Ton). Einige Sätze

zuvor hat er ihm bedeutet: «Gott nur hört diesen Ton. Wer zum Vergnügen anderer singt, ist ein Narr. Wer zu seinem eigenen Vergnügen singt, ist ein noch größerer Narr. Ich will, daß du dir von Anfang an darüber im klaren bist, mein Lieber, denn ich bin hier am Kirchhof aufgewachsen, genau wie du.»

Von dem «einen» oder zuweilen auch «reinen Ton» ist in dem Roman sehr häufig die Rede, das Wort fällt in vielen Äußerungen und Gesprächen – dieser Ton ist der zentrale Begriff in Alfgrimurs Erinnerungen. Die zitierten Sätze lesen wir im 26. Kapitel, das ausdrücklich in der Überschrift das Wort «Der Ton» bringt. In anderen Kapiteln spricht es der Ich-Erzähler selbst, oder er legt es dem alten Dompfarrer Johann in den Mund, so z. B. als er nach der Beerdigung Gardars, bei der Alfgrimur singt, meint, daß er keinen Tag erlebt habe, «an dem ich nicht wußte, daß es einen Ton gibt, der rein ist» (40. Kap. Ein Öre).

Anerkennung und Reichtümer bringt dieser Ton nicht, nicht zum Ruhm führt er, sondern in die Namenlosigkeit; denn der wahre Künstler, Sänger oder Dichter, sorgt sich nicht darum, «daß ihn die Welt preise», belehrt die Großmutter Alfgrimur, als er den Brief von Gudmunsen in den Händen hält und ihr erzählt, daß der Gudmunsenladen sich verpflichte, die Kosten für seine Ausbildung als Sänger zu übernehmen (39. Kap. Der Laden feiert Jubiläum). Unwillkürlich denkt man bei den Worten der Großmutter an jene Worte des Autors, die er in seiner Dankesansprache bei der Entgegennahme des Nobelpreises im Dezember 1955 – d.h. zu der Zeit, als er über dem Manuscript zum «Fischkonzert» sitzt – gebraucht. Meint er doch, als er von den Sagamännern spricht, von jenen Bücherschreibern, die Islands Ruhm in die Welt trugen, sie hätten ihre Werke in den Torfhütten geschrieben, «ohne Begriffe wie Lohn, Preis, Ruhm, Ehre zu kennen».

Für den «reinen Ton» muß der Künstler seine Gesundheit, Leib und Seele drangeben, gleichwohl mag er sterben, ohne diesen Ton je erreicht zu haben, wie Gardar Holm seinem jungen Gesprächspartner Alfgrimur beim Marmorbild des Erzengels Gabriel auf dem Kirchhof (36. Kap.) in eindringlichen Worten klarmacht. Und doch, so gibt er ihm zu bedenken: «Bist du nicht bereit, Weihnachten in diesem Jahr genauso zu hungern wie Weihnachten im vorigen Jahr und wie Weihnachten im nächsten Jahr und mitten in der Nacht mit steifgefrorenen Fingern und mit Schüttelfrost in der Brust aufzuwachen und zu meinen, daß die Qual aller irdischen Kreatur dich heimsucht, so liegt es daran, daß dir die eine Saite fehlt.»

«Ich bin sicher zu dumm,» sagte ich. «Was für eine Saite?»

Er sagte: «Sie, die keine Macht über Himmel und Erde gibt».

«Sondern?» fragte ich.

«Eine Träne angesichts der Schöpfung der Welt.»

Dem Ich-Erzähler geht es ganz offensichtlich um weit mehr als nur um die Frage nach der echten Kunst, läßt er doch dem achtzigjährigen Domkirchenpfarrer Johann – als Alfgrimur wieder einmal am offenen Grab ein Lied singen soll – unverhofft in seine Worte über den «richtigen Ton» den Satz einfließen: «Aber in allen guten Menschen lebt der richtige Ton» (24. Kap. Erlkönig). Die menschliche Existenz überhaupt steht also auf dem Prüfstand, nicht nur die künstlerische, steht doch jeder Mensch im Leben einmal an einem Kreuzweg, an jenem Punkt, an dem er sich für einen Weg entscheiden muß. Gardar Holm und Alfgrimur haben ihre Wahl getroffen: Gardar hat sich für den äußeren Ruhm entschieden, Alfgrimur – die ruhige Gelassenheit seines Erzählers gibt uns die Gewißheit – für jene Werte, die ihm sein Großvater Björn auf Brekkukot vorgelebt hat: Besonnenheit und Gleichmaß, Duldsamkeit gegenüber allen Geschöpfen dieser Erde. Mag Björn vom Brekkukot auch einer Welt zugehören, die dahingegangen ist (das beste Beispiel liefert das 4. Kapitel «Was kostet die Kuh?»), so lassen die inneren Werte, die er Alfgrimur mitgegeben hat, diesen den rechten Weg jenseits des Drehkreuzes vom Brekkukot einschlagen.

Die symbolische Bedeutung des Drehkreuzes ist unschwer zu erfassen, es ist ein Bild, das in die geschilderte Welt hineinpaßt, dagegen überraschen im 19. Kapitel – Alfgrimur wird von seinen «Pflegegroßeltern» zur Schule geschickt – Sätze wie die folgenden: «Dein chinesisches Buch ist geschlossen» oder bald darauf: «Die chinesische Mauer, hinter der ich selber Sohn des Himmels gewesen, fiel um [...].» Wirken die Sätze nicht wie Fremdkörper in diesem Text?

Verständlich werden sie, wenn wir uns ins Gedächtnis rufen, daß sich Laxness seit den zwanziger Jahren immer wieder aufs neue mit den Lehren einer fernöstlichen Religion, dem Taoismus, beschäftigt hat. In dem Essay «Bücher» (Bækur), veröffentlicht im «Volksbuch» (Alþýðubókin), 1929, kommt er ausführlich auf jene drei Werke der Weltliteratur zu sprechen, die ihn zutiefst beeindruckt haben, Bücher, die er nie vergessen sollte: Marc Aurels «Selbstbetrachtungen», Thomas von Kempens «De Imitatione Christi» und Lao-tses «Tao-Te-King», «das merkwürdigste Buch, das je in der Welt geschrieben wurde», meint er (Alþýðubókin, 1956, 28 ff.). Über ein Jahrzehnt danach, 1941, konfrontiert er in der Erzählung «Temudschin kehrt heim» (Temudsjín snýr heim), gedruckt in: «Sieben Zauberer», 1990, 119–143, den Welteroberer und grausamen Krieger Dschingis-Khan mit der Lehre des Tao, setzt doch der weise Mei-

ster Sing Sing-ho dem mächtigen Herrscher die Worte Lao-tses entgegen – nahezu wörtliche Zitate aus dem «Tao-Te-King»: «Weiches besiegt Hartes, und das Starke unterliegt dem Schwachen [...]. Das Weib siegt über den Mann, indem es nachgibt. Der Weg des Einen ist: nicht kämpfen und doch Macht über alles haben [...]. Der welcher nicht stark ist, wird lange leben [...]. Schwache Leistung ist segenbringend für die Völker».

Ein knappes Jahr nach der Veröffentlichung der Erzählung schreibt Laxness anlässlich einer isländischen Neuübersetzung von Lao-tses Buch, daß dies Buch nicht von der Unsterblichkeit der Seele, sondern eher von der Unsterblichkeit des Tals und des Wassers handle.

Laxness' Auseinandersetzung mit dem fernöstlichen Weisen ist im übrigen keine Besonderheit, haben sich doch eine ganze Reihe Dichter und Philosophen unseres Jahrhunderts mit dem Taoisten befaßt; sie haben bekannt, daß sie aus seinen Schriften Anregungen und Antworten erhalten haben. So, um nur einen Namen zu nennen, der Literatur-Nobelpreisträger Elias Canetti, er meint sogar – in «Die Provinz des Menschen», 1973 –, der Taoismus sei die Religion der Dichter, «auch wenn sie es nicht wissen». Dies ist keinesfalls ein modischer Trend unserer Zeit; nicht wenige westliche Philosophen und Theologen haben gesagt, sie hätten Tao geschätzt – sie haben Parallelen mit der jesuanischen Botschaft entdeckt und auf etwa hundert Parallelen zwischen den Aussagen des Tao-Te-King und des Neuen Testaments hingewiesen.

Wie stark das «Buch vom Wege» Laxness beeindruckt hat, wie sehr es sein Werk beeinflußt hat, erfahren wir aus vielen seiner Bücher. In «Atomstation» ist der Organist ein Mann dieser religiösen Haltung: Ihm kommt alles angelernte Denken wie grobes Geschwätz vor, er vertritt keine Ideologie und zeigt sich offen gegenüber allen – religiösen, politischen und menschlichen – Problemen, nie legt er sich fest. Eine ähnliche Haltung vertritt der Aufsichtsbeamte im «Fischkonzert», ein «weiser Mann», wie ihn der Erzähler ausdrücklich nennt, und eine ähnliche Ge- sinnung finden wir auch bei dem wortkargen Björn vom Brekkukot. Und fassen die nachstehenden Worte aus dem «Buch vom Weg» nicht die Botschaft des Romans zusammen?

Stolz auf Reichtum und Ehre
Schafft selber sich Unheil.
Sein Werk vollbringen
Und sich zurückziehen:
Also des Himmels Weg.

(Nach Lao-Tse: Tao-Te-King. Das heilige Buch vom Weg und von der Tugend. Übers., Einl. und Anmerkungen von Günther Debon. Reclam 6798/98a. Stuttgart 1970 (1961), S. 35).

Das Tao-Te-King ist ein Weisheitsbuch, die Texte handeln von möglichen Haltungen zum Leben und nicht von Definitionen oder Begriffen. Menschliche Erfahrungen, Reflexion und Versuche, deren Ergebnisse in Worte zu fassen, stehen so zentral, daß man von einer menschlichen Religion sprechen kann: Die Lehre des Tao wird in das tägliche Leben her eingeholt.

Bei Laxness stellt sich nach Jahrzehnten unermüdlichen und leidenschaftlichen Engagements für eine Sache, die sich als ein Irrweg erweisen sollte, Resignation ein, und Worte der Resignation findet er vielfach in den taoistischen Texten. Der Taoismus mag aber auch den Isländer Laxness stark angesprochen haben, sind die Isländer doch praktisch denkende und handelnde Menschen, sie besitzen wenig metaphysische Neugier und religiöse Fragen gehen sie pragmatisch an; ihnen geht es um eine sinnvolle Gestaltung des irdischen Lebens, um den rechten Weg – den «rechten Ton».

Von dahingegangenen glücklichen Tagen und Jahren der Kindheit und Jugend, in denen sich der Erzähler als «Sohn des Himmels» wähnte, von der Suche nach dem «rechten Ton» und dem rechten Leben lesen wir im «Fischkonzert». Die verklärende Erinnerung Alfgrimurs – des Ich-Erzählers – lassen das einfache und bescheidene Dasein auf dem kleinen Gehöft und die Wertvorstellungen, die das Leben dort prägten, als eine Art Paradies erscheinen, als einen Ort, wo der Mensch sein Glück und seinen Frieden gefunden hat. Dies Paradies aber ist endgültig dahin.

Das Wort Paradies aber erscheint ausdrücklich auf dem Titelblatt des nächsten Romans, der 1960 erscheint und den Halldór Laxness «Das wiedergefundene Paradies» (Paradísarheimt, dt. 1971) nennt. Wer sich in der Weltliteratur auskennt, der denkt unwillkürlich an John Miltons Epos «Paradise Regained», 1671, in der deutschen Übersetzung als «Das wieder gewonnene Paradies» bekannt, in jedem Fall aber gehen unsere Gedanken zu jener im Alten Testament als schöner Garten dargestellten Stätte des Friedens und des Glücks, die den ersten Menschen als Lebensbereich gegeben wurde. Von der Suche nach einer solchen Stätte irdischen Glücks, von dem Streben des Menschen nach Glück und nach der Wahrheit handelt dieser Roman, sind doch «Gesundheit und Seelenfrieden [...] die einzigen Lebengüter», wie wir an einer Stelle lesen (die Frau der männlichen Hauptfigur spricht diese Worte). «Dagegen fängt alles Un-

glück mit dem Gold an» (Kap. 8. Geheimnis aus Mahagoni). Die Suche nach dem Paradies verleiht dem Roman eine existentielle Perspektive.

Der Mann, der nach dem Paradies und nach der Wahrheit, nach seinem Seelenfrieden sucht, ist der isländische Kleinbauer Steinar Steinsson, der, wie wir im ersten Kapitel erfahren, auf «seinem Hof Leiten in der Gemeinde Steinleiten» im Südland wirtschaftet. Zu Beginn «unserer Erzählung» hat er «einen Sohn und eine Tochter im Kindesalter» (1. Kap. Roß der Lüfte und des Wassers). Ein geachteter Mann ist er, ein geschickter Handwerker, der bei Tag und Nacht kein Zeichen des Verfalls an den Gebäuden und Wiesen seines Gehöfts duldet: «Der Bauer auf Leiten hatte im Frühjahr alle Hände voll zu tun, Steine von seiner Hauswiese und seinen Wildwiesen aufzusammeln, und das um so mehr, als er gewissenhafter war als die meisten anderen. Er mußte sich bei dieser Arbeit oft niederbeugen und sich mit einem schweren Stein im Arm wieder aufrichten; doch Lohn gab es dabei nicht, es sei denn die Freude, die man empfindet, wenn man sieht, wie ein Schadstein sich genau in eine Mauer fügt» (ibid.).

Der Bauer Steinar besitzt einen Schimmel, «den man für besser hielt als andere Pferde», dieses Pferd ist ein wahres «Wundertier» in den Augen der Kinder. Der Bezirksvorsteher Benediktsen wie auch der Kommissionär Björn auf Leirur möchten ihm das Pferd abkaufen, doch er läßt sich auf keinerlei Handel ein, er will kein Gold für dies Elfenpferd, das den Namen Krapi bekommt, denn, «wenn die Welt in den Augen unserer Kinder nicht mehr voller Wunder ist, dann ist nicht mehr viel übrig», lautet Steinars Antwort auf Björns Angebot. In der Familie werden die Jahre nach dem Geburtsjahr Krapis gezählt; dann aber kommt der Sommer 1874 – die Geschichte beginnt also 1870 –, das Jahr, «da das bewohnte Island das tausendjährige Jubiläum seines Ursprungs feierte» (2. Kap. Große Herren begehrten das Pferd). Wenn auch nicht eingeladen, so macht sich der Bauer auf nach Thingvellir, wo das Fest in Anwesenheit des dänischen Königs Christian IX., der von den Isländern bewundert wird, weil er ein tüchtiger Reiter ist, gefeiert wird. Steinar tritt vor den König und redet ihn an, «wie es in alten Geschichten einem Bauermann ansteht», er nennt ihn einen Verwandten, stamme er doch vom «König Harald Kampfzahn ab», und dann überreicht er dem König, «da du uns Gerechtigkeit ins Land gebracht hast», Krapi als Geschenk, als eine Gengabe. Als der König ihm Geld geben lassen will, lehnt er dies mit dem Hinweis ab, er sei doch kein Pferdehändler, und so verabschiedet sich der König von Steinar mit der Zusage, daß er in ihm immer einen Freund haben werde. (Kap. 6. Das große nationale Jubiläum. Die Isländer ernten Gerechtigkeit).

Auf seinem Weg nach und von Thingvellir trifft Steinar den Mormonen-Bischof Didrik, der den Isländern die Offenbarungen eines neuen Propheten verkündigt: Er spricht von Joseph Smith, der seine Anhänger in das verheiße Land geführt hat, gemeinsam mit seinem Jünger Brigham Young haben sie die Gottesstadt Zion erbaut: «dort ist Gottes Freudental und das Tausendjährige Reich auf Erden», und «Im Salzseetal ist es gang und gäbe, daß ein Bauer zehntausend Mutterschafe und dazu noch anderes Vieh besitzt», für die Vielweiberei bringt er nicht nur Beispiele aus der Bibel und der Geschichte, «die Isländer haben schon immer Vielweiberei getrieben», meint er sogar. Er ist ein Irrgläubiger in den Augen seiner Zuhörer, nichts als spöttische und zornige Zurufe erntet er, sogar Prügel, bis ihn Steinar vor weiteren Schlägen rettet. Auf dem Heimweg löst ihn Steinar von einem Strick, mit dem ihn die frommen Kirchenbesucher, so lange sie am Gottesdienst teilnehmen, an einen Stein gebunden haben. Eine Strecke des Weges gehen sie gemeinsam, natürlich geraten sie ins Gespräch über die Mormonen und deren verheißenes Land. Bevor sie sich trennen, beantwortet der Mormone auch Steinars Frage, was er denn gegeben habe, um Mormone zu werden: «Mormone wird nur der, der alles dafür gegeben hat», sagte er. «Es kommt niemand mit dem Gelobten Land zu dir. Du mußt selbst durch die Wüste gehen. Du mußt Heimat, Familie und Besitz verlassen. Das ist ein Mormone. Und wenn du zu Hause nur die Blumen hast, die man in Island Unkraut nennt, so verläßt du sie. Du führst dein junges blühendes Mädchen hinaus in die Wüste. Das ist ein Mormone. Sie trägt euer Kind auf dem Arm und drückt es an sich. Ihr geht und geht Tag und Nacht, Wochen und Monate, mit euren Sachen auf einem Handwagen. Willst du Mormone werden? Eines Tages sinkt sie vor Hunger und Durst in die Knie und ist tot. Du nimmst ihr eure kleine Tochter aus den Armen, die nicht lächeln lernte, und sie sieht dich in dieser Wüste fragend an. Mormone. Doch einem Kind wird nicht warm, wenn es sich an den Brustkasten eines Mannes schmiegt. Wenige wie ein Vater, keiner wie eine Mutter, Freund. Dann gehst du lange allein durch die Wüste mit deinem kleinen Töchterchen auf dem Arm. Bis du eines Nachts fühlst, daß auch diese kleinen Gebeine erstarrt sind. Das ist ein Mormone. Mit den Händen begräbst du sie im Sand und setzt ihr ein Kreuz aus zwei Halmen, die der Wind sogleich davonweht. Das ist ein Mormone [...]» (7. Kap. Kirchgang).

Einige Zeit später erreicht Steinar eine Einladung des Königs, und so bricht er dann auf zu der großen Reise nach Dänemark. 48 Jahre alt ist er, seine Tochter noch nicht 17, sein Sohn noch nicht konfirmiert, die ganze Familie ist stolz auf den Vater, «den fremde Könige wie in den alten Ge-

schichten zu sich luden». (9. Kap. Der Bauer geht fort; nimmt das Geheimnis mit). Als er die Reise beginnt, «standen die Verhältnisse des Bauern Steinar auf Leiten folgendermaßen: Er wohnte [...] auf seinem väterlichen Erbe, seinem eigenen Grund und Boden; [...] Er schuldete niemandem etwas, [...] besaß dreißig Mutterschafe und ein Dutzend anderer Schafe, zwei Kühe, ein einjähriges Kalb und fünf Arbeitspferde, die sich zum größten Teil selbst versorgten. Die Kuh ist in Island schon lange die Mutter der Menschen, und die Schafe bringen Geld [...].» Steinar reist in fremde Länder, zurück bleiben die Bäuerin und die Kinder auf dem Gehöft, sie verrichten die anfallenden Arbeiten, doch als der Bauer nicht zurückkommt, verfallen allmählich die Gebäude, die Hauswiese und die Mauern. Häufiger Gast ist Björn auf Leirur, der sich stets von der Tochter ins Bett bringen lässt, sie bekommt ein Kind, doch in ihrer Unschuld und Unwissenheit bestreitet sie vor dem Bezirksvorsteher und dem Pfarrer, daß Björn mit der Sache etwas zu tun habe. Ab dem 17. Kapitel (Wasser in Dänemark) begleiten wir Steinar auf seiner Reise in die große Welt: wir erleben ihn bei der Audienz beim König, dem er eine kunstvoll gefertigte Schatulle überreicht, die nur unter Befolgung eines von ihm verfaßten Gedichts geöffnet werden kann, dann aber begegnet er dem Mormonen-Bischof wieder, «der für längere Zeit das Schicksal des Bauern bestimmen sollte» (*ibid.*). Er läßt sich von dessen Worten, «daß Zion jetzt auf Erden gefunden» sei, so begeistern, daß er sich aufmacht nach Amerika, nach dem gelobten Land; nach einer langen Reise steht er dann eines Tages vor dem Haus des Bischofs und wird von den drei Frauen Didriks als Guest aufgenommen. Er lebt in der «Gottesstadt Zion» (19. Kap.) und wird mit ihrer Glaubenslehre vertraut; die Geschichten von der Wanderung durch die Wüste, die Erzählungen aus den ersten Siedlerjahren und die wohnlichen Häuser, in denen sie jetzt wohnten, bezeugten die Fügung des Herrn: «Alles, was die Menschen erwarben oder was ihnen zufiel, bewies, daß die Lehre ihren Ursprung im Weltgesetz hatte» (*ibid.*). Schließlich wird er unter dem Namen Stone P. Stanford in das Taufregister des Tempels eingetragen, seine Glaubensgenossen und -genossinnen schätzen ihn als geschickten Zimmermann und Maurer. Gewisse Schwierigkeiten hat er mit der heiligen Vielehe, gebricht es ihm doch an Mut, «die Verantwortung für den Unterhalt vieler eigener Frauen zu übernehmen, solange er an einem anderen Ort der Welt seine Schuldigkeit gegenüber einem bestimmten Haus und dessen Bewohnern [...] nicht getan habe», wie er dem Bischof brieflich mitteilt, der wieder in Island auf Missionsreise ist, zugleich aber bittet er ihn, seine Familie mit nach Amerika zu bringen (21. Kap. Guter Kaffee). Als Didrik in jene Gegend kommt,

wo einstmals Steinar mit Frau und Kindern gelebt hat, ist «das Gehöft verödet», nur mit einiger Mühe gelingt es ihm schließlich, die Mitglieder der Familie, die seit langem in alle Winde verstreut leben, auf das Schiff zu bringen, das sie nach dem Paradies auf Erden bringen soll. (23. Kap. Ein Brief Nadeln wird überreicht). Die Frau überlebt die Beschwernisse der Seereise nicht, und die Begegnung zwischen Vater und Kindern endet enttäuschend, sind sie doch einander fremd geworden.

Zu den Verpflichtungen eines guten Mormonen gehört es, nach den Ländern der Heiden aufzubrechen, um die Menschen zu lehren, das Evangelium zu umarmen; und so lesen wir im Schlußkapitel (30.) von Steinars Missionsreise in Island. Und «als der Mormone seine Botschaft verkündet, nahmen die Leute sie mit freundlicher Lässigkeit entgegen, wie es bei unseren Landsleuten in den Sagas üblich war, als sie im Jahre Tausend einen unbekannten Glauben annahmen und doch nicht annahmen, denn sie mochten nicht streiten.» Eines Tages steht er vor Leuten und «fällt aus allen Wolken, weil er hier kein Gehöft fand. Dennoch schien es ihm erst gestern gewesen zu sein,» daß er es verlassen hatte. Er betrachtet die Wiesenmauer, die in einem «chaotischen Zustand» ist, legt den Rucksack mit den Missionsbroschüren ab, zieht die Jacke aus und beginnt Steine zusammenzutragen und die Mauer ein wenig auszubessern. «Hier hatte ein Mensch eine große Arbeit zu leisten: solche Mauern brauchen in der Tat einen Menschen auf, wenn sie stehen sollen.

Ein Mann, der vorüberging, sah, daß ein Fremder an den Mauern dieses verödeten Anwesens herumwerkte.

«Wer bist du?» fragte der Wanderer.

Der andere antwortete: «Ich bin der Mann, der das Paradies wiederfand, nachdem es lange verloren war, und es seinen Kindern schenkte.»

«Was will ein solcher Mann hier?» fragte der Wanderer.

«Ich habe die Wahrheit gefunden und das Land, in dem sie wohnt,» betonte der Mauerschichter. «Das ist gewiß nicht wenig wert. Doch jetzt kommt es vor allem darauf an, diese Wiesenmauern wieder aufzurichten.» Dann fuhr der Bauer Steinar fort, als ob nichts geschehen wäre, Stein auf Stein in die alten Mauern zu fügen, bis auf Leuten an den Steinleiten die Sonne untergegangen war.»

Die Genese dieses Romans beschreibt Laxness in «The Origins of Paradise Reclaimed», ein Beitrag, den er für die amerikanische Ausgabe des Werks (1962) verfaßt. Eine isländische Version dieses Beitrags veröffentlicht er unter dem Titel «Tildrög Paradísarheimtar» in «Upphaf mannúðarstefnu» (Ursprünge des Humanismus), 1965, 235ff. Als Junge habe er, so teilt er mit, die Reisebeschreibung eines isländischen Bauern gelesen:

«Dieser Mann hatte einen Bischof von Utah von einem Land erzählen gehört, das Gott den Mormonen jenseits der Ozeane und Wüsten der Welt versprochen hatte. Bis zu dem Zeitpunkt war dieser Mann glücklich gewesen mit seinem einfachen Leben im ländlichen Frieden auf seinem kleinen Gehöft auf einem Tun, hinter dem sich steile Felswände erhoben und vor dem sich der große Ozean ausbreitete, der sich ständig an den Stränden des Südlands bricht. Nun aber war der Mann unverhofft für die unvergleichliche Idee vom verheißenen Land begeistert worden, von jenem Land, das direkt bis zum Himmel reicht. Eines Nachts, als alle schlafen, erhob er sich von seinem Bett in seinem niedrigen Gehöft, wo Löwenzahn auf dem Dach wuchs, küßte seine schlafenden Kinder, die er über alles liebte, umarmte seine Frau und war fort.»

Die Geschichte von jenem Mann, der auf Island alles aufgab und nach Utah zu den Mormonen zieht – von Laxness hier nur in knappen Strichen angedeutet –, geht zurück auf die 1878 von Eiríkur Ólafsson von Brúnir publizierte «Kleine Reiseerzählung» (*Lítill ferðasaga*), der einige Jahre später «Eine zweite kleine Reiseerzählung» (*Önnur lítil ferðasaga*, 1882) folgte: Eiríkur erzählt von seiner Begegnung mit dem dänischen König Christian IX. anlässlich der Tausendjahrfeier der Besiedlung Islands auf Thingvellir im Sommer 1874, bei der der König auch ein Islandpony von ihm kauft. Auf Einladung des Königs treffen sie einander wieder im Sommer 1876 in der Sommerresidenz Bernstorff, bei dieser Gelegenheit schenkt der Bauer dem Prinzen Valdemar einen kunstvoll gefertigten Koffer, «an Stelle eines Schlüssels gab ich dem Prinzen eine geschriebene Gebrauchsanweisung, damit er ihn öffnen und schließen konnte». In der «Zweiten kleinen Reiseerzählung» erzählt der Bauer von seiner Bekehrung zur Lehre der Mormonen nach der Lektüre der Schrift «Stimme der Warnung und der Wahrheit» (*Aðvörunar og sannleiksraust*, 1879), die sein Landsmann Pórður Diðriksson verfaßt hatte. Er läßt sich taufen, holt seine Frau und seine Tochter nach Utah, doch stirbt die Frau auf der Reise über den Ozean. Bei der Missionsreise nach Island wird Eiríkur bei der Verkündigung arg mitgespielt; schließlich verläßt er die Gemeinschaft der Mormonen aus Glaubens- und Kultgründen: «Ich kam aus freiem Willen zu ihnen und ging von ihnen im selben Geist, als ich ihre Verirrung erkannte»; er starb im Jahr 1900.

Selbst diese stark geraffte und unzulässig vereinfachende Zusammenfassung der Reiseerzählungen des Bauern läßt erkennen, daß Laxness für seinen Roman darin wesentliche Elemente finden konnte. Eiríkurs Erzählungen kommen Laxness in den Sinn, als er im Herbst 1927 bei seinem Amerika-Aufenthalt in der Mormonen-Metropole Salt Lake City den

berühmten Tempel und den Tabernakel besucht, konnte er doch nun vor Ort die Pilgerreise des Bauern nach dem verheißenen Land mit der Wirklichkeit vergleichen. Doch sollen weitere 30 Jahre dahingehen, bis er das Thema des Romans in den Griff bekommt, sollte dieser doch nicht vom Schicksal eines Bauern, sondern vom «verheißenen Land» handeln.

«Um die Wahrheit zu sagen, so glaube ich, um ein Buch über das verheiße Land zu schreiben, muß man dies Land selbst gesucht und auch gefunden haben. Man muß zumindest aus seinem eigenen Leben all die Gelegenheiten kennen, die mit solch einem Gedanken im Zusammenhang stehen; man muß sich einmal selbst auf eine Pilgerreise begeben haben, selbst Meere in Kajütenplätzen gekreuzt haben, die besser für das Vieh geeignet waren, zu Fuß große Wüsten durchwandert haben, ständig mit sich selbst im Inneren und mit den Dingen um einen herum gekämpft haben, für Jahre, um sich das Land anzueignen. Am Anfang einer Reise bezeugt der Pilger in jugendlicher Begeisterung den Herrn und preist ihn bereitwillig. Aber er muß selbst den Weg finden. Er tastet sich voran durch einen Urwald von Ideen, die in dicken Büchern nicht beschrieben werden können [...].

Und dann geschieht es zu guter Letzt, daß sich der Reisende auf einem kleinen Tun befindet, auf dem noch Reste eines alten Gehöfts stehen, und er erkennt es allmählich als das wieder, was er früher einmal verlassen hat. Es ist wohl nicht das Tun am Fuß des Gebirges, von dem er einst in die Welt hinauszog? Es sieht ganz danach aus; und dennoch ist es nicht so. Ein weiser Mann hat gesagt, daß der, der fortzieht, nie wieder zurückkommt. Und zwar deshalb, weil er ein anderer geworden ist, als der, der er war, als er reiste: *partir est toujours un peu mourir*. Und zwischen dem Tun, von dem er auszog, und dem Tun, zu dem er zurückkehrte, liegen nicht nur Königreiche und Ozeane und Wüsten der Welt, sondern auch das verheiße Land».

Im Winter 1959/60 legt Laxness in der Schweiz letzte Hand an das Manuskript zum «Wiedergefundenen Paradies», dessen Form nach einem erneuten Besuch von Salt Lake City allmählich Gestalt annimmt. Utahs Hauptstadt war die erste Station auf einer Weltreise in den Jahren 1957/58 gewesen, die den nunmehr weltberühmten Nobelpreisträger noch nach Japan, China, Indien und Ägypten führen sollte. Das Wiedersehen mit dem Tempel und dem Tabernakel in der Mormonenstadt ruft die erste Begegnung mit diesem Ort vor drei Jahrzehnten ins Gedächtnis zurück, läßt ihn an die Reiseerzählungen des Bauern Eiríkur denken. Wie jener Reisende aus dem 19. Jh. hat nun auch Laxness seine Pilgerreise hinter sich, seine Suche nach dem verheißenen Land, das er für viele Jahre im Sozialismus

der Sowjetunion, im Paradies der Werktätigen verwirklicht wähnte. Doch nun steht er da mit leeren Händen – das Leben hat für ihn das zentrale Thema des Romans reif gemacht: die Suche nach der Wahrheit.

Steinars Reise nach dem verheißenen Land wird in einer einfachen Sprache erzählt, der «unbefähigte Wissenschaftler, der hier und jetzt die Feder führt» und dieses «wertlose Büchlein» schreibt – so der Er-Erzähler im Schlußkapitel –, verbindet die Kapitel und Passagen seiner Geschichte durch sprachliche Wendungen, die wir aus den Sagas kennen: «Jetzt ist davon zu berichten» (10. und 23. Kap.), «Hier nehmen wir den Faden unserer Geschichte wieder auf» (2. Kap.), «Habe ich schon geschrieben [...]» (17. Kap.).

Steinars Weg um die halbe Welt nach dem Paradies macht aber nur die zweite Hälfte des Buches aus, die Kapitel 17 bis 30; die erste Hälfte (Kapitel 1 bis 16) spielt in Island: Da erstehen Gehöft und Hauswiese vor unseren Augen: «Des Morgens und des Abends waren die Hauswiesen so grün, daß sie rot waren, und am Tage war die Ferne so klar, daß sie grün war [...]. Draußen vom Meer, über Sandwüsten und Wiesenmoore, tausend Jahre – dasselbe Brausen» heißt es in dem Kapitel «Roß der Lüfte und des Wassers», das den Band eröffnet. Nicht nur für die kleinen Kinder des Bauern ist dies ein Paradies, tummelt sich doch darin sogar ein «Wunschkopf». Wir werden Zeuge von Steinars stolzem Auftritt vor dem König auf Thingvellir, schauen ihm zu bei der Herstellung der Schatulle, die überall Staunen und Bewunderung erregt, hören von seiner Abreise nach Kopenhagen. Erstaunlich breit geht dann der Erzähler auf das Geschick der Tochter Steina ein, insbesondere auf ihre Unwissenheit in sexuellen Dingen. Die Frau des Bauern und der Sohn bleiben dagegen ein wenig am Rand, und auch auf der Reise nach Amerika treten sie kaum in Erscheinung. Das Interesse des Erzählers gilt ausschließlich Steina und einigen mitfahrenden Männern, die sich um das unschuldige Mädchen kümmern. In Amerika nimmt sie dann Didrik als seine vierte Frau: er siegelt sie sich an für alle Ewigkeit.

Davon lesen wir in der zweiten Hälfte des Buches (Kap. 24 bis 27), das ansonsten von Steinars Leben in der Gottesstadt Zion und seinen Erfahrungen mit den Mormonen berichtet; er hört vom Zug in das verheiße Land, von den frühen schwierigen Jahren und sieht mit eigenen Augen ihren jetzigen Wohlstand: «Die Kirche hatte das Recht, Grundstücke zu vergeben; sie besaß außer der Wüste Gebirge und Hochweiden, auf denen das Vieh sich frei bewegte; sie hatte auch angefangen, mit den Heiden in der Erzverarbeitung zu konkurrieren; und sie besaß das Wasser, das aus verborgenen Adern des Gebirges auf die Äcker geleitet wurde. Jede Ord-

nung, die von der Kirchenordnung vorgeschrieben wurde, wie auch jede Änderung, die von ihr vorgenommen wurde, bezeugte sowohl verändert wie unverändert die Fügung des Herrn und das, was man korrekte Denkweise nannte. Alles, was die Menschen erwarben oder was ihnen zufiel, bewies, daß die Lehre ihren Ursprung im Weltgesetz hatte. Neue Schuhe und ein neuer Hut waren Anlaß, die Kirche der Heiligen der letzten Tage und die Weisungen der großen Führer zu loben [...]. Wer außer Grafen und Baronen kann von solchen Kostbarkeiten träumen in dem Teil der Welt, wo nicht die korrekte Denkweise herrscht?» (19. Kap. Gottesstadt Zion). Hört man genau hin, so sind bei aller Anerkennung und allem Respekt vor dieser Lehre, die ihren Ursprung im Weltgesetz hat, die Kritik an der «korrekten Denkweise» und den «großen Führern» der Kirche der Heiligen der Letzten Tage nicht zu überhören. Deutlicher wird der Erzähler in dem Kapitel «Polygamie oder Tod», wenn er Frauen auf einem Meeting gegen die Vorwürfe «heidnischer Frauen» sagen läßt: «Keiner Macht auf Erden wird es gelingen, uns daran zu hindern, dem heiligen Gebot Gottes zu folgen, sowohl in der Polygamie wie in anderen Dingen, die uns Gott offenbart hat: Polygamie solange wir leben! sagen wir heiligen Frauen der letzten Tage; Polygamie oder Tod!» Und dann kann er sich einfach nicht enthalten, ironisch lächelnd zu kommentieren: «Diese auserlesenen Frauen strahlten vor Idealismus und rechten Anschauungen und hatten heitere Unschuldsmienen, wie sie am schönsten bei Nonnen vorkommen.»

Die Folgen solch religiösen Fundamentalismus bleiben Steinar gewiß nicht verborgen, besonders als er entdecken muß – bei seiner Missionsreise in Island –, daß seine Landsleute weitaus toleranter in religiösen Dingen sind als die Angehörigen jener Kirche, die sich der «korrekten Denkweise» verschrieben haben. (Hier sei angemerkt, daß Laxness das Wort «korrekt» (isländisch: kórrétt) verwendet, wenn er die richtige Denkweise der kommunistischen Partei in der Sowjetunion beschreibt, vgl. «Zeit zu schreiben»). Steinars Suche nach der Wahrheit läßt ihn so nicht gänzlich überraschend eines Tages vor den Trümmern seines Gehöftes stehen: «Ich habe die Wahrheit gefunden und das Land, in dem sie wohnt» – das ist mehr als die Resignation des Alters, das ist das Resultat persönlicher Erfahrungen des Autors, der für Jahrzehnte leidenschaftlich das verheiße Land propagierte, das er im Sozialismus der Sowjetunion angebrochen wähnte, den das Leben aber gelehrt hatte, daß er einer Illusion aufgesessen war.

Diese Deutung des Romans bestätigen einige Artikel, geschrieben während der Arbeit am «Wiedergefundenen Paradies», in denen Laxness die Mormonen mit den chinesischen Kommunisten gleichsetzt: beide glauben

sie, die Wahrheit und ihre Sache seien eine Sache, auf goldenen Tafeln festgehalten, nichts kann sie von ihrem Glauben abbringen, daß sie das verheiße Land erreichen.

Von der Suche nach dem verheißenen Land und nach der Wahrheit handelt die Erzählung von Steinar, dem isländischen Bauern, der nächste Roman des Autors kommt – zumindest auf den ersten Blick – nüchtern und mit weniger hoch gesteckten Zielen daher, gibt er sich doch als ein nichts als Tatsachen enthaltender Bericht über das Leben und die Amtsführung eines Gemeindepfarrers am Fuß eines Gletschers. «Seelsorge am Gletscher», so der Titel der deutschen Übersetzung (1974) des 1968 erschienenen Romans «Kristnihald undir Jökli», zeigt uns einen jungen Theologen – er hat gerade sein Examen hinter sich –, der vom Bischof von Island gebeten wird, nach dem Westen des Landes zu reisen, «zu diesem Gletscher», «diesem weltberühmten Berg», dem Snaefellsjökull, um dort «die größte Untersuchung seit den Tagen Jules Vernes vorzunehmen» (1. Kap. Der Bischof will jemand schicken). Für drei Tage soll er sich dort aufzuhalten und die Pflege oder Einhaltung des Christentums, so etwa könnte man den Titel des Buchs im Deutschen wiedergeben, untersuchen. Warum setzt der Gemeindepfarrer, Sira Jon Primus, die Kirche nicht instand? Warum hält er keine Gottesdienste ab? Läßt er die Kinder nicht taufen und die Toten nicht beerdigen, wie erzählt wird? Warum holt er seit zwanzig Jahren sein Pfarrergehalt nicht ab? So wenig wie möglich solle er sagen oder tun, ersucht ihn der Bischof, alles, was er zu tun habe, sei, einen Bericht zu liefern: «Wir bitten um einen Bericht, das ist alles. Egal, was für irrite Ansichten und Märchen die Leute vorbringen. Sie sollen nicht bekehren. Nichts und niemand reformieren. Ihnen gestatten zu sprechen, nicht dagegen reden. Und wenn sie schweigen, worüber schweigen sie? Notieren, was nichtig ist, ich umreiße das alles in der schriftlichen Vollmacht. Den Rahmen nicht selbst erweitern. Sachlich schreiben. Wir wollen nichts Amüsantes vom Westland hören, wir lachen hier in Reykjavík auf unsere eigenen Kosten. Soviel wie möglich in der dritten Person schreiben. Akademisch, ja, aber in Maßen. Vom Tonband lernen.» Und weiter: «Ich bitte um Tatsachen. Das übrige ist meine Sache [...]. Uns ist ganz gleich, was Sie davon halten. Wir fragen, was Sie sehen und hören, nicht, was Sie davon halten [...]. Nichts überprüfen. Wenn die Leute lügen, nun denn. Wenn sie irgendeinem Irrglauben anhängen, dann um so besser! Vergessen Sie nicht, daß es nur wenige gibt, die ein wenig die Wahrheit sagen; keinen, der viel, geschweige denn einen, der die reine Wahrheit sagt. Gesprochene Worte sind Tatsachen für sich, seien sie nun wahr oder gelogen. Wenn Menschen sprechen, dann enthüllen sie sich selbst,

ob sie nun lügen oder die Wahrheit sagen.» (2. Kap. Vertreter des Bischofs – abgekürzt Vebi).

So fährt denn der Vertreter des Bischofs, im Bericht taucht er in abgekürzter Form als Vebi auf, zum Ort seiner Untersuchung: am Abend des 11. Mai trifft er am Gletscher ein, dichter Nebel verhüllt den Berg, doch führt ihn ein Weg zum Pfarrsitz. Empfangen wird er von der Wirtschafteinrin, Fräulein Stößeldora, diese wortkarge Frau traktiert ihn gegen Mitternacht mit Unmengen von Gebäck, Kuchen und Kaffee, doch seine Fragen nach nennenswerten Neuigkeiten in der Gegend bringen nicht viel, anhören muß er sich ihre Erzählung über die geheimnisvolle Begegnung mit einem braunen Widder mit künstlich gerichteten Hörnern in den Gletscherhügeln, wo es doch in der Gegend keine braunen Widder gibt, wie alle wissen. Als junges Ding ist ihr dies widerfahren – absonderlich-seltsam wie dieser «Elfenwidder» dem jungen Mädchen wird auch Vebi in den nächsten Tagen manches vorkommen, was er am Gletscher hört und sieht. Nur wenig Schlaf bekommt er – eine Schmeißfliege stört ihn und läßt ihn darüber nachdenken, ob es «ethisch gerechtfertigt» sei, Fliegen zu töten –; bevor er sich am Morgen aufmacht, die Kirche zu inspizieren: «Vorläufig möchte ich nur hervorheben, daß die Kirche aus Holz ist und ursprünglich mit Wellblech verkleidet war; davon ist jedoch nur noch das eine oder andere Stück übriggeblieben. Ich notiere ebenfalls vorläufig, daß die Kirche nicht recht geeignet scheint, die Gemeinde anzuziehen. Kistenbretter in den Fenstern; die Außentür fest zugenagelt». (7. Kap. Zwei Häuser). Dann macht er sich auf zum zwei oder drei Kilometer entfernt liegenden Gehöft des Kirchenvorstechers Tumi Jonsen und verhört ihn über den Zustand der Gemeinde und etwaige Vernachlässigung der Amtspflichten durch den Pfarrer; Klagen bringt dieser nicht vor, er lobt den Pfarrer sogar, sei er doch der einzige Mensch, der Pferde ordentlich beschlagen und elektrische Geräte – früher Primuskocher – reparieren könne, auch gefalle ihnen seine Lehre und Verkündigung: «Sira Jon hat früher wenig verkündet, und jetzt verkündet er noch weniger. Zum Glück, würde manch einer sagen». (8. Kap. Kirchenvorsteher im Verhör). Noch weniger entlockt Vebi der Frau des Kirchenvorstechers, als Quatsch bezeichnet sie es, wenn erzählt werde, vor einigen Jahren sei ein sonderbarer Kasten auf den Gletscher geschafft worden; was Sira Jon für ein Mensch sei, dürften die Pferde und die Schneemann am besten wissen, folgten diese Tiere und auch die Raben ihm doch in Scharen (9. Kap. Frauen bringen Seife). Sagen von «Rüstigen Frauen am Gletscher» (10. Kap.) muß er sich anhören, und seine Frage, ob Sira Jon Primus in frühen Jahren geheiratet habe und ihm die Frau fortgelaufen sei, tut Tumi Jonsen mit weitschweifigen Erzählungen

über eine englische Ursula oder Ursa ab – «alles in allem dürfte es schwerfallen, manche Dinge hier am Gletscher zu begreifen, wenn man kein Frauenkenner ist», ist Tumi Jonsens Fazit. Und so notiert sich Vebi als erstes Ergebnis seiner Untersuchung am Gletscher: «Ein kleiner Stundengeber aus der Hauptstadt fährt keine Schnellstraße an dem Tag, an dem er sich auf die Spuren jenes Sonderlings Otto Lidenbrock wiederfindet, der vor Jahren hier dem Isländer Arni Saknussemm nachspürte. Professor Lidenbrock verfolgte die Spur dieses Philosophen und Goldmachers durch den Krater auf dem Snaefellsjöletscher bis hinunter zum Mittelpunkt der Erde; dort fand er den Dolch Saknussemms im Sand. Soweit ich mich erinnere, kam Professor Lidenbrock durch den Stromboli wieder heraus. Vielleicht muß der kleine Stundengeber, der hier schreibt, auch noch zum Mittelpunkt der Erde vordringen, ehe das Christenleben am Gletscher erforscht ist. Aber wo werde ich herauskommen?» (11. Kap. Das Kapitel von Ursalei).

Der Hinweis auf Jules Vernes Romanhelden erfolgt nicht von ungefähr, trifft Vebi doch Jon Primus in einer ähnlichen Situation an wie am 18. Juni 1857 Professor Doktor Otto Lidenbrock den Pfarrer am Gletscher: «Der Hufschmied war von der gleichen Art wie sein Vorgänger und beschlug das Pferd zu Ende, ehe er Gäste begrüßte» (12. Kap. Hufschmiede). Er muß das Pferd halten, bis es beschlagen ist, dann erst berichtet er über sein «Verantwortungsvolles Amt» (13. Kap.) – «Kaum jemand macht sich einen Begriff davon, welche Verantwortung einem auferlegt ist, der sich um die Pflege des Christentums am Gletscher kümmern soll» –, als Resultat der «Bestandsaufnahme von der Pfarrkirche am Gletscher» (14. Kap.) hält Vebi schließlich fest: die Seelsorge ist nahezu auf dem Nullpunkt, kirchliche Amtshandlungen werden nur wenige im Sprengel versehen, die Kirche ist in einem beklagenswerten Zustand, auch sind viele Gegenstände fortgekommen. Eine weitere Befragung des Pfarrers über seine Einstellung zur christlichen Lehre werde wenig bringen, resümiert er, in den Augen der Menschen am Gletscher führe er ein makelloses Leben, sie sind sehr zufrieden mit ihm, was immer er auch von der Theologie halte; ja, sie lieben und verehren ihn, sie finden Vergnügen daran, «daß Sira Jon Scharen von freigehenden Pferden, von Schneemannern und sogar Raben folgen, [...] denn er deckt diesen Geschöpfen den Tisch» (20. Kap. Vorläufige Zusammenfassung). Er sieht keinen Grund, länger am Gletscher zu bleiben, und beschließt, am folgenden Vormittag abzureisen, er hält seine Aufgabe als «unparteiischer Berichterstatter über die Einhaltung des christlichen Lebens am Gletscher» für erledigt, Nachforschungen nach Toten auf dem Gletscher gehören nicht zu seinem Auftrag, auch nicht die

Beobachtung von «drei Hirten aus fernen Landen» (23. Kap. Hirten), die am Gletscher eingetroffen sind. Saknussemm II, der Blumenträger Epimenides und Schiwa, der Lautenschläger, bezeichnen sich als Anhänger von Lord Maitreya, als Jünger des «großen Meisters». Dieser hat vor zwei Jahren einen Kasten auf den Gletscher transportieren lassen, der nun heruntergeholt und geöffnet werden soll, um dem darin aufbewahrten Körper zu neuem Leben zu verhelfen.

Dann tritt Professor Godman Syngmann auf, alias Gudmundur Sig mundsson, ein alter Freund des Pfarrers, der ihm vor 35 Jahren seine Frau entführt hat; doch als er sich nach Ua erkundigt, bekommt er zu hören, sie sei schon einige Jahre tot, und er habe sie in einen Lachs verwandelt: «wir leiten Leben aus einem Körper in den anderen: Biotelekinesis» (26. Kap. Verbindung mit den Spiralnebeln (Intergalactic Communication)). Er und seine drei Untermeister seien zu dem Zweck an den Nordpol gekommen, um «eine hohe Wiedergeborene, die im Schlaf schließt, von den Toten zu erwecken». Nicht nur dies hält Vebis Tonbandgerät fest, es nimmt noch mehr auf: Syngmann ist Verfasser einer Offenbarung in sechs Bänden, er befaßt sich mit Epagogik und Astrobiologie, die erstere liefere Argumente, «um dem Schöpfer zu beweisen, daß das Leben ein gänzlich bedeutungsloser Schwindel ist, wenn es nicht ewig währt.» Das Tonband hält aber auch Jon Primus' Reaktion fest: «Entschuldige, daß der armselige Pfarrer Jon Primus kein Stück von dem begreift, was du da sagst [...]. Ich habe nur eine Theorie, lieber Mundi [...]. Ich habe die Theorie, daß Wasser gut ist.» Am Morgen nach dem Disput zwischen Jon und Doktor Syngmann – er umfaßt das längste Kapitel und steht etwa in der Mitte des Buches – wird der «große Meister» tot auf dem Sofa sitzend gefunden. Der Bestattung des Mannes muß Vebi auf Bitten des Kirchenministeriums – zur Kontrolle des Vorgangs – beiwohnen, und so wird er Zeuge eines eindrucksvollen Trauergeschehens, wenn es auch nur wenige Personen zählt. Die Predigt hält Jon Primus über das Bibelwort: «Denn keiner unser lebt sich selber und keiner stirbt sich selber. Denn leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.» (33. Kap. Trauernde und ihr Trost). Er schließt sie mit den Worten: «Eines ist gewiß, wir brauchen nichts zu befürchten, hochverehrte Trauergäste, denn ob wir leben oder sterben, wir haben denselben Gott wie die Mohammedaner in der Wüste, und von ihm sagte der selige Sira Jens auf Setberg: ‹Allah ist groß.›»

Dann ist Vebi, wenn auch nicht geladen, Zeuge bei der Auferweckung des Körpers in dem Kasten, und urplötzlich steht eine Frau «unter uns [...] reichlich mittleren Alters» – ein Wunder? –, die Männer kommen schließ-

lich zu sich und öffnen den Kasten: «Als der Deckel abgenommen war, glitzerte der Inhalt des Behälters in diesem Licht [...]. Es war eine Eisstange [...]. Sie drehten den Kasten um und ließen den Inhalt vorsichtig auf den Boden gleiten. Jetzt konnte man durch das tauende Eisstück hindurchsehen, und man sah deutlich, daß in diesem langen, glänzenden, durchsichtigen Quader ein außergewöhnlich schöner Lachs eingebettet war.» (37. Kap. Weiterhin die Veranda; Nacht).

Die Wiedererweckung – wessen? – ist vollzogen, auf der Veranda des Bungalows neben der Kirche, wo all dies geschieht, liegt ein Lachs; die Beteiligten – die drei «Jünglinge» mit einer von der Frau ausgestellten Quitzung über den Empfang eines Fisches – machen sich davon, zurück bleiben Vebi und die Frau: Gudrun Sämundsdottir von Untertrifthütte (Nedrakot) ist ihr Name, genannt Ua, sie ist die Pfarrersfrau, die 35 Jahre fort gewesen, rechtgläubig römisch-katholisch, christlich verheiratet und nie geschieden; als Siebzehnjährige ist sie Syngmann in die Welt gefolgt, dieser hat sie als seine Alleinerbin eingesetzt, hat sie auf eine Nonnenschule nach Paris geschickt, später ist sie Nonne gewesen und Leiterin eines Vergnügungsetablissements in Buenos Aires, in Nordamerika hat sie Kinder verloren durch Unglücksfälle – Vebi kommt aus dem Staunen nicht heraus. Unverhofft aber bedeutet sie dem 25jährigen jungen Mann: «Ich bin zweiundfünfzig. Fünfundzwanzig und zweiundfünfzig: das ist der selbe Altersunterschied wie zwischen San Juan de la Cruz und Santa Teresa, als sie sich zum ersten Male begegneten». Verständnislos fragt er zurück: «Und was wurde aus ihnen?» (39. Kap. Hier wird über G. Syngmannsdottir berichtet).

«San Juan de la Cruz» begrüßt sie ihn am anderen Morgen und gibt ihm, während sie sich zurechtmacht, ein kleines Büchlein, «die Gedichte des heiligen Johannes vom Kreuz in Spanisch» –, und er liest das Gedicht «In dunkler Nacht», in dem erzählt wird, «wie die Seele nachts ausgeht, um Gott zu begegnen» (42. Kap. Gedichte des heiligen Johannes vom Kreuz u.a.). Ganz in Bann geschlagen – «mir genügt, daß ich Sie gefunden habe. Ich folge Ihnen schweigend.» (Kap. 43. Labiles Gleichgewicht usw.) – von dieser Frau, ist er bereit, ihr bis ans Ende der Welt zu folgen. Unterwegs in der Luxuslimousine auf der Schotterstraße staunt er über sich selbst: «Was trieb einen unbedeutenden jungen Mann mit einem Seesack in den Wagen einer solchen Frau? Was für ein sonderbares Gewebe von Ereignissen war es, in das ich plötzlich verwoben war?» Und so endet dies Kapitel, das 44., überschrieben «Fort», mit den ihm durch den Kopf schießenden Gedanken: «Wer bin ich, daß mir der Zauber zuteil wurde, der Gestalt zu begegnen, nach der Goethe vergeblich gesucht hat – der Frauengestalt

der Ewigkeit? Hatte jetzt die Allmacht wieder einmal einen Mann erkannt, der so erbarmungswürdig ist wie die Schneeammer im Harsch, und ihm ein Geheimnis offenbart? Die größten Frauen der Welt sprechen alle mit einem Mund zu mir: die Jungfrau Maria mit dem Jesusknaben auf den Knien; das Goldene Zeitalter der Griechen mit dem Waschfrauendutt und die Venus von Willendorf, unbeschädigt und blank, mit vom Haar verhüllten Gesicht und bloßen Lenden; die in eine Hündin verwandelte Göttin des Mythos; die unberührte Hure der Romantik; die Schicksalsfrau Ibsens; die trauernde Mutter aus der Theologie – doch vor allem die Äbtissin seligen Angedenkens, die heilige Teresa von Spanien auf der Suche nach einem neuen heiligen Johannes vom Kreuz.»

Der Nebel kommt über sie, es wird dunkel, eine wahre Nebelhölle, auf einem Seitenweg geraten sie in ein Sumpfloch, müssen den Wagen verlassen und waten durch den Morast, bis sie im Nebel ein Gehöft erkennen: «Hier bin ich zuhause», sagt sie und verschwindet im Haus. Steif geworden in der Nacht, im Regen, ruft er nach einer Weile schließlich: «Wo bist du?» Keine Antwort, und so flüstert er in den Nebel hinaus: «Wo bin ich?» Dann ruft er aus Leibeskräften: «Ua!» – Doch nichts als Gelächter antwortet aus dem Haus. «Ihr Vertreter schlich sich noch während dieses Gelächters mit seinem Seesack davon, zu steif, um sich die Schuhe zuzubinden. Ich hatte ein wenig Angst. Als ich aus dem Blickfeld des Hauses heraus war, nahm ich die Beine in die Hand, so daß die Schnürsenkel um die Knöchel schlügen, und lief, was ich konnte, denselben Weg zurück, den ich gekommen war. Ich hoffte, die Straße wiederzufinden.»

So schließt das letzte (45.) Kapitel des Buches, «Nach Hause» übergeschrieben.

«Kristnihald undir Jökli» lautet der isländische Originaltitel, in der deutschen Übersetzung von 1974 wird dies mit «Seelsorge am Gletscher» wiedergegeben. Kristnihald, ein nicht eben häufig gebrauchtes Wort im Isländischen, heißt im Deutschen soviel wie «Einhaltung, Pflege des Christentums» (Fritzner, Ordbog over Det gamle norske Sprog, Bd. II, Oslo 1954, 346, spricht von «Iagtagelse af Kristendommens Forskrifter»; Cleasby, An Icelandic-English Dictionary, Oxford 1957, von «keeping christianity»). Kristnihald undir Jökli gibt der Übersetzer im Text entsprechend wieder: Kap. 11 und 13 lesen wir «Christenleben am Gletscher», Kap. 22 «christliches Leben am Gletscher», Kap. 28 «Wenn man über die Pflege des Christentums am Gletscher berichtet», Kap. 34 «Pflege des Christentums», Kap. 44 «Einhaltung des Christentums am Gletscher», von Seelsorge («Undir sálusorgun») redet er im Kap. 13. Warum der Übersetzer – Bruno Kress – nicht «Christenleben am Gletscher» auf das

Titelblatt setzt, bleibt sein Geheimnis. Die dänische Übersetzung von 1969 bleibt mit «Kristenliv ved jøkelen» dem Original näher, und ein Titel wie «Christenleben am Gletscher» oder «Christsein am Gletscher» hätte Laxness' Intentionen wohl eher entsprochen – wählt er doch seine Romantitel stets mit einer ganz bestimmten Absicht. Gänzlich irreführend aber ist der Titel «Am Gletscher», den die Werk-Ausgabe des Steidl-Verlags 1989 wählte, wahrscheinlich aus rein kommerziellen Erwägungen, führt doch eine Fernsehverfilmung des Romans diesen Titel.

An den Schluß seines Romans setzt Laxness – wie bei ihm üblich – Daten, die über Beginn und Ende der Niederschrift des Manuskripts informieren: März 1967 – Juli 1968. In dieser Zeit, im Juli 1967, schreibt er auch ein Nachwort für die 2. Auflage seines ersten größeren Prosawerks «Undir Helgahnúk» (Am heiligen Berg), das er 1924 veröffentlichte (vgl. S. 8 ff.). Undir Helgahnúk und undir Jökli: in beiden Fällen wird die Präposition *undir* mit einem Dativ des Ortes verbunden; liegt der Gedanke nicht nahe, daß der frühere Buchtitel – bewußt oder unbewußt – zur Wahl des neuen Titels beigetragen hat? Ist doch von einem hohen und mächtigen Berg in beiden Büchern die Rede, von einem weißen und ruhigen Gletscher.

Ein halbes Jahrhundert liegt zwischen den beiden Büchern, Laxness schreibt mit vollem Recht in seinem Nachwort «Seitdem ist mehr als eine Generation dahingegangen», und dennoch fallen neben der frappierenden Ähnlichkeit der Buchtitel noch weitere Gemeinsamkeiten ins Auge. Als der zwanzigjährige Laxness im Winter 1922/23 in dem Benediktinerkloster Saint Maurice de Clervaux in Luxemburg das Manuskript zu «Undir Helgahnúk» schreibt, zählt zu den von ihm hochgeschätzten französischen Autoren auch Henri Bordeaux (1870–1963), von dessen Arbeiten insbesondere «La peur de vivre» (1902) einen nachhaltigen Eindruck hinterließ, findet der junge Halldór Laxness doch bei diesem Schriftsteller jene genaue und einfühlsame Landschaftsbeschreibung und jene Gestaltung subtiler seelischer Vorgänge, um die es ihm bei der Niederschrift seines Werkes geht.

Wiederum ist es ein französischer Autor – dieses Mal Jules Verne –, bei dem der inzwischen weltberühmte Romancier das Modell – soweit es das Äußere betrifft – für die männliche Hauptfigur in «Seelsorge am Gletscher» vorskizziert findet. Ähnelt doch der Pfarrer Jon Primus in manchen Zügen jenem Geistlichen, dem Professor Otto Lidenbrock und seine Begleiter in «Voyage au centre de la terre» (1864, Reise zum Mittelpunkt der Erde, dt. 1876) am Fuße des Snaefellsjökull, dem Ausgangspunkt ihres kühnen und abenteuerlichen Unternehmens, gegenüberstehen. Gleich

Lidenbrock sieht sich auch der Vertreter des Bischofs in Laxness' Roman mit einem Mann konfrontiert, der sich auf das Schmiedehandwerk versteht und der sich beim Hufbeschlag nicht durch Fragen ablenken läßt. Jules Vernes garstiges und vor Schmutz starrendes weibliches Wesen hingegen nimmt bei Laxness in der Gestalt des Fräulein Stößeldora ein wenig freundlichere Züge an, wenngleich sich die Gastfreundschaft dieses vierschrötigen und derben Frauenzimmers als recht eigenartig erweisen soll. Schließlich läßt der Autor im Verlauf der absonderlichen Vorgänge am Fuß des Gletschers auch noch Sakanussem II auftreten, einen Nachfahren von Jules Vernes Alchimisten Sacknussem, dessen geheimnisvolle «Runeninschrift» Professor Lidenbrock nach Island und zum Snæfellsjökull aufbrechen ließ.

Mit einem gewissen Recht mag eingewendet werden, die bislang aufgezeigten Parallelen blieben doch zu sehr an der Oberfläche und wirkten zu sehr herbegeholt, um eine Ähnlichkeit oder gar Gemeinsames zwischen den Arbeiten des zwanzigjährigen und des 65jährigen Halldór Laxness herauszustellen. Um so mehr fällt bei einem Vergleich ins Gewicht, daß «Am heiligen Berg» und «Seelsorge am Gletscher» auch ähnliche Themen aufgreifen. Beide Prosawerke stellen die uralte und doch ewig junge Frage in das Zentrum: Was ist der Sinn der menschlichen Existenz? Legt der Autor in dem frühen Buch die Antwort beziehungsweise den Versuch einer Antwort in den Mund eines jungen und unreifen Menschen, der sich anschickt, die Welt zu erobern, so läßt er in dem 44 Jahre später veröffentlichten Buch einen Mann und eine Frau, die beide diese Welt zutiefst er- und durchlebt haben, Antworten formulieren.

Jon Primus und Gudrun Sämundsdottir, genannt Ua, ein Zweifundsechzigjähriger und seine um zehn Jahre jüngere Frau; ein Pfarrer einer Gemeinde, seit 35 Jahren am Fuß eines Gletschers im westlichen Island, und eine in vielen Teilen der Welt umgetriebene Frau – ohne Zweifel sind sie die zentralen Figuren in dem von der kirchlichen Behörde geforderten Bericht und in dem Roman, der als ein Stück Dokumentarprosa daherkommt. Dies gewiß nicht von ungefähr, steht doch zu der Zeit, da Laxness den Roman schreibt, der sogenannte Reportage- oder Dokumentarroman in Skandinavien hoch im Kurs: Per Olov Enquists «Legionärerna», 1968 (Die Ausgelieferten, dt. 1969), Per Olof Sundmans «Ingenör Andrées luftfärd», 1967 (Ingenieur Andrées Luftfahrt, dt. 1969) und Sara Lidmans «Samtal i Hanoi», 1966 (Gespräch in Hanoi, dt. 1967) seien stellvertretend für viele genannt.

Neben Jon Primus und Ua treten in diesem Roman in jenen zehn Tagen – die Handlung erstreckt sich vom 11.-21. Mai –, da sich der Vertreter des

Bischofs in der Gemeinde umsieht und umhört und seine stenographischen Aufzeichnungen niederkritzelt und das Tonband laufen läßt, weitere Figuren auf, doch kommen sie alle – bis auf zwei, von denen noch die Rede sein wird – nicht über Statistenrollen hinaus.

Der Bischof von Island ist nur in den beiden ersten Kapiteln gegenwärtig, nach seinem im Plauderton geführten Gespräch mit dem jungen Theologen verschwindet er, wenngleich er für den Berichterstatter in Gedanken stets präsent ist. Der Kirchenvorsteher Tumi Jonsen trägt nicht viel zum Bericht bei, und das Gleiche läßt sich von dem Gemeindevorsteher, dem Bauern Helgi auf Torfwalstätten, dem Langenseer, sagen; nichts als farbige Tupfer im Bericht sind der Zwölftonnenfahrer und Dichter Jodinus Alfberg, die drei Laboranten des «Großen Meisters» – in Uas Augen nichts als «arme Jämmerlinge» –, der Butler und die schwarzgekleideten Männer des Trauergesetzes. Skurrile Figuren, die sich in den nüchtern-sachlichen Angaben des Berichts eigenartig und grotesk ausnehmen.

Und die Frauen? Sie bleiben mehr oder weniger am Rand, sie haben ihren Auftritt und verschwinden, ohne viel zur Handlung beizutragen. Dies gilt für Frl. Stößeldora, diese «ehrbare, doch wortkarge Frau» (Kap. 5), die für Gebäck, Kriegstorten und Kaffee zuständig ist und für die Geschichte vom Elfenwidder, mehr noch gilt es für Tumi Jonsens Frau und Fina Jonsen, die Stieftochter, sie rücken mit Kübeln, Schrubbern und Seife an, reinigen die Zimmer, erzählen von jenem Angler, der den gefangenen Lachs verlor und am Abend wiederfand, ergänzen Tumis Bericht über die rüstigen Frauen am Gletscher und die englische Ursula oder Ursa, wie die Leute die Ursalei am Gletscher nannten (11. Kap.). Ihr Geschwätz verwirrt den Berichterstatter nicht weniger als die Leserin oder den Leser des Romans – doch ist es eine vergnügliche Lektüre allemal.

Ein eigenes Profil gewinnen neben den beiden Hauptfiguren nur noch Prof. Dr. Godman Syngmann, alias Guðmundur Sigmundsson und – wenn auch nicht so klar umrissen – der Berichterstatter, Vebi, der Vertreter des Bischofs. Syngmann ist der Gründer einer neuen Religion, Vebi ein frisch examinerter lutherischer Theologe, kein «großer Glaubensstreiter» (1. Kap.), ohne jegliche Ahnung von der Seelsorge (Kap. 8): Nicht ohne Absicht läßt der Erzähler immer wieder ein Kalb auftauchen. Viele Jahre der Gemeindepraxis hat Jon Primus hinter sich, lutherischer Theologe wie Vebi, doch erst nach einem 6jährigen Geschichtsstudium in Deutschland. Guðrun Sámundsdóttir gibt als Konfession «römisch-katholisch» an, «rechtgläubig» erklärt sie Vebi, als der sie darauf aufmerksam macht, daß «wir hier Lutheraner sind» (Kap. 39). Derart ausdrückliche Hinweise auf

die Religionszugehörigkeit der Figuren finden wir in Romanen aus der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts kaum noch. Liegt die Vermutung nicht nahe, daß die Religion eine gewichtige Rolle in diesem Roman spielt? Wie immer auch der Autor seinen Titel gemeint hat – ernsthaft oder ironisch –, «Christsein am Gletscher» oder «Christenleben am Gletscher» nennt das zentrale Thema des Buches.

Die Hauptfigur des Romans, Jon Primus, Gemeindepfarrer am Fuß des Gletschers, mutet schon recht eigenartig an: Er kümmert sich nicht um sein Gehalt, läßt die Pfarrstelle verwahrlosen, läßt die Kirche verkommen, läßt sie sogar zunageln – dieser Jon Primus gibt dem inspizierenden Abgesandten des Bischofs eine ungewöhnliche Lektion in Theologie, hält er doch von ihr ebensowenig wie von der Philosophie: «Philosophie und Theologie haben keinen Einfluß auf ihn und gesunder Menschenverstand erst recht nicht. Unmöglich, diesen Mann mit Argumenten zu überzeugen. Doch Witzeleien hört er sich stets an, auch wenn es Spitzfindigkeiten sind. Vielleicht ist er ein echter Isländer. Manchmal hätte ihr Vertreter nicht wenig dafür gegeben, die Welt vom Standpunkt des Sira Jon Primus sehen zu können», notiert Vebi (Kap. 33. Trauernde und ihr Trost).

Jon Primus' Christsein erfüllt sich im Mitleid mit Mensch und Tier, mit allen Geschöpfen der Natur, denn «niemand kann zwei Herren dienen», wie es im Matthäus-Evangelium (6:24-28) heißt, «Ihr könnt nicht beiden dienen, Gott und dem Mammon»; auf den Mammon, ein Wort, das im Neuen Testament im abwertenden Sinn für die dämonische Macht des Besitzes gebraucht wird, legt Jon Primus nicht den geringsten Wert. Er macht Ernst mit den Worten des Evangeliums: «Seht euch die Vögel des Himmels an: Sie säen nicht, sie ernten nicht und sammeln keine Vorräte in Scheunen; euer himmlischer Vater ernährt sie. Seid ihr nicht viel mehr wert als sie? Wer von euch kann mit all seiner Sorge sein Leben auch nur um eine kleine Zeitspanne verlängern? Und was sorgt ihr euch um eure Kleidung? Lernt von den Lilien, die auf dem Felde wachsen: Sie arbeiten nicht und spinnen nicht [...]. Sind die Vögel, die so häufig in dem Roman auftauchen, nicht vielleicht ein Hinweis auf diese Worte?

Jon Primus legt keinerlei Wert auf das Einhalten kirchlicher Rituale, an Dogmen hält er sich ebensowenig wie an philosophische Lehrsätze; seine Art, das Christsein am Fuß des Gletschers zu praktizieren, ist ein Ärgernis für die Institution Kirche und eine Provokation einer etablierten christlichen Gesellschaft: Dieser Pfarrer ist ein schwarzes Schaf, er betrachtet aus einer distanzierten Perspektive des gesellschaftlichen Außenseiters die Welt kritisch, vor allem die religiöse Haltung der Menschen. Geht er nicht zu weit, wenn er meint, «alle von den Menschen verehrten

Götter seien gleich gut»? (Kap. 20. Vorläufige Zusammenfassung). Und wenn er diesen Gedanken noch ein wenig weiter entwickelt in dem Gespräch mit Vebi über «die Schöpfung, den Namen Gottes bei den Germanen und anderes am Gletscher» (Kap. 18): «Wer einen Berg verehrt, wie es unzählige Völker getan haben, dessen Gott ist der Berg; der Stein, wenn du einen Stein anbetest; der Stock, wenn du an einen Stock glaubst; und so weiter; ein Strom, Wasser in einer Quelle, Wasser in einer Schale; Fisch, Brot, Wein; ein Kalb wie ein Elfenwidder; und die Jungfrau Maria aus einem bemalten Stück Holz ist nicht geringer als die weitschöne Witwe Libido oder das knochendürre Trollweib Revolution, das Menschenopfer will.»

Dieser Jon Primus ist ein Einzelgänger zwischen den Religionen und Ideologien, seine Sprache ist die des Zweifels, der Pointierung, Überschärfung, Verzerrung, um das, was vertraut ist, fremd, was selbstverständlich, problematisch, was endgültig, vorläufig zu finden.

Das alttestamentliche Wort «Stultorum infinitus est numerus» (Die Zahl der Narren ist unbegrenzt) zitiert Erasmus von Rotterdam, dieser christliche Humanist oder humanistische Christ, in seiner Schrift «Laus stultitiae» (Lob der Torheit), und in die Tradition der christlichen Narren dürfen wir Jon Primus einreihen. «Der Narr» – so meint Leszek Kolakowski – «ist der Zweifler an allem, was selbstverständlich ist, die Philosophie des Narren ist jene, die in jeder Epoche gerade als zweifelhaft entlarvt, was am unerschütterlichsten gilt, gerade in dem Widersprüche aufdeckt, was als offenkundig und unbestreitbar erscheint, die alle sogenannten Selbstverständlichkeiten des gesunden Menschenverstandes lächerlich macht und im scheinbar Absurden das Vernünftige entdeckt.» (Der Mensch ohne Alternative. Von der Möglichkeit und Unmöglichkeit, Marxist zu sein. München 1976. S. 256–286. Hier: S. 282f.). Versteckt sich Jon Primus nicht hinter der Maske eines Narren, um anderen ihre Maske vom Gesicht zu reißen, ihre Masken der religiösen Sicherheit und der Unmenschlichkeit?

Jon Primus' Widerpart ist sein alter Jugendfreund Mundi, Guðmundur Sigmundsson. Die Gegensätze treten offen zutage in ihrem langen Disput über die Epagogik und Astrobiologie, schon in ihren Begrüßungsworten sind sie herauszuhören:

Sira Jon Primus: «Mundi? Nein, du hier? Na so was. Stößeldora ahnte das. Immer noch mit den Zehen nach außen?»

Dr. Syngmann: «Und du nach innen.»

Sira Jon: «Ja, ich stoße ständig mit den Zehen an meine Hacken. Der selige Sira Jens auf Setberg pflegte zu sagen, daß Leute, die die Zehen

nach innen setzen, zuletzt in sich gehen, und die Leute, die sie nach außen setzen, zuletzt aus sich herausgehen.»» (Kap. 26).

Nach innen gehen, auf Äußeres keinen Wert legen, weder auf den Mammon noch auf den Ruhm der Welt, das ist Jons Maxime, sein Leben wird bestimmt von inneren Werten, Tugenden wie Güte, Mitleid und Nächstenliebe. Aus sich heraus geht sein Freund Mundi: Professor Doktor Godman Syngmann nennt er sich. Den «deutschen Titel» kann man für Geld erwerben (Kap. 15), der anglisierte isländische Name spricht für sich: Godman (= Gottmensch) wähnt sich als Begründer einer neuen Religion, Syngmann erinnert an Syngmann Rhee – so zumindest Vebi, als er den Namen erstmals hört –, den südkoreanischen Militaristen und Kapitalisten. Dieser Dr. Syngmann entführt seinem Freund in der Hochzeitsnacht die Frau, er häuft mit dem Verkauf von Mordwaffen und anderen kapitalistischen Machenschaften gewaltige Reichtümer an, Mammon, biblisch gesprochen, und eine rechtfertigende Theorie – oder Ideologie, wie Jon sagt – legt er sich selbst zu in seiner «Offenbarung in sechs Bänden»: «Ich habe eine Offenbarung in sechs Bänden geschrieben, da steht alles drin. In meiner Abhandlung über Bioastrochemie wird chemisch-wissenschaftlich erklärt, was Teufel sind und weshalb sie von übermäßigem Wachstum befallen sind. [...] In einem anderen Buch habe ich das Einstimmungsge- setz erklärt und dargelegt, daß die Beziehungen zwischen Spiralnebeln, intergalactic communication, auf der Kosmobiologie und der Biodynamik beruhen. Ich habe die Grundlagen der Epagogik und der Epigenetik dar- gelegt und aufgezeigt, daß nicht die Protomorie, sondern vor allem die Heteromorie der gegenwärtige Zustand der Menschheit ist und die Entwick- lung in Richtung auf den Tod geht: Dysexelixis contra Diexelixis; daß also Teufel sich darauf vorbereiten, alles Leben auf der Erde zu vernichten; und das wird gelingen, wenn ihnen nicht von Stellen im Weltall aus, wo das Leben eine höhere Stufe erreicht hat, das Handwerk gelegt wird.» (Kap. 26. Verbindung mit den Spiralnebeln). Die Häufung abstrus pseudo-wissenschaftlicher Termini – nicht nur in diesen Worten Dr. Syngmanns – ist nicht dem Hirn des Autors entsprungen, nein, er konnte es sich einfacher machen, brauchte er doch nur auf die Arbeit eines Landsmanns, des Geologen und Okkultisten Dr. Helgi Péturss (1872–1949), zurückzu- greifen, sie gab ihm nicht nur die Begriffe, sondern sogar Sätze wie zum Beispiel den folgenden: «Nous sommes en route pour l'épagogique et l'astrobiologie» (ibid.).

Sira Jon entschuldigt sich dafür, daß er kein Stück von dem begreift, «was du da sagst», doch macht er seinen Freund darauf aufmerksam, daß er wie alle großen Rationalisten an Dinge glaube, «die doppelt so un-

glaublich sind wie die Theologie» (Kap. 33. Trauernde und ihr Trost). Woran es dem Multimillionär und Begründer einer neuen Religion letztlich mangelt, erfährt Vebi in einem seiner Gespräche mit Ua: «Ihm fehlt der Kontakt, von dem es heißt: Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Körper und deinen Nächsten wie dich selbst.» (Kap. 39. Hier wird über G. Syngmannsdottir berichtet).

Nicht nur im Alten und Neuen Testament zeigt sich Ua beschlagen, wie ihr Zitat aus Deut. 6.5. beziehungsweise Mt. 22,37-39 belegt, ganz offensichtlich kennt sie sich (oder Laxness!) auch unter den Heiligen der katholischen Kirche aus, weist sie doch ganz gezielt auf San Juan de la Cruz (1542–1591) und Santa Teresa (1515–1582) hin, zwei spanische Heilige, Dichter und Dichterin und bedeutendste Vertreter der spanischen Mystik: Der 25jährige Johannes vom Kreuz, der seine theologischen Studien in Salamanca gerade beendet hat und zum Priester geweiht ist, schloß sich nach einer entscheidenden Begegnung im Jahr 1567 mit der 52jährigen Teresa von Avila deren Reformbewegung an und gründete den Ordenszweig der Unbeschuhten Karmeliten. Vebis Schuhe werden so nicht ohne Hintersinn an einigen Stellen des Romans erwähnt, z.B. im 13. Kap. und besonders auffällig im Schlußkapitel.

Die Analogie zwischen der schicksalhaften Begegnung der spanischen Heiligen und Vebis Zusammentreffen mit Ua beherrscht den letzten Teil des Romans (Kap. 38–45). Jon Primus ist völlig aus der Geschichte heraus, er ist zur «Reparatur der Schnellgefrierhäuser» (Kap. 41) und hat sich zuvor von Vebi verabschiedet. Bei beiden Begegnungen erweckt eine ältere Frau einen jungen unerfahrenen Mann, in beiden Fällen aber erweckt auch der jüngere Mann die ältere reife Frau. Die Frau, die Jon alles Alltägliche und Begrenzte hat vergessen lassen, und für den sie das Vollkommenste in der Welt war, sie wirft nun Vebi aus den gewohnten Bahnen. Nicht nur «im Kreis herum» (Kap. 39) führt ihn die «Strickerin» – als solche zeigt sie sich ihm zumeist bei ihren Gesprächen –, sie umgarnt ihn wie «die Schicksalsfrau Ibsens» (vgl. Ende Kap. 44) und verwickelt ihn in das Leben, von dem er sich fern halten will: «Du bist an die gebunden, die du erweckt hast. Du sollst mir bis ans Ende der Welt folgen.» (Kap. 43, Labiles Gleichgewicht usw.)

Welchen Weg Vebi nach der Erweckung durch Ua gehen wird, das läßt der Roman offen. Gibt er den Status des unbeteiligten Beobachters auf? Bemüht er sich um Distanz zum Leben wie bisher? Oder folgt er Dr. Syngmanns Aufforderung «Fahr hinaus aufs weite Meer, junger Mann» in Kapitel 26? Nicht nur in dieser Sache läßt uns der Autor im Stich, er macht

es uns auch ansonsten gewiß nicht leicht, zwischen tiefgründigen Fragestellungen und puren Phantastereien zu unterscheiden. Was verbirgt sich denn wirklich hinter der sich so angestrengt nüchtern gebenden Reportage über das Christstein am Gletscher? Ist alles nur ein Possenspiel – «Aus einem Possenspiel in das andere! [...]. Immer wieder ein neues Possenspiel, und niemals wird man klüger», wie Ua zu Vebi meint (Kap. 42. Gedichte des heiligen Johannes vom Kreuz u.a.m.)? Ist alles nur eine Farce? Bloßes Spiel mit Worten und Begriffen? Der Gletscher, der über all dem thront – neunmal erscheint er in Kapitelüberschriften –, ist häufig hinter Wolken oder im Nebel verborgen, die Menschen an seinem Fuß mögen ihn nur erahnen – solch ein Gefühl der Unwissenheit beschleicht nicht wenige Male den Leser oder die Leserin bei der Lektüre des Romans. «Wo bin ich?» möchte man mit Vebi rufen oder in das Gelächter einstimmen, das er aus dem Haus im Nebel (auf der letzten Seite des Buches) zu hören meint.

Stenografische Notizen und Tonbandaufnahmen erzählen vom christlichen Leben an einem Gletscher im westlichen Island, redlich bemüht sich der junge Beobachter, dem kirchlichen Vorgesetzten in Reykjavík einen «objektiven» Bericht zu liefern, doch muß er – der Ich-Erzähler – gegen Ende einsehen, daß dies letztlich nicht möglich ist. Im nächsten Roman des Autors tritt der Ich-Erzähler als Chronist auf, als ein Gemeinde-Chronist – und von diesen gibt es in Island unzählige –; er erzählt von Ereignissen und Menschen in einem ländlichen Bezirk, nicht allzuweit östlich von Reykjavík gelegen, Mosfellssveit, und um den «dokumentarischen» Charakter des Vorgetragenen zu unterstreichen, bezieht er sich auf schriftliche Quellen, auf mündliche Berichte und Interviews.

Mit «Kirchspielchronik» gibt die deutsche Übersetzung (1976) den isländischen Originaltitel «Innansveitarkronika» wieder. Im Mittelpunkt dieses 1970 erschienenen Romans steht die unscheinbare Kirche von Mosfellssveit: Mögen die Menschen, die sie all die Jahrhunderte aufgesucht haben, auch keine großen Glaubenshelden gewesen sein, so hat sich doch ihr Leben in ihrem Schatten abgespielt, von der Geburt bis zum Tod hat die Kirche sie begleitet. Von der wechselvollen Geschichte der Kirche seit ihren Anfängen erzählen die ersten beiden Kapitel. Schon die Egils saga weiß von ihr, und die Gebeine dieses isländischen Volkshelden und größten Skalden sollen sogar am Rand des Kirchhofs begraben worden sein, «kein Mensch hat sie seitdem wieder gesehen; hellseherische Leute haben gesagt, man werde sie nicht eher dort wiederfinden, bevor auf dem Idafeld die Asen nach Ragnarök sich versammelten», die letzten Worte kann sich der Chronist nicht verkneifen. Nicht nur in diesem Fall kann er das Au-

genzwinkern nicht unterlassen, doch sind seine Abschweifungen nie ermüdend oder langweilig.

Früh schon wurde die Kirche erbaut, sie steht im 13. Jahrhundert unverändert an ihrem Platz, in den Grundbüchern des 14. Jahrhunderts wird sie nicht mehr erwähnt, und «als die Kirche in der lutherischen Zeit des 16. Jahrhunderts wieder aufgebaut wurde, hatte jedermann vergessen, wer der Heilige war, dem die Kirche ursprünglich geweiht worden war, und im übrigen hatte man ja die Heiligen überhaupt abgeschafft. Und nicht nur die Heiligen sind verschwunden, sondern mit ihnen auch das Heilige Kreuz; Unsere Liebe Frau ist nicht mehr, sie ist auf ewig verloren mitsamt dem Schädel Egill Skallagrimssons, und niemand trägt mehr die Verantwortung, abgesehen vom dänischen König und Luther.»

Und dann gibt der Chronist im ersten Kapitel eine Kurzfassung von dem, was er erzählen will: «Hier soll nun berichtet werden, wie gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Kirche zum dritten Mal abgerissen und dem Erdboden gleichgemacht wurde. Es wird nachgewiesen werden, wie von jenen Tagen an, da im Jahre 1774 der dänische König den Befehl gab, sie habe zu verschwinden, sich einflußreiche Wortführer zusammenfanden und darauf hinarbeiteten, daß die Kirche wieder abgebrochen werde; und doch verflossen noch zwölf Jahrzehnte, ehe diesem Befehl Folge geleistet wurde. Während nahezu vier Generationen spannten sich in dieser Sache bedeutsame Klüngel vor dieses Waagscheit, als da sind die Regierung von Dänemark, dann auch immer wieder das Althing der Isländer, eine Kirchenbehörde nach der anderen, Bischöfe und Pröbste samt den niedrigen Kirchspielbehörden und schließlich auch Bauern aus dem Kirchspiel und rechtschaffene Hausfrauen und wackere Männer, die lange Zeit diese Kirche regelmäßig besucht hatten, bis am Ende niemand anders mehr für den Schutz dieser Kirche da war als ein alter Bauer auf Hrisbru namens Olafur Magnusson und ein einfältiges Mädchen, das Dienstmädchen beim Pfarrer von Mosfell war; Gudrun Jonsdottir hieß sie. Damit war es denn auch um diese arme Kirche geschehen. Wenn man nun heute hier doch eine Kirche sieht, dann sind viele der Meinung, Gottes Weisheit und Langmut hätte trotz allem im Mosfellstal in dieser Sache einen gewissen Sieg errungen, wenn auch reichlich spät, und daß es der Welt wohl anstünde, davon Notiz zu nehmen, selbst wenn es für Andersdenkende auch das eine oder andere geben mag, was für ihren Standpunkt spricht.»

Die Kapitel 3 bis 15 erzählen dann im wesentlichen von dem alten Bauer von Hrisbru, von seiner Frau und ihren beiden Söhnen; zwei Kapitel sind aber dem Dienstmädchen des Pfarrers gewidmet, in der «Geschichte

vom teuren Brot» (11 und 12) steht Gudrun Jonsdottir und ihre Irrwanderung durch Nacht und Nebel auf der Mosfellsheide im Zentrum. Olafur will mit allen Mitteln den Abbruch der Kirche verhindern, so zieht er sogar einmal mit seinen Söhnen, bewaffnet mit Sensen, auf den Pfarrhof. Der Bischof und der Landeshauptmann erhalten Briefe von Bauern der Gemeinde, unterschrieben sind sie von den gleichen Männern, doch vertreten sie in den Schriftstücken zu jedem einzelnen Detail einen Standpunkt, «als ob es sich um zwei extreme Parteien handle, zeigt es sich, daß jedes einzelne Individuum im Mosfellstal in ein und derselben Sache zwei miteinander unvereinbare Gesichtspunkte vertritt und bereit ist, für beide Standpunkte zu kämpfen, den einen Tag für den einen, den andern Tag für den entgegengesetzten, und zwar jeweils aus Überzeugung und Stärke, die keinen vermittelnden Vergleich zulassen.» (10. Kap. Besitzstand der Kirche. Die Bittschrift).

Die Bittschriften sind in den letzten Jahren der Amtszeit des Bischofs Petur Petursson geschrieben: er galt als ein berühmter Postillenschreiber, so «daß man ihn zu einem der wenigen Isländer zählen darf, die Gott von Grund auf verstanden haben», setzt der Chronist vieldeutig hinzu (*ibid.*). Doch alles ist vergeblich, gegen Ende der 80er Jahre wird die alte Mosfellskirche abgerissen, bewerkstelligt wird dies an einem Tag, doch stellt sich heraus, daß die Kirchenglocke und der Kelch nicht aufzufinden sind. Das Leben aber geht weiter, die Leute vergessen die Mosfellskirche mitamt Glocke und Kelch in dem täglichen Einerlei, «das die heilenden Hände der Zeit begleitet» (15. Kap. Eine Kleinigkeit).

Im 16. Kapitel, «Die Geschichte des Fuhrmanns», berichtet der Chronist – für die Leserin und den Leser ein wenig überraschend – von einem Mann in der Hauptstadt, der mit einem Schubkarren «den Leuten ihre Asche und ähnliches» wegschafft; bei diesem Öskulaka (Aschenlaka), wie er genannt wird, trifft eines Tages ein fünf Jahre alter Junge ein, er kommt vom Nordland und ist, wie es sich herausstellt, der Sohn des Aschenfuhrmanns. Nur kurze Zeit aber hält es Stefan Thorlaksson – er steht in den Kapiteln 16 bis 22 im Mittelpunkt – in Reykjavik aus, er macht sich eines Tages auf nach dem Nordland, gelangt bis zu dem Hof Hrisbru, wo ihn die Familie des Bauern Olafur als Schlafgast für eine Nacht aufnimmt: «Er übernachtete auf Hrisbru zwanzig Jahre lang», heißt es lakonisch am Schluß des Kapitels «Schlafgast auf Hrisbru» (18. Kap.). Wenn ihm auch keine besondere Ausbildung zuteil wird, schickt man ihn doch mit anderen Kindern zur Vorbereitung auf die Konfirmation und zum Erlernen von Schreiben und Rechnen zum Bauern von Laxnes (der Hof, auf dem Laxness seine Kindheit verbrachte!), so stellt sich doch bald heraus, daß mit

Stefan der Bezirk ein neues Gesicht bekommt. Verkehr und Konkurrenz ziehen mit ihm in Mosfellssveit ein, er ist der «Bahnbrecher einer neuen Zeit» (21. Kap. Hier wird von Gold und heißem Wasser erzählt). Stefans Devise lautet «Kaufe, kaufe, egal zu welchem Preis!», glückhafte Spekulationen machen ihn zu einem reichen Mann. Er beginnt als Chauffeur, errichtet mit Hilfe einer vom Vater geerbten großen Geldsumme einen «Autopalast», und schließlich erhält er für den Verkauf des kochend-heißen Wassers, das auf seinem Land gewonnen wird, Geldsummen, «die alles übersteigen, was man bis dahin jemals im Land hatte nennen hören.» (ibid.). Er wird Gemeindevorsteher von Mosfellssveit, steht schließlich so hoch über allen anderen Menschen der Gemeinde, daß er mit Egill Skallagrimsson verglichen werden konnte. Seinen Bericht über Stefan Thorlaksson beendet der «Unterzeichnete», wie sich der Ich-Erzähler nennt, mit der Mitteilung eines Pfarrers, «daß dieser Stefan wahrscheinlich so wenig geglaubt habe wie Konstantin der Große, der aber doch nachweislich das Christentum vor dem totalen Ruin rettete. Auf jeden Fall dürfte es zum gegenwärtigen Zeitpunkt übertrieben sein, Stefan Thorlaksson zu den großen Glaubenshelden in der Geschichte des Mosfellskirchspiels zu rechnen. Doch bot er diesem Kirchspiel, in Silber und Gold gemessen, eine solidere Stütze als die meisten unserer heiligen Männer zu leisten imstande waren, sei es mit stummer Andacht oder mit lautem Kirchengesang oder mit allzu langen Predigten. Dieser Stefan Thorlaksson verfügte also in seinem Testament, daß sein nachgelassenes Vermögen, das alles andere als klein war, dazu verwendet werden solle, eine große und gute Kirche in Mosfell im Mosfellstal auf den Ruinen der ehemaligen Kirche zu erstellen, der Kirche, die das Haupt Egill Skallagrimssons birgt.» (Schluß des Kapitels 22. Die Mosfellskirche kommt wieder auf die Erde herab).

Am 4. April 1965, so erzählt der Chronist im letzten Kapitel, «Nachwort» überschrieben, wird die neue Mosfellskirche, «eine der schönsten und am besten ausgestatteten Kirchen, die man auf Island findet», eingeweiht. Viele Geschenke gehen ein von den Gemeindemitgliedern, und am Tag zuvor wird die «alte oben erwähnte Glocke» vom Besitzer des Hrisbru-Hofes zurückgebracht, «es gibt keinen Zweifel, daß diese Glocke einen Klang aus alter Zeit wieder erweckt». Auf wundersame Weise taucht auch der Kelch der alten Mosfellskirche wieder auf, man hatte ihn unter dem nachgelassenen Gerümpel einer alten Frau gefunden, «die 1936 im Alter von achtzig Jahren gestorben war.»

Und damit schließt dieses Buch der Mirakel.

Das Romanmanuskript, Teile davon bereits 1963 in Rom geschrieben, beendet Laxness im Sommer 1970, und noch im selben Jahr kommt «Innansveitarkronika» heraus. Eine deutsche Übersetzung (von Fritz Nothardt) publiziert 1976 ein Kunstverlag in St. Gallen. Da Laxness in jener Zeit fast jährlich einige Zeit in der Schweiz verbringt, nutzt der Erker-Verlag die Gelegenheit, ein Werk des Nobelpreisträgers zu bringen, ist er doch spezialisiert auf zeitgenössische Künstler: Maler, Bildhauer und Autoren. So ist denn einer Notiz am Ende des Buches zu entnehmen, daß fünf Bildhauer durch die Schenkung je einer signierten Originallithografie die Veröffentlichung der «Kirchspielchronik» ermöglicht haben.

Die Kapitel 11 und 12 des Romans bringt der Verlag bereits 1972 unter dem Titel «Die Geschichte vom teuren Brot» heraus. Es ist ein «handschriftlich lithografiertes Text, mit 5 farbigen Originallithografien und lithografierten Randzeichnungen auf den Textseiten von Asger Jorn», jedem Band ist eine Schallplatte beigegeben, auf der Halldór Laxness seinen Text liest. In einer überarbeiteten Fassung veröffentlicht der Verlag 1974 erneut «Die Geschichte vom teuren Brot» in dem schmalen Band «Halldór Laxness in St. Gallen», zusammen mit einer «Rede auf Halldór Laxness am 15.11.1973» von Stefan Sonderegger (einmalige Auflage von 500 Exemplaren).

Der Anfang der «Geschichte vom teuren Brot» zeigt einen auffälligen Unterschied zum Text des Romans (Kap. 11). Der separate Text beginnt auf folgende Weise: «Meine Kirche war die kleine Mosfellskirche im Mosfellstal.

Diese Kirche wurde vierzehn Jahre vor meiner Geburt abgebrochen, denn zu jener Zeit wurde ein Gesetz erlassen, das vorschrieb, alle kleinen oder verwaisten Kirchen in kleinen Gemeinden seien abzureißen; bauen durfte man nur noch grosse Gotteshäuser für große Gemeinden.

Am 29. Juni des Jahres, in welchem unsere Kirche im Frühling abgebrochen worden war, konnte man in der Wochenzeitschrift «Unser Jahrhundert» die «Geschichte vom teuren Brot» lesen [...].

In der «Geschichte vom teuren Brot» tritt Laxness also ohne Scheu als Erzähler auf, spricht er von «meine» und «unsere Kirche», der Mosfellskirche, die vierzehn Jahre vor seiner Geburt, d.h. 1888, abgebrochen wurde. Im Roman bringt die Einführung eines Ich-Erzählers eine Distanz zum Text, und dies kommt auch in der Wahl des Titels zum Ausdruck. «Innansveitarkronika» setzt sich zusammen aus dem Grundwort Kronika, das auf eine Darstellung geschichtlicher Ereignisse nach ihrer zeitlichen Abfolge ohne Rücksicht auf ästhetische und wissenschaftliche Absichten hinweist – wir unterscheiden so u.a. zwischen Familien-, Kloster-, Bistums-,

Stadt- und Gemeindechronik –, und dem Bestimmungswort innansveitar, das den Raum der Chronik um- bzw. eingrenzt, in diesem Fall also: Gemeinde, Kirchspiel.

Der Romantitel ist ganz allgemein gehalten und schließt eine lokale Identifikation aus. Ist dies die Absicht des Autors? Warum aber erfahren wir dann schon auf der ersten Seite des Buches den Namen der Gemeinde, über die berichtet wird? Es ist die Mosfell-Gemeinde, jener etwa 15 km östlich von Reykjavík gelegene Bezirk, in dem der Autor seine Kindheit verbrachte und in dem er viele Jahre später sein Haus bauen lassen sollte, von dem aus er die Mosfellskirche erblicken kann. Warum setzt er dann nicht «Mosfellstal-Chronik» auf das Titelblatt? Will er mit «Innansveitarkronika» andeuten, daß seine heimatliche Gemeinde für alle Gemeinden Islands (oder der Welt) steht?

Die mirakulöse Geschichte vom Abbruch und vom Wiederaufbau der Mosfellskirche, von jenem Tag, da sie dem Erdboden gleichgemacht wird, bis zu jenem Tag, da sie wieder auf die Erde herabsteigt («Die Mosfellskirche kommt wieder auf die Erde herab» überschreibt der Erzähler das vorletzte Kapitel), umspannt einen Zeitraum von knapp acht Jahrzehnten, und zählen wir die ein wenig mehr als 100 Jahre hinzu, die zwischen dem königlichen Erlaß zum Abbruch der Kirche und dem Niederreißen durch drei Zimmerleute «an einem einzigen Arbeitstag von sechs Uhr morgens bis drei Uhr nachmittags» (14. Kap. Keine Glocke) liegen, so sind es nicht mehr als zwei Jahrhunderte. Der Erzähler aber stellt sie in einen größeren Rahmen, er taucht tief hinab in die Sagazeit, vergißt nicht die Zeit des Glaubenswechsels, da man die Heiligen vergaß, und beschließt sie mit einem exakten Datum, dem 4. April 1965 – dem Tag der Einweihung der neuen Mosfellskirche.

Die Geschichte spielt zu jener Zeit, da alles Leben in Island sich um die Schafe dreht: «Das Auskommen der Menschen und ihre Lebensanschauung wurden ganz von diesen Tieren bestimmt» (3. Kap.). Gewiß erinnert sich der Erzähler jener Zeit nicht ohne Sympathie, doch weiß er auch, wie hart und schwer sie für die Menschen gewesen ist: «Gegen Ende des Mittelalters, als das Land bis tief hinab zu den Wurzeln zugrunde gerichtet und mit allen verfügbaren Vernichtungsmethoden verdorben war, so wie es heutzutage in Vietnam geschah, und die ganze Gemeinde wie vom Sturm weggefegt worden war, fingen die Leute aufs neue an, so zu leben, wie einst Robinson Crusoe lebte [...]. So lebten sie jahrhundertelang dumpf dahin und vergaßen obendrein auch noch siebenhundert Jahre lang, ein Bad zu nehmen, obwohl sie mehr warmes Wasser hatten als irgendein Volk in der Welt. In der Tat, keinen Ausweg gab es in einem sol-

chen Tal, weder einen nach vorne noch einen zurück» (2. Kap. Hässliches Land, Entwicklung unbekannt).

Eine bäuerliche Kultur ist die Welt, in der die Geschichte spielt, eine statische Welt, in der die Figuren auftreten: Olafur, der Bauer auf Hrisbru, und seine Frau Finnbjörg, vor allem aber das Dienstmädchen auf dem Pfarrhof, Gudrun Jonsdottir – eine der eindrucksvollsten weiblichen Gestalten von Halldór Laxness. Olafur Magnusson auf Hrisbru ist einer jener typischen isländischen Bauern, die wir aus Laxness' Romanen kennen, heißen sie nun Bjartur von Sommerhausen, Jon Hreggvidsson, Stein Steinar oder Olafur Magnusson. Einfach, fast einfältig, eigensinnig kommen sie daher; ohne Aufheben gehen sie ihrer täglichen Arbeit nach, mähen das Gras von der Frühe bis in die Nacht, sorgen sich um die Schafe, sind voller Neugier, was an ihrem Gehöft vorübergeht, geben sich zugeknöpft und abweisend, sind gastfreundlich zum Nachbarn und zum Fremden.

Was für ein martialischer Aufzug, als Olafur mit geschulterter Sense auf dem Pfarrhof erscheint, neben ihm die Söhne, «bärtige Kämpfen», von «ihren Zeitgenossen Karl Marx und Bakunin nicht zu unterscheiden» (3. Kap.). Selbstbewußt zeigt sich Olafur in seinen Staatskleidern beim Besuch der Mosfellskirche, oder wenn er wider «die Satane», die Mosfellskirchenpfarrer wettert, wenn deren Vieh auf sein Gras läuft. Doch nicht er, sondern seine Frau, Finnbjörg, ist die Seele der Familie auf Hrisbru.

Geheimnisumwittert ist die Frau, elfenartig wird sie genannt: Seit 18 Jahren ist sie bettlägerig – ihr Geheimnis freilich bleibt es, woran sie eigentlich leidet und aus welchen Gründen –, niemand von der Gemeinde hat sie je gesehen, nur gelegentlich ist ihre Stimme aus der Tiefe des Anliegens zu hören. Aus dem Nordland kommt sie, weiß sich verwandt mit einem altem Dichtergeschlecht. Eines Tages stellt sich dann heraus, daß sie Jahre hindurch den Kelch der alten Kirche unter ihrem Kopfpolster versteckt gehalten hat, jener Kelch, von dem niemand wußte, wohin er verschwunden war, als die alte Kirche dem Erdboden gleichgemacht worden war. Sie hat ihn aufbewahrt, in einem feinen Seidenschal, der von dem Dichter Jón Þorláksson (1744–1819) stammt, eingewickelt, bis sie Gudrun Jonsdottir kommen läßt und ihr den Kelch zum Aufbewahren anvertraut – dies alles erzählt 40 Jahre später Gudrun dem «Schreiber» (Kap. 15. Eine Kleinigkeit).

Diese Gudrun Jonsdottir ist die zentrale weibliche Figur des Romans: Eine stattliche Figur, groß, Kräfte wie ein Mann besitzt sie; sie ist von freundlicher Art, auch wenn sie sich einer ungewohnt derben Sprache bedient, was ihr aber kein Mensch verübelt. Ein Leben lang plagt sie sich,

ohne je Geld für ihre Arbeit zu nehmen; sie ist eine selbständige Arbeiterin, eine freie Frau, unverheiratet und ohne Kind. Nie fällt es ihr ein, Gefühle zu zeigen, sie scheinen für sie nicht zu existieren. Nichts zeigt dies überzeugender als «Die Geschichte vom teuren Brot», die der Erzähler genau in die Mitte des Buches, die Kapitel 11 und 12, stellt. Die Kapitel 1 bis 10 und 13 bis 22 umrahmen sie, das Kapitel 23 nennt er ja ausdrücklich «Nachwort». Nicht ohne Grund steht sie in der Mitte der Erzählung, enthält sie doch den Sinn der Chronik.

Der Erzähler will die Geschichte in einer alten Wochenzeitschrift aus jenem Frühjahr, da die Mosfellskirche abgerissen wurde, gelesen haben, er gibt sogar das Datum der Nummer (29. Juni) an und lädt alle, die sich die Mühe machen möchten, die Geschichte nachzulesen, ein, die Bibliothek aufzusuchen, könne man dort doch «die Geschichte vom teuren Brot» einsehen.

Was berichtet nun die Zeitschrift? Auf ihrem Weg heim zum Pfarrhof verirrt sich Gudrun Jonsdottir, die zum Brotholen gegangen war – das Brot wurde zum Backen in den Sand der heißen Quelle der Mosfellskirche gesteckt –, im dichten Nebel eines Frühlingsabends. Das Mädchen nimmt die falsche Richtung, gerät auf die weite und öde Hochfläche und irrt die ganze Nacht im Gebirge umher. Durch das Durcheinander auf dem Pfarrhof beim Abbruch der Kirche, die Pfarrfrau ist schon abgereist, wird die Abwesenheit des Mädchens erst spät bemerkt. Eine Suchmannschaft der Gemeinde wird nach ihm ausgeschickt, und diese Männer finden sie am Mittag des vierten Tages: «Schlafend auf einer mit Heidekraut bewachsenen Anhöhe [...] nicht weit davon auf einem Stück nackten Boden hatte sie mit dem Finger ihre Initialen G.J. in die weiche Erde geschrieben, einige sagen, dazu noch so etwas wie ein kurzes Testament [...]. Das Brot, nach dem das Mädchen ausgeschickt worden war, lag noch unberührt im Holzeimer.»

Viele Jahre später fragt der «Tintenkleckser», wie der Erzähler sich nennt, die nun alt gewordene Gudrun, «ob denn nicht, wie manche meinten, das Merkwürdigste an der ganzen Geschichte das sei, daß sie sich die ganze Zeit von dem frischgebackenen Schwarzbrot, das sie während der langen Wanderung, tage- und nächtelang über Berge und Einöden, mit sich herumgetragen habe, nicht ein Stück abbrach. Ein solches Brot wiege ja sechs Pfund und müßte genug Wochenproviant für einen Menschen oder gar für zwei sein; es könne sogar noch länger als eine Woche reichen, wenn man damit haushalte. Wie verblüffte da die Frau, als sie solche Absurditäten hörte, wie sie aus dem Mund dieses naseweisen Burschen ka-

men! Sie wurde beinahe böse: «Man ißt doch nicht selbst das Brot auf, das einem anvertraut wurde, mein Kleiner.»

«War es dir denn ganz einerlei, ob du am Leben bliebst oder starbst, wenn nur das Brot gerettet würde?» fragte der zuvor erwähnte Milch- und Tintenschlepper.

«Anvertraut ist anvertraut, und damit basta!» sagte darauf die Frau.

Frage: «Kann man es denn mit der Treue nicht auch zu weit treiben?»

Die Frau stellt die Gegenfrage: «Kann man je noch einem anderen treu sein als sich selber?» (12. Kap. Die Mosfellskirche erbt).

In diesen schlichten Worten offenbart sich das innerste Wesen des Mädchens; auch späterhin, als Frau, geht sie unabirrt ihren Weg, charakterfest behauptet sie sich gegenüber der Welt.

Von ganz anderer Art scheint jener Mann zu sein, mit dem die neue Zeit in die Gemeinde einzieht, jener Mann, von dem der Erzähler meint, daß er «wegen seines Fordismus bald ebenso berühmt wie andere wegen ihres Freudismus» (Kap. 19. Die neun Weltwunder) geworden sei – Stefan Thorlaksson. Ein unsteter Charakter und unruhiger Geist, immer neugierig und experimentierfreudig – schon als Junge versucht er, im Regenfaß seines Vaters Aale zu Haien zu züchten –, ein exzentrischer und doch wiederum großzügiger Geschäftsmann, dem das Glück stets zur Seite steht bei all seinen Aktivitäten – der Held einer modernen Saga, dem das Schicksal gewogen ist. Sein langjähriger Aufenthalt auf Hrisbru aber hinterläßt Spuren. Wenn die Leute auf Hrisbru auch meinen, das Christentum erfülle sich damit, «daß man in die Kirche gehe» (*ibid.*), und Stefan wähnt, das Christentum sei etwas, «das ihn nichts» angehe (*ibid.*), so bildet doch die Kirche die Mitte – wenn ihnen auch nicht bewußt – ihres Lebens, sie gibt ihrem Dasein einen Sinn. Ein Wunder ist es so nicht, daß Stefan sein ganzes Vermögen für die neue Kirche stiftet.

Das Symbol für die Kontinuität des Lebens der Gemeinde ist die Glocke. Beim Niederreißen der alten Mosfellskirche verschwindet sie, angeblich weiß niemand, wohin sie verschwunden ist, doch dann beauftragt der Bauer Olafur eines Tages seine Leute, aus dem Morast, aus dem Mist und der Jauche des Hofplatzes einen kostbaren Schatz herauszuholen – die Kirchenglocke. Sie läutet am Türbaum des Kirchhofes von Mosfell, während der Sarg seiner Frau in die Erde niedergelassen wird und der Pfarrer seine drei Schaufeln Erde auf ihn wirft, eine Woche später läutet sie, als der Bauer zu Grabe getragen wird.

Am Abend vor der Einweihung der neuen Mosfellskirche bringt Ingimund, Hofbesitzer auf Hrisbru, Schwiegersohn eines der alten Hrisbrükämpen, die Glocke zurück, «um für immer zu bleiben» (23. Kap. Nach-

wort). «Es wäre interessant zu wissen» überlegt der Erzähler weiter, «wo derartige Glocken schon vor dem Jahr 1000 gegossen wurden. Vielleicht ist die Glocke sogar so alt, daß es, als sie wieder aufgehängt wurde, gar nicht zum ersten Mal war, daß sie generationenlang in Mist und Jauche gelegen hatte, und deshalb auch nicht das erste Mal, daß eine andere Welt mit anderen Heiligen und einem anderen Glauben an die Macht gekommen war».

Diese Glocke, «äußere Höhe 34 cm, Durchmesser 24 cm», die «einen Klang aus alter Zeit wieder erweckt», ist für die Bewohner des Mosfellsbezirks ein unüberhörbares Zeichen für die Kontinuität der Geschichte, wie «die Glocke des Landes» auf dem Gerichtshaus von Thingvellir in der «Islandglocke». Die kleine Glocke wird im Chor der neuen Kirche aufgehängt, links vom Altar, und der Pfarrer will sie selbst bei Kindstaufen läuten, weil ihr, wie er sagt, Klang so schön sei, besonders beim Ausklingen.

Die Mosfellskirche ist der Mittelpunkt der Gemeinde, ein unübersehbares Zeichen, mögen die Mitglieder der Gemeinde auch keine «Glaubenshelden» sein, so ist sie doch ein Unterpfand ihrer Identität. Blicken die Menschen der Gemeinde hinauf zu ihrer Kirche oder hören sie die Glocken läuten – nun ohne Glöckner, «man braucht nur auf einen Knopf zu drücken, dann läuten sie entweder sofort, oder aber man kann sie im voraus auf einen Zeitpunkt einstellen, da eine Uhr in dem Glockenmechanismus eingebaut ist» (*ibid.*) –, so wissen sie, wofür, warum und weshalb sie leben. Die Menschen sind sich treu geblieben.

Die «Kirchspielchronik» berichtet vom Wandel einer ländlichen Gemeinde in unserem Jahrhundert, vom Wandel eines kleinen Küstenorts in dieser Zeit wird im nächsten Roman die Rede sein. Nach den Bauern folgen die Fischer, nach dem Schaf kommt der Fisch, von dem das Leben der Bewohner Islands abhängt. Vom «Gold Islands», von dem «berühmten Islandhering» (Kap. 8, Mehr aus dem lehrreichen Buch) erzählt die «Litanie von den Gottesgaben» (*Guðsgjafaþula*, 1972; dt. 1979). Im glitzernden Schein der Mitternachtssonne wird die großzügige Gabe Gottes geborgen, der goldrote Hering, Islands rotes und helles Gold (*ibid.*). Vom Auftauchen der Heringsschwärme, vom Wetter, von den Fangschiffen, von der Ausrüstung und den Verarbeitungsplätzen, von Angebot und Nachfrage des Weltmarkts sind die Küstenbewohner abhängig, somit von Menschen, von Reedern, Großhändlern und Bankdirektoren.

Einer von diesen steht im Mittelpunkt des Romans, dessen Handlung sich in etwa über ein halbes Jahrhundert erstreckt, von 1920 bis in die frühen siebziger Jahre, bis «jetzt, wo dieses geschrieben wird [...].» (Kap. 29. Ende der Heringsgeschichte. Zwei Verse). Im Frühling 1920 be-

ginnt die Geschichte auf dem Rathausplatz in Kopenhagen. Dort begegnet der eben aus Schweden angekommene «Dichter und Vogelhändler», der Ich-Erzähler, einem Mann im Cutaway, in braunem Khakihemd und mit einem Ebenholzstock unter dem Ellenbogen, es ist der Heringsgroßhändler Bersi Hjalmarsson, den der Erzähler als kleiner Junge daheim in Reykjavik kennengelernt hatte, als er seiner Pflegemutter «einen Sack Kohlrüben» verkaufte. An der Seite dieses Mannes, Islandbersi genannt, erlebt der achtzehnjährige Dichter – Bersi fordert ihn nebenbei auf, «meine Biographie zu schreiben» – einen turbulenten Tag. Er beobachtet ihn bei Heringsgeschäften mit schwedischen Händlern, bei einer «isländischen Fete» im Hotel Pallas in Bersis Appartement; am anderen Morgen kehrt er nach einem Spaziergang durch Kopenhagen mit einer Bekannten Bersis zum Hotel zurück, wo aber das Hotelpersonal weder ihn noch den Großhändler kennen will. Dieses Zusammentreffen des Dichters und Vogelhändlers mit dem Heringsgroßhändler und das Saufgelage bilden einen humorvollen Auftakt des Romans, doch sind die Kapitel eins bis fünf kaum mehr als eine Erzählung, betitelt «Frühlingstag in Kopenhagen», «eine Erinnerung ohne Verpflichtungen» (Kap. 6. In fremde Schicksale verstrickt).

Doch die Erzählung findet ihre Fortsetzung, wenn auch erst 1938, d.h. achtzehn Jahre später, als für den nun 36jährigen Dichter sein einstiger Nebenerwerb, «die Tintenkleckserei, zum Kennzeichen meiner Person geworden» ist (Kap. 10. Wiedersehen in Reykjavik). In einer der Straßen der Stadt begegnen sie einander, und Bersi lädt ihn zu einem «Ministeressen» (Kap. 11) in das Hotel Borg ein; so findet er sich unter Ministern, Bankdirektoren und anderen Honoratioren wieder, unter ihnen auch «einer unserer größten Bolschewiken und Gesellschaftskritiker», wie Bersi einen der Gäste vorstellt.

Im 12. Kapitel fordert ihn der «nette Bolschewist» auf, die Redaktion der Wochenzeitung «Nordexpress» für die Monate Juli und August zu übernehmen: «Es ist für uns lebensnotwendig, an allen Hauptorten unerschrockene Leute zu haben, welche die Fackel der Revolution hochhalten und bei den Arbeitern den Standpunkt der Dialektik festigen, die leider in unseren alten Schriften «Streitkunst» heißt, was eine schlechte Propagandabezeichnung für die unwiderlegbare Weltanschauung unserer Zeit ist. Es geht um einen Ort namens Djupvik [...]. Wir machen unseren Redakteuren keine Vorschriften mit Ausnahme jenes einen Wortes: Weltrevolution.» Der Erzähler nimmt das Angebot an, ein anderes – eine Entenfarm zu kaufen – lässt er in der Schwebe. Aus der Arbeit aber wird nicht viel, stellt sich doch nach seiner Ankunft in Djupvik heraus, daß die

Druckpresse nicht in Ordnung ist und zur Reparatur nach Reykjavik geschickt werden muß. So hat er einige ruhige Tage, bis ihn ein Telegramm aus der Hauptstadt aufschreckt, heißt es doch da: «Die Lage in Djupvik verursacht Entsetzen bei der Bevölkerung. Sammelt die Leute. Organisiert Kampf mit Demonstrationen, Reden, Plakaten und Streiks gegen Unterdrückung durch Banken und den Staat. Kommunismus ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung. Agitiert mit der Weltrevolution. Bestärkt die Leute durch das Vorbild der Arbeiter- und Bauernräte, die die Sowjetunion regieren. Das Ziel ist eines in der ganzen Welt. Alles ist besser, als passiv zu sein. Druckerei in Djupvik ins Ausland geschickt.» (Kap.19. Sensationelle Nachricht aus Reykjavik). Und so kommt es dann dazu, daß sich die Gewerkschaft in Djupvik, die Stauergewerkschaft, «zu einem Streik aufraffte».

«Dieser Hafenstreik dauerte zehn Tage oder so. Auf das Leben der Allgemeinheit im Ort wirkte er sich so aus, daß der Antransport von Waren des täglichen Bedarfs aufhörte. Die Verbindungen mit Djupvik zu Lande waren unzureichend, und es war kaum möglich, den Ort anders als per Schiff zu versorgen. Vorräte waren im Ort so gut wie keine vorhanden. Als der Küstendampfer das erstemal nach Streikbeginn seinen Fahrplan für den Ort einhalten wollte, standen die Stauer auf Streikwache und verhinderten, daß das Schiff abgefertigt wurde. Ein zweiter Versuch wurde während des Streiks nicht unternommen. Kleine Gruppen gutschulerter Djupviker in Gemeinschaft mit nichtorganisierten Arbeitern versuchten, den Stauern das Heft aus der Hand zu nehmen. In zeitgenössischen Quellen über die Vorgänge werden die Leute Faschisten genannt. Eine andere, gleich große Gruppe stellte sich auf die Seite der Stauer. Auf dem Kai gab es ein paar Püffe und Stöße. Ein Mann fiel ins Wasser, er wurde gerettet. Islandbersi stand auf dem Kai und feuerte die Streikenden an; er verschenkte Apfelsinen, Zigaretten und Glaxomilch. Die Geschichte bewahrte in ihren Annalen dieses Ereignis als die «Große Schlacht auf dem Kai von Djupvik.» (Kap. 20. Morgen im Hotel Djupvik).

Für die zwei Monate des «heringslosen Sommers» hat der Redakteur eine Unterkunft im Hotel Djupvik gefunden; Hnulla heißt die Frau des Hauses, es ist jene Frau, der der Erzähler erstmals an jenem Frühlingstag in Kopenhagen begegnet war. Andere Gäste des Hotels sind Bersi Hjalmarsson und der Kapitän Egil D. Grimsson, Verfasser des Buches «Meine Heringsgeschichte», aus dem der Erzähler häufig größere Ausschnitte zitiert und dem er nicht wenige seiner Kenntnisse über den Hering und dessen Bedeutung für Island verdankt.

Vor seinem Aufenthalt in Djupvik hatte der Erzähler im Südländ Bersi Hjalmarssons Frau und Kinder kennengelernt, dabei hatte ihn insbesondere die bettlägerige Bergrun berührt, sprach sie doch begeistert von ihrem Vater – der sich nur ganz selten sehen ließ –, der ihr auf einer Italienreise eine Geige erstanden hatte. Dieses kranke Mädchen kommt nach Djupvik, um ihren Vater zu besuchen, dort stirbt sie in der Klinik für verunglückte Fischer, dumpf und heiser flüstert Bersi dem Erzähler zu: «Es war meine Tochter. Ich bin der Vater. Ich war es, der für sie Geige spielte» (28. Kap. Die Entenfarm).

Im Herbst verläßt der Erzähler den Ort und das Land für einen längeren Auslandsaufenthalt (29. Kap. Ende der Heringsgeschichte. Zwei Verse). Nach dem Krieg ruft ihn ein Telegramm nach England, in London trifft er Islandbersi wieder: ein alter Mann in einem Sessel, «mit einer Geige auf den Knien und einem Bogen in der Hand». Er kann sich kaum noch an etwas erinnern, nur an seine Tochter: «Es gibt einen einzigen Ton, auf den es ankommt [...]. Jetzt will ich versuchen, diesen Ton herauszubekommen. Für Bergrun.

Er saß lange mit der Geige auf dem Schoß und zupfte an den Saiten und versuchte, den besonderen Ton zu finden, der an Bergrun Hjalmarson erinnerte» (30. Kap. Haus in England).

Schenken wir der Zeitangabe, die Laxness nach seiner Gewohnheit an den Schluß des Textes setzt, Glauben – warum sollten wir dies nicht? –, so ist das Manuskript im «Sommer 1972» geschrieben. Die Helligkeit eines isländischen Sommers liegt über diesem Buch, eine gelassene und heitere Stimmung geht von diesem Stück Prosa aus. Wir lesen von Geschehnissen, die wahrhaftig nicht weltbewegend sind und die sich während eines halben Jahrhunderts ereignen: An einem «Frühlingsmorgen in Kopenhagen» im Jahr 1920 setzen sie ein, auf dem Rathausplatz der dänischen Hauptstadt, in einem «Haus in England», im siebten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, gehen sie zu Ende.

In einem knapp zweiseitigen Nachwort – «den Lesenden zur Beachtung!» – nennt Laxness seine Arbeit einen «Essay-Roman». Sie enthalte verschiedene literarische Produkte: Lebenserinnerungen, Zeitungsnotizen, Geschichten u.a., doch, so betont er nachdrücklich, vor allem sei dies Stück Prosa ein Roman (skáldsaga). «Essay-Romane» sind aber auch noch die nachfolgenden Arbeiten: «I túninu heima», 1975 (Auf der Hauswiese, dt. 1978); «Úngur eg var», 1976 (Jung war ich); «Sjömeistarasaragan», 1978 (Die Siebenmeistergeschichte) und «Grikklandsárið», 1980 (Das Griechenlandjahr); sie enthalten Erinnerungen an die Jahre der Kindheit und Jugend: der erste Band beschreibt die Jahre von 1902 bis 1914, der

zweite die Jahre 1919 und 1920, der dritte die dazwischenliegende Zeit, der abschließende Band erzählt von den Jahren 1920 und 1921. «Dichtung und Wahrheit» bringen diese «Essay-Romane», Erlebnisse und Erfahrungen aus der glättenden und harmonisierenden Rückschau des über Siebzigjährigen. Im Zentrum steht das erzählende Ich: HALLDÓR FRÁ LAXNESI, POETA – so zu lesen auf dem Türschild seiner Mietwohnung in Kopenhagen (*Úngur eg var*, Kap. 4).

Einen Ich-Erzähler haben wir auch in der «Litanei von den Gottesgaben», doch hält er sich zurück, er ist «nur ein Zuschauer ohne Gesicht und Namen» (18. Kap. Himmelspförtner Petrus), «meine eigene Lebensgeschichte» ist «ohne Bedeutung», schreibt er und betont, daß er «nur die Rolle eines Zuschauers» spiele (10. Kap. Wiedersehen in Reykjavik), nicht mehr. Dieses Ich erinnert sich an seine Begegnungen mit Bersi Hjalmarsson: 1920 in Kopenhagen, 1938 in Island, Reykjavik und Djupvik, nach dem Krieg in London. Läßt ihn seine Erinnerung im Stich, so zieht er die «sporadischen Eintragungen» seines Notizbuches herbei (17. Kap. Die Engel), «aus meinen Djupviker Tagen in jenem Sommer». Lassen ihn das Gedächtnis und die Eintragungen in seinem Notizbuch im Stich, so behilft er sich mit anderen Hilfsmitteln, um seine Erzählung mit pralem Leben auszustatten. Besonders gern greift er auf Kapitän Egil D. Grimssons «Meine Heringsgeschichte» zurück: «Das Buch wurde erst viele Jahre, nachdem ich den Verfasser kennengelernt hatte, verfaßt und ebenso viele Jahre, nachdem ich ihn wieder vergessen hatte. Es kam nämlich erst ein oder zwei Jahre später heraus, als der Verfasser hochbetagt im siebten Jahrzehnt des Jahrhunderts gestorben war.» (Kap. 18. Himmelspförtner Petrus). Aus Grimssons «Heringsgeschichte» zieht der Ich-Erzähler jene Fäden, «die mit meiner Geschichte verwoben sind» (Kap. 7. Ein lehrreiches Buch), hier findet er viele Details für sein Portrait von Bersi Hjalmarsson und dessen «Heringsgeschichte» (Kap. 29. Ende der Heringsgeschichte. Zwei Verse); auch vermittelt es ihm ein tieferes Verständnis für den Fisch- und Heringsfang, für dessen Instabilität und Stellenwert im isländischen Wirtschaftsleben.

Ein anderes Buch zitiert er, als er sich darüber ausläßt, daß «hierzu lande» der Hering immer gering geschätzt wurde, man unterschied «Hering und Fisch» wie zwei unvereinbare Dinge: «Man darf die ehrenwerten Fische nicht kränken, indem man sie mit dem Hering in Zusammenhang bringt. Ich gestatte mir, aus der bemerkenswerten Untersuchung des Ernährungswissenschaftlers Prof. Dr. Joensen über die Kochkunst zu zitieren. (Prof. Dr. S.G. Joensen, «Die klassische Nationalkost der Isländer durch ein Jahrtausend», Eine nahrungswissenschaftliche Studie, Univer-

sitätsbücherei Göttingen usw.)». Und dann folgt eine längere Passage über die Geschmacksnerven der Isländer beim Verzehr aller möglichen Arten von Fischen: Dorsch, Schellfisch, Kabeljau, Rotbarsch, Seeskorpion, Tintenfische usw. und natürlich auch über den Hai: «Obwohl der Hai kleine Augen und ein grimmiges Maul hat, hielt man ihn in Island doch für genießbar, erstens weil er zwölf Jahre lang in der Erde vergraben lag, ehe er gegessen wurde, und sich durch diese lange Eingrabung seine häßliche Miene gemildert hatte, und zweitens, weil er in Stücken verkauft wurde, nachdem er ausgegraben war, und so nur wenige ihn vollständig gesehen hatten» (Kap. 9. Klasseneinteilung der Fische).

Von seiner Lektüre in der Wochenzeitung «Nordexpresß» – in der Landesbibliothek – teilt er uns einige höchst aufschlußreiche Artikel mit, «nicht minder interessant als in «Le Temps» [...] oder in «The London Times», die meines Wissens in jenen Jahren von einem Mann in Reykjavik gelesen wurde.» (Kap. 14. Die Zeitung «Nordexpresß»). Und schließlich kann er sich nicht enthalten, den Telegrammwechsel abzudrucken, der zwischen dem «Landesverband der dörflichen Frauenvereine gegen den Bierimport nach Island» und dem Redakteur des «Nordexpresß» in Djupvik stattfand (Kap. 25. Ein neuer Staat, Aufstieg und Fall).

Die Zitate sind in kleineren Buchstaben gesetzt und heben sich so deutlich vom Text des Ich-Erzählers ab. Ein leicht durchschaubares Verwirrspiel des Autors, denn natürlich stammen auch diese Zitate aus seiner Feder – die deutsche Übersetzung in der Werkausgabe (1994) hält sich an das Original –, wir dürfen wohl mit einiger Sicherheit annehmen, daß er sich hinter dem Ich-Erzähler verbirgt. Stimmen doch z.B. die Lebensdaten auffällig überein: «Ich war achtzehn», sagt der Ich-Erzähler zu Islandbersi in Kopenhagen im Frühling 1920, im gleichen Jahr, im Frühling ist auch Laxness achtzehn (Kap. 3. Frühlingstag in Kopenhagen). «Beim Wiedersehen in Reykjavik» (Kap. 10) ist der Erzähler «sechsunddreißig, reifer [...] als damals» und sein «Nebenerwerb, die Tintenkleckserei» ist «zum Kennzeichen meiner Person geworden». Genau dies könnte auch Laxness von sich sagen im Jahr 1938.

Auf den Anfang des Romans, die Begegnung des Ich-Erzählers mit Bersi Hjalmarsson in Kopenhagen auf dem Rathausplatz, kommt Laxness in seinen Erinnerungen an die Jahre 1919 und 1920, – festgehalten in «Úngur eg var» (1976, Jung war ich) – zurück. Im 13. Kapitel (Hôtel Continental) erzählt das Ich des Buches von einem Óskar Halldórsson, den es aus seiner Kindheit kennt, «als er meinem Vater Kohlrabi» verkauft. Diesen trifft der gerade aus Schweden kommende junge Laxness auf dem Rathausplatz in Kopenhagen, und als er ihm sagt, er suche eine Bleibe,

bietet Óskar ihm an, bei ihm zu wohnen. Damit der Bezug zur «Litanei» auch ganz deutlich wird, setzt er an den Schluß des Kapitels: «Anfang der Litanei von den Gottesgaben» (Upphaf Guðsgjafapulu).

Von «der großzügigen Gabe Gottes» erzählt der Roman, von «Islands rotem und hellem Gold»: Vom Auftauchen und vom Verschwinden der Heringsschwärme ist die Rede, von Heringsflauten und dem Krach von 1920, vom Ausbleiben des Nordlandherings, diesem «Prachtgeschenk, [...] das der himmlische Vater dieser Nation gegeben hat» (Kap. 29), von den Erfindungen – Radar und Sonar bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs –, mit denen es möglich wird, «tags wie nachts überall im Meer den Hering zu orten» (ibid.), vom Verkauf des Heringsöls zu höchsten Preisen für die Sprengstoffindustrie, von «jener Riesenprofitperiode, die jahrelang in wachsendem Maße anhielt, während die neuen Fangmethoden und -geräte die Gründe des Nordlandherings leer fegten.»

Von diesem launischen Tier des Meeres ist die isländische Wirtschaft abhängig, nicht von den Pelzen der Minke, die für kurze Zeit auf Farmen gezüchtet werden (Kap. 24, Abend mit Pelzbauern); Zufall und Glück bestimmen weithin das Schicksal der Bewohner des Landes. Und wie sieht der Ich-Erzähler seine Landsleute? Die Minister und Bankdirektoren in Reykjavík und die «Crème de la crème von Djupvik» (Kap. 11. Ministeressen bei Islandbersi) sind reif für ein Wachsfigurenkabinett – so Bersi –, und die Arbeiter in Djupvik zeigen sich der «Revolutionären Situation», so die Überschrift des Kap. 23, auch nicht recht gewachsen. Die Beschreibung ihres Streiks und des für drei Stunden errichteten Staates sind gelungene Parodien, führen sie doch den Kampf der Gewerkschaft und der Partei, die die Weltrevolution durchsetzen will, ad absurdum. In dieses Bild hinein paßt sehr gut der starke Mann von Djupvik, der Vertreter der Partei und Gewerkschaftsvorsitzende, den «die Partei nach Wien und Moskau zum Studium des Sozialismus geschickt» hatte (Kap. 16. Starker Mann in Djupvik).

In dieser Welt lebt Bersi Hjalmarsson, jene Figur, der des Erzählers Hauptaugenmerk gilt: Er hält die Geschichte zusammen. Nicht nur der Körpergröße nach ist Islandbersi ein Riese. Ein Heringsgroßhändler ist er und ein gewaltiger Whiskeytrinker, mit großen Gesten wirft er ebenso um sich wie mit dänischen Eintausend-Kronenscheinen, in aller Welt ist er zuhaus, doch bei Weib und Kindern läßt er sich nicht sehen, dennoch liebt er seine kranke Tochter Bergrun, Verse macht er und spielt auf der Geige, die man nicht mit Gold aufwiegen kann. Geradezu liebevoll zeichnet ihn Egil D. Grimsson in seiner «Heringsgeschichte»: «Trotz seiner vier wirklichen Bankrotte, von denen der vierte der größte war, wurde Bersi nie an-

geklagt noch verurteilt, sondern in irgendeiner Form oder unter einem Vorwand von Seiten der Bank erneut eingesetzt. Irgendwie gewann sich dieser Mann trotz allem Vertrauen. Die Bevölkerung hatte ihn gern wie einen Helden, vergleichbar etwa mit dem starken Grettir Asmundarson. Niemand wünschte ihm Böses, nicht einmal die, denen er jahrzehntelang den Lohn schuldig geblieben war. Doch am treuesten hielten die zu ihm, die ihn am besten kannten. Er besaß eigentümliche Seelenkräfte, welche die Menschen für ihn begeisterten, wo er auch hinkam, und doch habe ich darüber streiten gehört, ob er wirklich lesen und schreiben konnte [...]. Dem Namen nach wurde ihm zugeschrieben: die größte Heringsflottille des Nordlands, viele Heringsölfabriken, die meisten und größten Herringskais; außerdem unzählige Werte an anderen Orten. Doch ich bezweifle, ob in all diesen Jahren auch nur an einem Tage eine Öre so lange in seiner Tasche steckenblieb, daß er ihn am Abend sein eigen nennen konnte.» (Kap. 29. Ende der Heringsgeschichte. Zwei Verse).

Eine seltsame und unergründliche Figur ist dieser Bersi Hjalmarsson; mit einem Bein steht er in der Welt der Wirklichkeit, mit dem anderen in der Welt der Sagas und Mythen. Unverhohlen gehören die Sympathien des Ich-Erzählers dieser Spielerfigur, seine Zuneigung ist ihm sicher, nicht ein Wort des Tadels fällt. Das letzte Kapitel des Romans läßt uns Bersi Hjalmarsson in einer unerwarteten Pose sehen, versucht er doch immer wieder auf der Geige, die er einstmals seiner kranken Tochter Bergrun gekauft hat, den «einzigen Ton, auf den es ankommt», zu finden. Ein Bild, das wir nach den vorangegangenen Kapiteln nicht unbedingt erwarten durften.

Ist dieser heiter-humorvolle Roman von einem Hasardeur das Satyrspiel, das der Autor den Romanen der fünfziger und sechziger Jahre, die von der Suche nach dem Sinn des Lebens handeln, folgen läßt? Warum Suche nach Sinn, wenn Zufall und Glück den Lauf des Lebens bestimmen? Ist die «Litanei von den Gottesgaben» das Gegenstück von der «Kirchspielchronik»: Warum Beständigkeit und Bewährung, wenn alles Sein nur ein Spiel ist? Ist Bersi Hjalmarssons Leben nur eine andere Art des Sichtreubleibens, von dem Gudrun Jonsdottir in der «Geschichte vom teuren Brot» spricht?

Bemerkungen zu Sprache und Stil

Diese Einführung in die Romane von Halldór Laxness wendet sich vorrangig an ein deutschsprachiges Publikum, das hat u.a. zur Folge, daß die Zitate aus den vorgestellten Romanen in deutscher und nicht in isländischer Sprache präsentiert werden. Ganz sicher erklärt dieser Umstand auch, warum in den vorangegangenen Abschnitten auf den Stil des Autors nicht oder doch nur marginal eingegangen wurde, sind doch Angaben zu seinem Stil allein anhand des isländischen Originals möglich. Eine Übersetzung mag dem Original noch so adäquat sein, sie ist im günstigsten Fall nichts anderes als eine gelungene Nachdichtung, d.h. sie besitzt einen eigenen Stil. Gleichwohl lassen sich auch in den Laxness-Übersetzungen – es gibt Übertragungen von sehr unterschiedlicher Qualität – Stilzüge des Autors erkennen; gewiß sind es nur Versuche der Übersetzer, den Stil des Originals nachzuahmen, doch vermitteln sie uns eine ungefähre Ahnung von dem, was der Autor geschrieben hat. Bei den folgenden wenigen Bemerkungen zum Laxness'schen Stil sollte dies nicht außer acht gelassen werden.

Die zwei ersten in Buchform veröffentlichten Romane, «Barn náttúrunnar» (Das Naturkind), 1919, und «Undir Helgahnúk» (Am Heiligen Berg, 1924), sind kaum mehr als zwischen zwei Buchdeckel gebundene Schreibversuche eines jungen Autors, der ganz im Bann der skandinavischen Literatur steht: Unverkennbar haben die Bauerngeschichten eines Björnstjerne Björnson und einer Selma Lagerlöf ihre Spuren hinterlassen. Mit dem in der Hitze eines sizilianischen Sommers (1925) geschriebenen «Großen Weber von Kaschmir» gelingt Laxness literarisch und stilistisch der große Wurf. In der zeitgenössischen isländischen Literatur schlug das Prosawerk ein wie eine Bombe, die Explosion brachte das Literaturverständnis der Kritiker zum Wanken, wenn sie es überhaupt verstanden, die Leser konnten nichts damit anfangen. In wenigen Wochen warf der Dreißigjährige die Worte und Sätze auf die vor ihm liegenden blanken Blätter, eruptiv wie der Feuer speiende Ätna.

Die Feder des jungen Autors wird geführt von der autobiographischen Prosa August Strindbergs, noch mehr aber von den «modernen Meistern», von Majakowskij, Marinetti, Breton und Soupoult; viele Seiten stehen völlig im Zeichen des Surrealismus, Dadaismus und Expressionismus, sie quellen über von dem überschwenglichen Pathos und der Hyperbolik die-

ser sich so stürmisch-revolutionär gebärdenden Literaturströmungen. Thomas von Kempens Sätze aus «De Imitatione Christi» wirken in diesem Kontext ganz modern:

Si me vis esse in tenebris, sis benedictus, et si me vis esse in luce, sis iterum benedictus. Si me dignaris consolari, sis benedictus: Et si me vis tribulari, sis aequa et semper benedictus.

Willst du, daß ich in der Finsternis bin, so sei gepriesen. Und willst du, daß ich im Lichte bin, so sei abermals gepriesen. Gefällt es dir, mich zu trösten, so sei gepriesen. Und willst du, daß ich betrübt bin, so sei ebenso und stets gepriesen.

Oder:

Si quidem aliquid melius et utilius saluti hominum, quam pati, fuisset, Christus utique verbo et exemplo ostendisset, sagt der große Meister der Imitatio. Wäre etwas notwendiger und glückbringender für den Menschen als das Leiden, dann hätte Christus es uns durch seine Worte und sein Beispiel gelehrt (6. Buch, Kap. 65).

Die Gefühlswelt des Protagonisten kennt keine Hemmungen, «seine Begeisterung war wie eine Flut, die alle Ufer überschwemmt», heißt es an einer Stelle; «Ich liebe alles, fuhr er mit heißer, zitternder Stimme fort; alles, was existiert, alles, was es gibt! Der Strahlenglanz des Universums überwältigt mich. Ich bin bereit, vor allem niederzuknien, überall. Gott, nimm mich zu dir!» Und nur wenige Sätze später bricht er aus in eine futuristische Hymne: «Ich liebe die asphaltierte Straße am Abend nach einem Regen und das Straßenleben, diesen brodelnden Urwald des Asphalt, und den Laternenpfahl, mit seinen elektrischen Früchten, die Straße der Stadt mit all ihrer tausendundeinrädrigen Wirklichkeit. Die großen Reklameplakate, die die Kaufleute an die Hauswände kleben [...]» (1. Buch, Kap. 10). Das erinnert an die Verse des dänischen Lyrikers Emil Bønne-lycke (1893–1953), der 1918 seine «Asfaltens Sange» (Gesänge des Asphalt) schrieb.

Das Wortgestammel des Dadaismus, das Nebeneinander von Lauten und Assoziationen ohne Rücksicht auf den Wortsinn begegnet uns in dem Gedicht «Únglíngurinn í skóginum» (Der Jüngling im Wald) im 18. Kapitel des zweiten Buches:

ég er kominn að sjá þig, sjá þig
 og heiti Máni af Skáni,
 kominn frá Spáni
 til að sjá þig,
 spámáni frá Skáni,
 skámáni frá Spáni
 frá Skámánaspáni
 og vil fá þig, fá þig.

Uss, ég þekki þig,
 hvað þú ert lítil
 lítil og skrítin!
 því ég er Safir
 frá Sahara í Aharabíu
 Saba í Abaríu
 og veit alt,
 Abari frá Sabari,
 Saraba í Arabíu
 og veit altalt alt altalt.
 Alt

(Zitiert nach 1. Auflage, 1927)

Selbst wenn man des Isländischen nicht mächtig ist, ist doch das Spiel mit den Vokalen und Worten leicht zu erkennen. Die deutsche Version kann dies nur andeutungsweise wiedergeben:

ich bin gekommen, dich zu sehen, dich sehen,
 und heiße Mond von Skanien,
 gekommen von Spanien
 um dich zu sehen,
 Prophetenmond von Skanien,
 schiefer Mond von Spanien
 von Schiefmondspanien
 und will dich haben, dich haben.

Puh, ich kenne dich,
 was du klein bist
 klein und seltsam!
 Denn ich bin ein Saphir
 aus der Sahara in Aharabien
 Saba in Abarien
 und weiß alles
 Abarer von Sabarien,
 Saraba in Arabien
 und weiß allesalles alles allesalles.
 Alles.

«Der große Weber», dies gilt insbesondere für die erste Auflage von 1927 (weniger für die zweite (1948), die der Autor meinte, glätten zu müssen, und für die dritte (1957), der die deutsche Übersetzung von Hubert Seelow (1988) unter Berücksichtigung der von Laxness vorgenommenen Textänderungen in der dänischen Ausgabe von 1975 folgt), ist ein Produkt der europäischen Moderne. Der Roman ist Laxness' radikale Absage an die isländische Literaturtradition, dies betrifft nicht nur den Stil, sondern auch die bisweilen recht unkonventionelle Schreibweise vieler Wörter, die ihm von den Sprachpuristen sehr übel angekreidet wurde. Und doch sind in dem Wortrausch dieses Werkes bereits erste Zeichen der künftigen Entwicklung des Autors auszumachen, lesen wir doch auch Sätze wie die folgenden: «Vielleicht ist kein Paradies, weder im Diesseits noch im Jenseits, einem isländischen Tal vorzuziehen [...]. Dorthin gehen meine Gedanken, dorthin und nicht weiter. Hier ist alles, was ich liebe. Hier ist meine Kirche. Hier will ich wachen und schlafen, leben und sterben. Die isländische Gebirgsnatur ist meine Geliebte und meine Frau, laß mich in ihren Armen sterben. Laß meine Seele mit ihr eins werden im Tod» (Drittes Buch, Kap. 46).

Laxness' kritische Distanz zur isländischen Gesellschaft und Kultur ist das Resultat seiner mehrfachen und längeren Aufenthalte auf dem europäischen Kontinent und in Nordamerika. Die Essaysammlung «Das Volksbuch» (1929) enthält manch bitter-böse Zeichnung und Überzeichnung der heimatlichen Verhältnisse, doch ist Laxness zugute zu halten, daß es ihm um die Besserung des Lebensstandards der Menschen auf dem Land und an den Küsten geht. Bei aller Polemik, die er verspritzt, ist nicht zu erkennen, daß er «vor allem Isländer» ist. Der leidenschaftliche Gesellschaftskritiker verleugnet sich nicht in den Romanen, die seit den dreißiger Jahren herauskommen. Diese Hinwendung zur isländischen Wirklichkeit hat Konsequenzen für die Erzählweise und den Stil des Romanautors: der allwissende Erzähler und die realistische Darstellung lösen das manische Kreisen um das Ego im «Großen Weber von Kaschmir» ab.

Der «politische Liebesroman» von 1931/32, «Salka Valka», bringt ganz gewiß auf vielen Seiten marxistische Worthülsen, trocken und hölzern trägt der Protagonist die Lehrsätze seiner Utopie vor, sein Redestrom ist schwer zu bremsen (die deutsche Übersetzung läßt einiges fort); doch gibt sich der Autor alle Mühe, die «kleine Welt» von Oseyri realistisch zu schildern. Die zwei folgenden Romane, «Sein eigener Herr», 1934/35, und «Weltlicht», 1937–40, beschreiben in vielen Kapiteln isländisches Volksleben, doch sind sie zu breit angelegt. Die überbordende Fülle des Stoffs in

den «Heldenepen» vom Schaf und vom Versemacher lässt den Verfasser in allzu große Redseligkeit verfallen.

«Weltlicht», isländisch «Ljós Heimsins», dieser Titel des ersten Bandes der Tetralogie (1. Auflage) ist Laxness vertraut, hat er doch 1934 seine Übersetzung von Ernest Hemingways short-story «The light of the world» ebenfalls mit diesem Titel versehen – wenn auch zwei völlig verschiedene Geschichten erzählt werden. Mehr als der Inhalt der Hemingway'schen Erzählung hat Laxness der knapp-lakonische Stil des amerikanischen Autors beeindruckt; in einem kurzen Vorwort zu dem von ihm übersetzten Roman «A Farewell to Arms» (Vopnir kvödd, 1940; dt. In einem anderen Land, 1930) geht er so weit, Hemingways Schreibweise mit der Prosakunst der mittelalterlichen Saga zu vergleichen. Zur gleichen Zeit ediert er einige Sagas – sie werden recht kritisch aufgenommen –, beschäftigt sich also intensiv mit der «klassischen» Literatur seines Landes, und das sollte nicht ohne Folgen für sein Schreiben bleiben. In dem 1943 publizierten ersten Band der Trilogie «Die Islandglocke» legt er dem Protagonisten eine wortkarge Ausdrucksweise, die jegliche Gefühlsbewegung unterdrückt, in den Mund, die wir von den Helden der Sagas kennen. Die abenteuerliche Geschichte von dem angeblichen Mörder Jon Hreggvidsson wird in schlichter, emotionsloser Prosa erzählt, der Erzähler hält sich mit seinem Urteil und Meinungsäußerungen zurück, der Autor mischt sich nicht ein – wie wir dies aus den gesellschaftskritischen Romanen kennen –, und diese enthaltsame Erzählweise hält er durch in den zwei folgenden Bänden, in denen die stolze Tochter des Richters und der gelehrte Büchersammler im Zentrum stehen.

Knapper und dichter noch wird der Stil – zuweilen kommt er Hemingways recht nahe – in «Atomstation», 1948, doch gelingt es dem in der Sache leidenschaftlich engagierten Autor nicht, sich ganz zurückzuhalten; gewiß gibt er keine Kommentare, doch verhehlt er seine Sympathien für die Protagonistin nicht und bringt seinen Abscheu für jene Männer zum Ausdruck, die «das Land verkaufen». Den knappen und dichten Stil finden wir auch auf vielen Seiten der Saga-Pastiche «Die glücklichen Krieger», 1952, doch verleitet die Stoffmenge der mittelalterlichen Vorlagen den Autor zu weitschweifender Redseligkeit, ja, zur Geschwätzigkeit. Nicht umsonst streicht er selbst ein Kapitel des Manuskripts, weitere Streichungen hätten dem Werk gut getan.

Die Romane seit Ende der fünfziger Jahre treiben die Straffung und Verknappung noch weiter voran, keinesfalls führt diese Verdichtung und Vereinfachung zu einem trocken-knöchernen Stil. Die Worte werden weniger, doch ausdruckskräftiger; gelassen, leicht und heiter erzählt der Au-

tor seine Geschichten – er ist überzeugt, daß er etwas zu erzählen hat – vom weltberühmten Sänger, der nicht singen kann (*Das Fischkonzert*, 1957), vom Bauern Steinar, der nach dem irdischen Paradies sucht (*Das wiedergefundene Paradies*, 1960), von den sonderbaren Vorkomnissen am Fuß des Gletschers (*Seelsorge am Gletscher*, 1968) in der Gemeinde des Narren in Christo Jon Primus, vom Abriß und Wiederaufbau der Mosfellkirche (*Kirchspielchronik*, 1970) und von dem Kohlrübenmann und Heringskönig Bersi (*Die Litanei von den Gottesgaben*, 1972). «Leicht, unterhaltsam und intelligent» sind diese späten Romane geschrieben, und darauf allein komme es beim Schreiben an, läßt uns der achtzigjährige Laxness wissen: «Ein einfacher und klarer Stil. Das ist das Schwierigste, was es gibt.» (In: Bonniers Litterära Magasin, Stockholm, Jg. 50 (1981), 291).

Halldór Laxness' Stil neigt zu Übersteigerungen, sogar zu Geschraubtheiten, er ist impulsiv, ruckartig und unruhig. Empfindsamkeiten läßt er nicht aufkommen, tötet sie durch groteske Züge der Wirklichkeit. Eine gewisse Spannung zwischen dem stark realistischen Stil und einem trockenen, oft sarkastischen Humor, hinter dem sich eine nur in Andeutungen erwachsende, aber dennoch mächtige Gefühlstiefe verbirgt, ist vor allem in den gesellschaftskritischen Romanen gegeben. Wesentliche Bestandteile seines Erzählens sind Ironie und Satire, das Isländische hat für diese Stileigenarten sogar den Begriff «Kiljanskur» – nach dem von Laxness bei seiner Konversion zum Katholizismus angenommenen Namen des irischen Heiligen und Märtyrers Kilian – geprägt.

Das «Kiljanische» kennzeichnet den Laxness'schen Stil: scharf und bitter in den Romanen von «*Salka Valka*» bis zu den «Glücklichen Kriegern», gedämpfter, doch noch immer mit Biß in den späten Romanen vom «Fischkonzert» bis zur «*Litanei von den Gottesgaben*».

Die Romane in Deutschland

In den frühen zwanziger Jahren erscheint erstmals ein Stück Prosa von Laxness in deutscher Übersetzung. Die «Mitteilungen der Islandfreunde» bringen in ihrem zehnten Jahrgang, 1922/23, die Erzählung «Ein Naturkind» in einer Übersetzung von W.H. (Wolfgang Heidenreich), auf den Seiten 27–30 und 57–62, um, wie in einer Fußnote erläutert wird, «ausnahmsweise» einen ganz jungen isländischen Erzähler, den eben zwanzig Jahre alt gewordenen Halldór frá Laxnesi, zu Wort kommen zu lassen (a.a.O. 27). «Barn náttúrunnar», so der Titel der isländischen Erzählung, war im Frühjahr 1923 in einer Sonntagsausgabe der Zeitung «Morgunblaðið» erschienen, zuvor hatte sie bereits die dänische Zeitung «Berlingske Tidende» in ihrer Sonntagsbeilage vom 19.1.1919 veröffentlicht: «Den tusindaarige Islænding» (Der tausendjährige Isländer) lautete der Titel der ursprünglich dänisch geschriebenen Erzählung. Sprachlich und stilistisch wirkt sie ein wenig unbeholfen und steht noch gänzlich im Bann von Knut Hamsuns in jener Zeit viel gelesenem Roman «Markens Grøde» (1917; dt. Segen der Erde, 1918); der sich auf seiner ersten Auslandsreise befindende junge Autor hat sie wohl aus Geldsorgen geschrieben.

Vor der gewaltigen Naturkulisse des feuerspeienden Ketil spielt die Handlung der Erzählung: «oben im Herzen des Landes, oben in den Wüsten und Gletschern, dem ‹Lavafeld der Übeltäter›, den Eistälern und dem Flugsand, den Felsen, unter denen das Feuer loht» (a.a.O. 27). Eigentlicher Ort des Geschehens ist das Gehöft Hrauntun, «eine halbe Tagereise oder noch weniger vom Ketil» (ibid.), dort wohnt die Witwe Gunnhild mit ihrer Tochter Astrid, achtzehn Jahre jung. Diese lässt sich vom Charme eines Kunstmalers aus Reykjavík, der für einige Zeit auf den Hof gekommen ist, bezaubern und vergibt über ihn den starken und schweigsamen Helgi, den Knecht des Hofs, der in der Lektüre der Saga von Grettir dem Starken die einzige Abwechslung in der täglichen Arbeit findet. Den Höhepunkt der Erzählung bildet der Ausbruch des Ketil: Der Maler und Städter verlässt so schnell wie möglich den Hof, Helgi aber kennt nur die Sorge um den Hof; am Tag nach dem Ausbruch finden wir ihn unterwegs, «um die Schafe zu suchen. Er ging nach dem Berge und verschwand im Aschengebiet» (a.a.O. 61). Die Reaktion der beiden Männer auf das Naturereignis öffnet Astrid die Augen: «Helgi, der den ganzen Tag über die Berge gelaufen war und die Schafe gesucht hatte, jetzt kam

er heim und wusch sich. Astrid sah liebevoll auf ihn, den Isländer, wie er in allen Jahrhunderten war, abgehärtet gegen Feuer und Eis und aller Art Not von Geschlecht zu Geschlecht in tausend Jahren» (a.a.O. 61). Noch gefühlvoller, noch pathetischer lauten die Sätze gegen Schluß der Erzählung, als sich der Kunstmaler vom Hof verabschiedet: «Als er außerhalb der Umzäunung war, standen Astrid und Helgi noch allein da. Sie sah nach dem Ketil und dann nach ihm. Dort ragte der Ketil in den Himmel, so kalt und gleichgültig, in seinem Innern aber war ein wogendes Feuermeer verborgen; so war ganz Island. An ihrer Seite aber stand der Isländer, der Sohn des Eises und des Feuers, das echte Naturkind, seiner Natur nach derselbe wie sein eigenes Land» (a.a.O. 62).

Wir dürfen davon ausgehen, daß diese Erzählung weithin den romantisch-idealierenden Vorstellungen von der Insel aus «Feuer und Eis» bei den deutschen Islandfreunden in den zwanziger Jahren entsprach; viele Leser wird sie kaum gefunden haben, zählt doch die 1913 gegründete «Vereinigung der Islandfreunde», wie einer Notiz auf Seite 63 des Heftes, in dem diese Erzählung abgedruckt ist, zu entnehmen ist, 1923 nur «rund 250 Mitglieder».

Erneut taucht der Name des Autors fast ein Jahrzehnt später in der Zeitschrift der Islandfreunde auf; im XX. Jahrgang, 1934, sie nennt sich nun «Island», bringt sie einen Beitrag von Stefán Einarsson: «Halldór Kiljan Laxness», S. 19-24 und 75-80. «Von den lebenden isländischen Schriftstellern ist Halldór K. Laxness vielleicht der merkwürdigste. Merkwürdig, ob man seinen Lebensweg oder seine Art zu schreiben betrachtet», beginnt er seinen Aufsatz, dann stellt er die Arbeiten des Autors seit seinem Debüt vor, einige Bemerkungen zu Laxness' Sprache und Stil runden die Präsentation ab. Wenn Laxness auch, so meint Einarsson schließlich, «als Künster und Vertreter der neuen Zeit auf Island selbst mit gemischten Empfindungen aufgenommen worden» ist, so wäre doch zu wünschen, «daß Laxness' Bücher so bald wie möglich in eine der skandinavischen Sprachen und auch ins Deutsche übersetzt würden, damit auch der übrigen Welt Gelegenheit gegeben wird, diesen seltsamen Vogel von Islands Küsten kennenzulernen» (a.a.O. 80).

Sehr bald schon sollte der Wunsch des an der Johns Hopkins University in Baltimore lehrenden Literaturwissenschaftlers in Erfüllung gehen, bringt doch noch im gleichen Jahr, da dieser Aufsatz erscheint, der Kopenhagener Verlag Hasselbach die beiden Romane «Pú vínviður hreini», 1931, und «Fuglinn í fjörunni», 1932, unter dem Titel «Salka Valka» heraus. Stefán Einarssons Wunsch wird aber auch in Deutschland gehört, wo der Zinnen-Verlag, Leipzig, Berlin, Wien, Laxness' zweiten realistischen

Roman – 1934/35 in den beiden Bänden von «Sjálfstætt fólk» erschienen – 1936 herausgebracht, nachdem Hasselbach den ersten Band unter dem Titel «Frie mænd» 1935 und ein Jahr später «Asta Sollilja» veröffentlicht hatte. Die deutsche Übersetzung des ersten Teils von Eleonore Voeltzel trägt den Titel «Der Freisasse»; zur Veröffentlichung des zweiten Teils sollte es nicht kommen.

Was war geschehen? Unter der Überschrift «Nordisches aus Wien» hatte ein Heinrich Jessen einen, wie er es nennt, «kritischen Blick» auf die Produktion «nordischer Literatur» einiger Verlage im Jahr 1936 – und dies nicht nur «innerhalb der Reichsgrenzen» – geworfen, u.a. auch auf den Roman von Laxness, über den er sich auf folgende Weise glaubt äußern zu müssen: «Auf dem Tisch liegt vor uns ein Hausexemplar des Zinnenverlages Wien-Leipzig: Halldor Laxneß «Der Freisasse». Ein düsteres Buch, ohne Lichtblicke, unerbittlich, ja fast grausam. Es wird vom Verlag besonders gelobt und man teilt sogar mit, daß Laxness als berechtigter Erbe Hamsuns angesehen werde. Der Verfasser ist den Deutschen und besonders dem Nationalsozialismus sehr wenig wohl gesonnen und soll gegen Deutschland mehrfach Hetzartikel veröffentlicht haben, was in seiner sozialistischen, offenbar stark linksgerichteten Einstellung hinlänglich begründet ist. Auf die verschiedenen Wandlungen des Verfassers vom Protestantismus zum Katholizismus und seinen Austritt aus der katholischen Kirche braucht in diesem Zusammenhang nicht eingegangen zu werden. Wir fragen den Verlag, ob diese Einstellung ihm bereits bekannt war, ob er sich die Eignung des Verfassers für Deutschland ansah?» Heinrich Jessen beschließt seine im 2. Heft des 4. Jahrgangs (1937) der Zeitschrift «Bücherkunde», dem «amtlichen Organ der Dienststelle des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP, und der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums» (Gauverlag Bayerische Ostmark G.m.b.h. Bayreuth, S. 94–99), vorgebrachten Einwände wider die «nordische Literatur aus Wien» mit den Sätzen: «Wir verlangen bei der Hochflut nordischer Literatur, die an Mode und Konjunktur grenzt, scharfe und klare künstlerische und weltanschauliche Prüfung. Bei den unzähligen Angeboten gilt der Grundsatz, daß das Beste gerade für uns gut genug ist. Die Übersetzung eines Buches aus der Literatur des Nordens gestattet noch keinen Rückschluß auf dessen inneren Wert.

Wir wollen ein reines Schrifttum und wollen alle Verlage, auch jenseits der Reichsgrenze, eindeutig auf die Notwendigkeiten hinweisen, die die Versorgung des deutschen Lesers mit nordischem Schrifttum erfordert» (a.a.O. 99).

Mit der Kritik in der «Bücherkunde» ist die Geschichte um den «Freisassen» keinesfalls zu Ende, gibt doch der Zinnen-Verlag mit Schreiben vom 18.3.1937 an die Herausgeber der Zeitschrift zu bedenken: «Wir haben dieses Werk damals gekauft, zum einen wegen der hervorragenden Kritik, die es in allen Zeitschriften Skandinaviens erhielt, zum anderen wegen eines sorgfältigen Aufsatzes über den Dichter, der in der Zeitschrift der deutschen Islandfreunde, «Island», 1934 erschienen war. Es ist uns wichtig darauf hinzuweisen, daß wir, als wir das Herausgeberrecht für dieses Werk erwarben, natürlich nicht ahnten, daß dieser Schriftsteller Deutschland in irgendeiner Weise feindlich gesonnen war.» Diese Stellungnahme des Zinnen-Verlages und Jessens Kritik schickt die «Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums unter der Leitung des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP» dem Autor zu – adressiert «Herrn Halldór Kiljan Laxness, Reykjavík, Island». Sie bittet ihn um eine «direkte Stellungnahme zu den Anschuldigungen von Herrn Jessen». Die Schreiben gibt Laxness in isländischer Sprache in dem Artikel «Sendibréf frá Fasistum» (Brief von den Faschisten) wieder, den er am 1. Februar 1938 in der Zeitung «Pjóðviljinn» veröffentlicht und später in den Essayband «Vettvángr dagsins» (Kampfplatz des Tages), 1942, aufnimmt. (Die Zitate folgen der 3. Auflage dieses Buches von 1979.)

Bei den bislang erwähnten Schreiben sollte es nicht bleiben; es kam noch ärger, wie wir Laxness' Artikel entnehmen können. Doch lassen wir ihn selbst zu Wort kommen: «Zur gleichen Zeit mit dieser deutschen Regierungsakte, die mit dem amtlichen deutschen Adlerzeichen gestempelt war, erhielt ich von meinem Vertreter im Ausland einen Brief, in dem es hieß, der Goverts-Verlag habe sich an die deutsche Zensur gewandt und Herrn Jessen darum gebeten, eine Erklärung abzufassen, die ich unterschreiben solle; dann werde «Salka Valka» in Druck gehen und mein Autorenhonorar sofort nach Leistung der Unterschrift in dänischer Währung in Kopenhagen ausgezahlt werden. Der Vertreter bat mich, sobald ich meinen Namen unter das Dokument gesetzt hätte, ihn anzurufen, um so schnell wie möglich letzte Hand an den Vertrag mit Goverts legen zu können. Die Erklärung der deutschen Zensur, verfaßt von Herrn Jessen, lautete folgendermaßen:

Die Äußerung in der «Bücherkunde», 2. Heft, 1937, gibt mir Anlaß zu folgender Erklärung: Die Ansicht, daß ich Deutschland sehr wenig wohl gesonnen sei, beruht auf falschen Voraussetzungen. Sollte ich irgendwann Bemerkungen gemacht haben, die Deutschland und der Nationalsozialis-

mus als gegen sich gerichtet auffassen könnten, dann tut mir dies aufrichtig leid, denn eine Einmischung in die deutsche Innenpolitik liegt mir fern. Gleichfalls stimmt es nicht, daß ich Katholik gewesen bin und mich dann von der katholischen Kirche getrennt habe; dies muß auf falschen Angaben beruhen.

Ich bin Dichter, und ich meine, in meinen Werken nur meiner isländischen Heimat, meinem Volk und dessen Bedürfnissen verpflichtet zu sein.

Während meiner Bildungs- und Entwicklungszeit in Europa nahm ich lebhaft an allen bedeutenden Strömungen der europäischen Kultur und Politik teil, ohne mich jemals aktiv in die Politik irgendeines fremden Landes eingemischt zu haben. Für das deutsche Volk und seine Kultur empfinde ich die allergrößte Achtung, ganz besonders für die, die heutzutage seine Bannerträger sind.

Reykjavík auf Island, den ... 1937.

Nun besitze ich leider nicht so gute Manieren, als daß ich genau wüßte, wie man antworten muß, wenn man einen Brief vom Regierungssitz eines fernen ausländischen Staates erhält, in dem einem verordnet wird, wie man denken, sprechen und schreiben soll.

Zuerst meinte ich, daß ich als Privatperson nicht der Richtige sei, um eine solche Akte zu beantworten, dies sei eine zwischenstaatliche Angelegenheit, und ich war am Überlegen, ob ich dem isländischen Außenministerium die Briefe aushändigen sollte. Aber gerade in jenen Tagen ließen diejenigen, die die Briefe geschrieben hatten, deutsche Faschisten, die baskische Kleinstadt Guernica in Trümmer schießen und in wenig mehr als einer Stunde ungefähr sechshundert wehrlose Menschen, zu meist Frauen und Kinder, ermorden: Menschen eines schuldlosen, friedlichen Volkes, die nie einem Deutschen etwas getan hatten, die von der Existenz Deutschlands kaum wußten. Daraufhin beschloß ich, die Briefe der Ehrenmänner in angemessener Weise zu beantworten. In einer Rede, die ich in Reykjavík am 1. Mai hielt, brachte ich die Meinung zum Ausdruck, das Benehmen der deutschen Faschisten in Spanien sei entsetzlich, schändlich und teuflisch. (Es freute mich sehr, bald zu erfahren, daß der Kern meiner Rede innerhalb von 24 Stunden die richtige Adresse erreicht hatte.)

Im Zusammenhang mit diesem Briefwechsel schrieb ich dann meinem Vertreter folgenden Brief, damit er ihn zur Hand hatte, wenn er das nächste Mal in meinem Namen Verhandlungen mit den deutschen Faschisten führte:

Die Behauptung der Zeitschrift «Bücherkunde», ich hätte «mehrere Hetzartikel» gegen Deutschland veröffentlicht und ich sei dem Lande

überhaupt feindlich gesonnen, ist ohne Zweifel von Menschen aufgestellt worden, die möchten, daß die Kluft zwischen Deutschland und den nordischen Ländern noch größer werde, als sie jetzt schon ist. Aus verständlichen Gründen wird auch auf keine Zeile hingewiesen, die als Beweis für diese Behauptung dienen könnte. Aber eine sonderbare Wirkung muß es auf mich haben, wenn Ausländer von mir verlangen, einen Satz wie diesen zu unterschreiben: «Ich meine, in meinen Werken nur meiner isländischen Heimat [...] verpflichtet zu sein» (!!).

Übrigens halte ich es für unter meiner Würde als Schriftsteller, dieses Wunderwerk in seinen Einzelheiten zu beantworten. Aus keinem Land, wo meine Bücher veröffentlicht wurden, hat man mir jemals etwas diesem Dokument ähnliches vorgelegt. Ein solcher Mangel an Höflichkeit kann vielleicht unterdrückten Sklaven und Unmündigen zugemutet werden, aber nicht frei geborenen nordischen Männern.

Falls die Behörde eines ausländischen Regierungsbüros sich einbildet, mir befehlen zu können, wie ich über verschiedene geistige Strömungen oder über die Politik denken soll, und falls sie mich mit meiner Unterschrift in den Dienst fremder Interessen stellen will, dann bin ich gezwungen, den Beteiligten ein für alle Mal mitzuteilen, daß ich mir das Recht nehme, für oder gegen jegliche Meinung, wann auch immer, wo auch immer und wie auch immer zu sprechen [...].» (a.a.O. 155–158).

Ein gutes Vierteljahrhundert sollte dahingehen, ehe ein deutscher Verlag (Rowohlt) das Prosaepos über den Kleinbauern Bjartur unter dem Titel «Unabhängige Menschen», 1962, herausbrachte. Als Vorlage diente die dänische Übersetzung des Romans. Eine Übertragung aus dem Isländischen von dem Greifswalder Nordisten Bruno Kress erscheint 1968 im Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar, dieses Mal steht auf dem Titelblatt «Sein eigener Herr». Die Kress'sche Übertragung steht dem Original sicher am nächsten, in der ehemaligen DDR war ihr im Unterschied zur Bundesrepublik ein großer Erfolg beschieden. Anlässlich des 80. Geburtstags des Autors im April 1982 legt der Verlag Huber, Frauenfeld/Schweiz, der seit 1978 jährlich ein Buch von Laxness herausbringt, «Sein eigener Herr» erneut auf, Leserinnen und Leser findet der Roman nur wenige.

Ebenfalls im April 1982 verleiht die Neuphilologische Fakultät der Universität Tübingen Halldór Laxness die Ehrendoktorwürde. Bei der Übergabe des Diploms durch den Verfasser im Rahmen einer Feierstunde in Reykjavík streift Laxness die Vorgänge um den Roman in den dreißiger Jahren: «Mein dicker Roman, das Buch über den Kleinbauer [...] wurde kurz vor dem zweiten Weltkrieg in deutscher Sprache vernichtet (eingestampft)», ehe er seine kurze Ansprache mit den Worten schließt: «Der

Aufklärung der Frage nach dem Status meines Schriftstellertums im deutschen Sprachraum wird die Nachricht dienen, dass mein Name durch ein Doktorat der berühmten Universität Tübingen jetzt verbunden ist.»

Hat die Verleihung der Ehrendoktorwürde der Klärung seines «Status» im deutschen Sprachraum gedient? Lassen wir die Frage offen. Über die Aufnahme der Romane von Laxness in den deutschsprachigen Ländern informiert ausführlich die rezeptionsgeschichtliche Untersuchung «Hall-dór Laxness in Deutschland» von Guðrún Hrefna Guðmundsdóttir (1989). Sie kommt zu dem Schluß, daß der Literatur-Nobelpreisträger in der deutschen Literaturlandschaft eine Sonderstellung einnehme: «Er bleibt ein Geheimtip für Literaturkenner, ohne breite Aufnahme zu genießen» (a.a.O. 142).

Genießt Laxness seit 1988 eine breitere Aufnahme in den deutschsprachigen Ländern, d.h. seit jenem Jahr, da der Steidl Verlag, Göttingen, eine «Laxness-Werkausgabe» herausbringt? Dem Verlag und dem Herausgeber und Übersetzer, dem Erlanger Skandinavisten Hubert Seelow, wäre dies zu gönnen. 1994 liegen acht Romane vor, weitere sollen folgen: diese «Werkausgabe» ist außerhalb Islands einmalig.

Seit den siebziger Jahren suchen dramatisierte Fassungen der späten Romane von Laxness den Weg zum deutschen Publikum. Rolf Hädrich verfilmt für das Fernsehen «Das Fischkonzert» und «Das wiedergefundene Paradies», eine Hörspielbearbeitung vom «Christentum am Gletscher» durch Franz Seewald bringt der Westdeutsche Rundfunk 1982, zehn Jahre später sendet der Mitteldeutsche Rundfunk «Seelsorge am Gletscher» von Armin Stolper, als Hörspiel des Monats bringen es auch eine Reihe anderer Rundfunkanstalten. Am Meininger Theater erfährt das Schauspiel «Am Gletscher» von Katrin Kazubko im Juni 1992 seine Uraufführung; eine Filmversion, die das Fernsehen zeigt, verwendet – im Unterschied zu der schwedischen Version – den gleichen Titel.

Dramatisierte Romane können niemals die Werke ersetzen, doch führen sie möglicherweise zum Buch. Bleibt die Frage: Haben die Medienwege den Romanen von Laxness mehr Leserinnen und Leser beschert?

Dichterin muß man wohl sein, um von der Lektüre der «wunderbaren Romane» des isländischen Autors «verzaubert» zu werden. Dies ist Sarah Kirsch widerfahren, wie sie in dem Prosastück «Halbtrolle und Klippenjungfrauen», in: «Schwingrasen», Stuttgart 1991, S. 70–72, bekennt: «Meine Verzauberung nahm mit ATOMSTATION ihren Anfang [...]. Die isländischen Bücher wurden mein glänzender aufrichtiger Maßstab für Literatur [...]». Titel, Wörter und Sätze eines ihrer Gedichte in dem 1992 er-

schienenen Band «Erlkönigs Tochter», S. 18, gehen so auf die Lektüre des Romans «Seelsorge am Gletscher», hier Kapitel zwei und drei, zurück:

Zwischen Heu und Gras

Zuerst muß man
 Wollen der Rest ist
 Technik zwischen Heu und
 Gras fuhr ich im Linienbus
 Der Wind heulte daß die
 Ohren ertaubten ich wanderte
 Über Moore durch schwimmige
 Wiesen Schneeanemonen
 Krochen mir in den Pelz
 Braunschwarz das Ödland wien
 Isländischer Abendkaffee
 Runde Seen dazwischen
 Erste schüchterne hungrige
 Schafe und wie im Traum der
 Leibhafte Gletscher.

Liebe Wilhelm Friesz,
 herzlichen Dank für
 den Besuch und
 wieder aufgenommene
 Kammeratschaft,

Hans Laxus

(Mai 1982)

Halldór Laxness

Kurzbiographie

- 1902 geb. am 23. April in Reykjavík,
Eltern: Guðjón Helgi Helgason
Sigríður Halldórsdóttir
- 1905 Umzug nach dem Hof Laxnes, Mosfellssveit, ca. 20 km
nordöstlich von Reykjavík gelegen
- 1923 6. Januar, Taufe im Benediktinerkloster St. Maurice de
Clervaux, Luxemburg; mit der Aufnahme in die katholische
Kirche nimmt er den Namen des irischen Märtyrers Kiljan an
- 1930 Heirat mit Ingibjörg Einarsdóttir
- 1945 Heirat mit Auður Sveinsdóttir
- 1945 ständiger Wohnsitz in Gljúfrasteinn, Mosfellsbær
- 1963 seit «Skáldatími» erscheint der Vorname Kiljan nicht mehr auf
dem Titelblatt
- 1953 Weltfriedenspreis
- 1955 Literatur-Nobelpreis
- 1959 Sonning Preis

Ehrendoktor: Universität Åbo, 1968
 Universität Reykjavík, 1972
 Universität Edinburgh, 1977
 Universität Tübingen, 1982

Laxness- Bibliographie

Erz.	= Erzählungen
Ess.	= Essays
G.	= Gedichte
G.-Ausw.	= Gedicht-Auswahl
R.	= Roman
Rep.	= Reportage
S.	= Schauspiel
Tgb.	= Tagebuch

- 1919 Barn náttúrunnar. R.
 1923 Nokkrar sögur. Erz.
 1924 Undir Helgahnúk. R.
 1925 Kaþólsk viðhorf. Ess.
 1927 Vefarinn mikli frá Kasmír. R.
 1929 Alþýðubókin. Ess.
 1930 Kvæðakver. G.
 1931 Pú vínviður hreini. R.
 1932 Fuglinn í fjörunni. R.
 1933 Í austurvegi. Rep.
 1933 Fótataka manna. Erz.
 1934 Straumprof. S.
 1934 Sjálfstætt fólk I. R.
 1935 Sjálfstætt fólk II. R.
 1937 Dagleið á fjöllum. Ess.
 1937 Ljós heimsins. R.
 1938 Höll sumarlandsins. R.
 1938 Gerska æfintýrið. Rep.
 1939 Hús skáldsins. R.
 1940 Fegurð himinsins. R.
 1942 Sjö töframenn. Erz.
 1942 Vettvángur dagsins. Ess.
 1943 Íslandsklukkan. R.
 1944 Hið ljósa man. R.
 1946 Eldur í Kaupinhafn. R.
 1946 Sjálfsagðir hlutir. Ess.
 1948 Atómstöðin. R.
 1950 Snæfríður Islandssól. S.
 1950 Reisubókarkorn. Ess.
 1952 Heiman eg fór. R.
 1952 Gerpla. R.
 1954 Pættir. Erz.
 1954 Silfurtúnglið. S.
 1955 Dagur í senn. Ess.
 1957 Brekkukotsannáll. R.
 1959 Gjörningabók. Ess.

- 1960 Paradísarheimt. R.
1962 Strompleikurinn. S.
1962 Prjónastofan Sólin. S.
1963 Skáldatími. Ess.
1964 Sjöstafakverið. Erz.
1965 Upphof mannúðarstefnu. Ess.
1966 Dúfnaveislan. S.
1967 Íslendingaspjall. Ess.
1968 Kristnihald undir jökli. R.
1969 Vínlandspúnktar. Ess.
1970 Úa. S.
1970 Innansveitarkronika. R.
1972 Yfirskygðir staðir. Ess.
1972 Norðanstúlkan. S.
1972 Skeggræður gegnum tíðina. Ess.
1972 Guðsgjafaþulan. R.
1972 Af skáldum. Ess.
1974 Pjóðhátfíðarolla. Ess.
1975 I túninu heima. R.
1977 Úngur ég var. R.
1978 Sjömeistarasaragan. R.
1980 Grikklandsárið. R.
1981 Við heygarðshornið. Ess.
1982 Bráðum kemur betri tíð.... G.-Ausw.
1984 Og árin líða. Ess.
1986 Af menningarástandi. Ess.
1987 Dagar hjá múnkum. Tgb.

Deutsche Übersetzungen und Übersetzer (Auswahl)

- 1936 Der Freisasse (Eleonore Voeltzel)
1951 Islandglocke (Ernst Harthern)
1951 Salka Valka (Elisabeth Göhlsdorf)
1955 Weltlicht (Ernst Harthern)
1955 Atomstation (Ernst Harthern)
1957 Salka Valka (Ernst Harthern)
1961 Das Fischkonzert (Ernst Harthern)
1962 Unabhängige Menschen (Thora Dohrenburg)
1968 Sein eigener Herr (Bruno Kress)
1971 Das wiedergefundene Paradies (Bruno Kress)
1972 Die Geschichte vom teuren Brot (Jón Laxdal)
(Mit 5 farbigen Lithografien von Asger Jorn)
1974 Seelsorge am Gletscher (Bruno Kress; ab 1989 u.d.T. Am Gletscher)
1976 Kirchspielchronik (Fritz Nothardt)
1976 Zeit zu schreiben. Biographische Aufzeichnungen (Jón Laxdal)
1977 Gerpla (Bruno Kress; ab 1991 u.d.T. Die glücklichen Krieger)
1978 Auf der Hauswiese (Jón Laxdal)
1979 Die Litanei von den Gottesgaben (Bruno Kress)
1988 Der große Weber von Kaschmir (Hubert Seelow)
1989 Atomstation (Hubert Seelow)
1990 Sieben Zauberer (Hubert Seelow)
1993 Die Islandglocke (Hubert Seelow)

Literaturhinweise

Die wichtigsten Arbeiten zu Leben und Werk von Halldór Laxness, in deren Schuld auch der Verf. steht, sind:

Hallberg, Peter: *Den store vävaren. En studie i Laxness' ungdomsdiktning.* Stockholm 1954.

– ders.: *Skaldens hus. Laxness' diktning från Salka Valka till Gerpla.* Stockholm 1956.

– ders.: *Laxness vid skiljovägen*, in: *Edda* 67 (1967), S.297–345.

– ders.: *Halldór Laxness.* New York. 1971.

Johannessen, Matthías/ Laxness, Halldór: *Skeggræður gegnum tíðina.* Reykjavík 1972.

Sønderholm, Erik: *Halldór Laxness. En monografi.* København 1981.

Über das moderne Island (Gesellschaft, Politik, Kultur) informiert die soziologische Arbeit von

Tomasson, Richard F.: *Iceland. The first new society.* Reykjavík 1980.

Der Aufnahme der Romane in den deutschsprachigen Ländern ist nachgegangen:

Guðmundsdóttir, Guðrún Hrefna: *Halldór Laxness in Deutschland. Rezeptionsgeschichtliche Untersuchungen.* (Beiträge zur Skandinavistik. 8). Frankfurt a. Main 1989.

Spezialprobleme behandeln folgende gedruckt vorliegenden Dissertationen:

Keel, Aldo: *Innovation und Restauration. Der Romancier Halldór Laxness seit dem Zweiten Weltkrieg.* (Beiträge zur nordischen Philologie. 10). Basel/ Frankfurt a. Main 1981.

Kötz, Günter: *Das Problem Dichter und Gesellschaft im Werk von Halldór Kiljan Laxness. Ein Beitrag zur modernen isländischen Literatur.* (Beiträge zur deutschen Philologie. 359). Gießen 1966.

Sigurjónsson, Árni: *Den politiska Laxness. Den ideologiska och estetiska bakgrundens till Salka Valka och Fria män.* Stockholm 1984.

Eine Bibliographie der Laxness-Literatur bis 1970 hat zusammengestellt

Haraldur Sigurðsson: *Skrá um verk Halldórs Laxness á íslenzku og erlendum málum.*
In: *Landsbókasafn Íslands. Árbók* 1971. Reykjavík 1972. S. 177–200.

«*Skírnir*», die Zeitschrift der Isländischen Literaturgesellschaft, bringt seit 1968 jährlich in «*Bókmenntaskrá Skírnirs*», Red. Einar Sigurðsson, Angaben zur Laxness-Literatur.

Romanverzeichnis

Bei der Einordnung bleibt ein voranstehender Artikel unberücksichtigt. Titel mit beifügter deutscher Übersetzung bezeichnen die nicht ins Deutsche übersetzten Romane.

Atomstation

Am Gletscher (s. Seelsorge am Gletscher)

Auf der Hauswiese

Barn náttúrunnar (Das Naturkind)

Das Fischkonzert

Der Freisasse (s. Sein eigener Herr)

Gerpla (s. Die glücklichen Krieger)

Griklandsárið (Das Griechenlandjahr)

Der große Weber von Kaschmir

Heiman eg fór (Von daheim ging ich fort)

Islandglocke (s. Die Islandglocke)

Die Islandglocke

Kirchspielchronik

Die Litanei von den Gottesgaben

Salka Valka

Seelsorge am Gletscher

Sein eigener Herr

Sjömeistarasaragan (Die Siebenmeistergeschichte)

Unabhängige Menschen (s. Sein eigener Herr)

Undir Helgahnúk (Am heiligen Berg)

Úngur eg var (Jung war ich)

Weltlicht